* * * *

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.

* * * *

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.

Plauderstündchen

ist in vier vollständigen, je ca. 352 Seiten starken Bänden, erschienen, aber auch in je zwei Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung der Halbbände ist

der erste mit  der zweite mit 

auf dem Titelblatte versehen. Die Reihenfolge der Bände ist durch die unter den Vögeln angebrachten Sternchen ersichtlich.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten, war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von seinem reichen und gediegenen Inhalte überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen freundlich beitragen zu wollen.

Nürnberg: Theo. Stroefer's Kunstverlag.



****

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren

herausgegeben von

Helene Binder.

Mit Beiträgen von Agnes Brauer, B. Clément, E. Dobbert, E. Giehrl, Anna Klie, Helene Krüger, Cornelie Lechler, Anna Marquardsen, Therese Schefer, Henriette Schmidt, Ottilie Schwahn und anderen Kinderfreunden.

Ausgestattet mit zahlreichen Bildern in Farbendruck, Holzschnitt 2c.

Nürnberg:
Theodor Stroefer's Kunstverlag.

1897

820a.



Lith. u. Druck von E. Nister, Nürnberg.



Einladung.

Der holde Frühling ladet alle
Zu fröhlichem Spaziergang ein,
Zu ihrer Lieder süßem Schalle
Da laden uns die Vögelein.
Du lädst die lieben Kameraden
Gern zum Geburtstagsfest zu dir:
Doch wer? — wozu? — wird eingeladen
Auf diesem ersten Blatte hier?

Hier lade ich mit inn'gem Gruße
Die ganze liebe Kinderwelt
Zu frohem, fröhlichem Genusse
An dem, was dieses Buch enthält.
Gar manches weiß es zu berichten
Von nahem und von fernem Ort,
Bringt Reime, Märchen und Geschichten,
Beut Ernst und Scherz in Bild und Wort.

Und blickt manch Kinderauge heiter,
Fliegt dieses Büchlein ihm ins Haus;
Mahnt man beim Lesen: „Bitte, weiter!"
Heißt's dann betrübt: „Es ist schon aus!"
Lernt Euer Herz — nicht nur das Mündchen —
Etwas von dem und jenem Blatt:
Dann freut sich, die zum Plauderstündchen
Euch alle eingeladen hat.

Gott hilft.

Von Ottilie Schwahn.



Schon seit vollen vierundzwanzig Stunden fiel der Schnee ununterbrochen hernieder, Berge, Wälder, Felder ringsum mit seinem weißen Flockenschleier verhüllend, und noch immer machte der graue Himmel keine Miene, dem Federstreuen der Frau Holle Einhalt zu thun. Laut ächzend und stöhnend keuchte der Eisenbahnzug dem kleinen in einem Thale des Riesengebirges gelegenen Bahnhofe zu; selbst der Pfiff der Lokomotive klang heute müde und heiser, als habe das Dampfroß weder Lust noch Kraft mehr zu weiterem Wege durch die schneeigen Gefilde. Nur wenige Passagiere waren hier ausgestiegen, ein paar Bergmannsfrauen, sowie einige Bewohner des nahen Dorfes, die, wie aus dem Inhalt ihrer Körbe und Bündel zu schließen war, in der kaum zwei Meilen entfernten Stadt Einkäufe zu dem bevorstehenden Christfeste gemacht hatten. Ein gleichfalls mit dem Zuge angelangter Mann, dessen Rock und Mütze den Eisenbahnbeamten erkennen ließen, wandte sich, nachdem er einige Worte mit seinem dienstthuenden Kollegen gewechselt hatte, eiligen Schrittes dem Stationsgebäude zu.

„Väterle, bist du da? Väterle, wir haben halt schon einen Weihnachtsbaum, o, einen großen, der Herr Förster hat ihn uns geschenkt! Lieber Vater, was hat der Doktor gesagt, findet er deine Augen besser?“ wurde er schon an der Thüre von zwei sechs- und achtjährigen Knaben und einem vielleicht vier Jahre älteren Mädchen empfangen. Dem Angeredeten kostete es sichtlich Anstrengung, den Kindern ein heiteres Gesicht zu zeigen, er that auch, als ob er des Mädchens Frage nicht vernommen habe und sagte, sich zu dem kleineren der Knaben herniederbeugend: „Also ihr habt schon einen Weihnachtsbaum? Da will ich nur hernach an Rübezahl telegraphieren, daß er uns keinen zu bringen braucht!“

„O, Väterle, der Herr Förster sagt, Rübezahl hat selbst zu ihm gesagt, daß er den Baum für uns fällen lassen sollte, weil es der schönste im ganzen Reviere gewesen ist!“ berichtete höchst gewichtig der kleine Bursche. Er sprang dabei fröhlich die Treppe hinan, welche zu den in dem oberen Stockwerke gelegenen Wohnräumen führte, und rief in das eine der Zimmer hinein: „Mutterle, der Vater ist da!“

Inzwischen waren auch der Vater und die beiden andern Kinder die Treppe emporgestiegen und in die nur einfach ausgestattete, aber durch die darin herrschende Ordnung und Sauberkeit anheimelnde Stube eingetreten. „Da ist er!“ rief vergnügt der kleine



Knabe und zog den Vater zu der großen und herrlich gewachsenen Tanne hin, welche in einem grünen Bänkchen neben dem Tische in der Mitte der Stube stand und beinahe bis an die Decke reichte, so daß der große goldene Stern droben an der Spitze kaum Platz hatte. „Die Liesel hat auch schon die Äpfel und die Nüsse vergoldet, und der Fritz klebt das hier — —“

„Nicht anfassen, Martinel, es muß erst richtig trocknen!“ wehrte das Mädchen, indem es sanft des Bruders kleine Hände von einer langen, aus roten, blauen und silbernen Papierringen bestehenden Kette, welche auf dem Tische lag, zurückzog. Neben

dieser lagen bereits eine größere Anzahl mit Gold- und Silberschaum überzogener Äpfel und Nüsse, während die in dem unter dem Tische stehenden Korbe enthaltenen Tannenzapfen noch auf dasselbe strahlende Gewand harrten.

Liesel hatte dem Vater den Mantel abgenommen und Fritz den grünen Augenschirm herbeigebracht, welcher den kranken Augen des Vaters wohler that, als die große, blaue Schutzbrille. Hierbei war den beiden Kindern der tieftraurige Blick entgangen, welchen der Vater der Mutter zuwarf, und ebenso die dieser leise zugeflüsterten Worte: „Schlechte Hoffnung — ich werde wohl dem Dienste entsagen müssen!"

Die Hände der Mutter zitterten merklich, als sie jetzt die Kanne mit heißem Kaffee aus der Ofenröhre nahm und ihrem Manne eine Tasse davon eingoß. Auch sie füllte sich ihre Tasse, sie war jedoch nicht im stande zu trinken, war ihr doch das Herz so unendlich schwer von Sorgen um die Zukunft, und nur mit Mühe vermochte sie die Thränen zurückzudrängen, die ihr immer von neuem in die Augen traten, so oft sich ihr Blick auf die wieder in ihre Arbeit vertieften Kinder richtete. Was sollte aus ihnen werden, wenn das von ihr zuweilen wohl schon schmerzlich Geahnte nun wirklich eintreten würde und ihr Mann seine Stellung aufgeben mußte? Er, der so pflichtgetreue Beamte, dem der Dienst mehr als sein Leben galt! Und nun gerade jetzt, wo ihm die Stationsvorsteherstelle in Steinhammer schon so gut wie gewiß war, und die Verbesserung seines Gehaltes es ihm möglich machen würde, Fritz auf das Gymnasium in Breslau zu geben. Länger als ein Jahr war es nun bereits her, seit das Augenleiden ihres Mannes, des Stationsassistenten Hilmer, begonnen hatte. Ja, hätte er damals den begehrten Urlaub erhalten, um sich einer gründlichen Kur unterziehen zu können, so wäre das Übel wahrscheinlich bald gehoben gewesen, aber leider erkrankte gerade zu jener Zeit Hilmers Vorgesetzter sehr schwer am Typhus, und so mußte Hilmer dessen Dienst mitversehen. Als sodann nach Monaten der Stationsvorsteher genesen war, erklärten die Ärzte Hilmers Augenleiden schon für zu weit vorgeschritten, um noch einmal gänzlich geheilt werden zu können, und wenn sie es auch nicht gerade aussprachen, ihre Andeutungen ließen es doch erraten, daß sie eine völlige Erblindung befürchteten.

Frau Hilmer stöhnte laut auf bei dem Gedanken hieran, und als jetzt der kleine Martin fröhlich ein Weihnachtslied anstimmte, stand sie auf und verließ das Zimmer. Liesel schaute ihr erschreckt nach, sie hatte den kummervollen Ausdruck auf dem Antlitz der Mutter gewahrt — waren denn des Vaters Augen schlimmer geworden?

„Nein, mein Kind, sie sind nicht schlimmer als bisher," antwortete der Vater dem sich besorgt an ihn schmiegenden Mädchen, „und wenn wir bei wärmerer Jahreszeit dann Tag für Tag in der stärkenden Bergluft herumstreifen können, so werden sie bald ganz gesund werden."

„Ei, liebes Vaterle, so nimmst du Urlaub?" rief Liesel erfreut, „das wird schön werden, dann gehen wir auch alle Tage zusammen spazieren!"

Der Vater nickte, er vermochte es ihr nicht zu sagen, daß sein Urlaub alsdann ein bleibender sei, von dem er nie wieder in den Dienst zurückkehren würde — o, wie gern wäre er doch noch für die Seinigen thätig gewesen! Doch die große hölzerne

Wanduhr verkündete jetzt die vierte Stunde, da wurde in zwanzig Minuten der nächste Personenzug erwartet, es war also Zeit, sich hinab in die Diensträume zu begeben.

Liesel zündete den Brüdern die Lampe an und setzte sich, nachdem sie das Kaffeegeschirr hinweggeräumt hatte, wieder an ihre Arbeit. Unter ihren geschickten Händen prangten bald auch die Tannenzapfen in goldenem Schmucke. Sie hatte dieselben schon am Vormittag eine Weile in ein Gefäß mit Wasser gelegt, damit sie sich recht fest schlossen. Sodann überpinselte sie die Zapfen mit flüssigem Gummi und legte den Goldschaum darauf. Nun sahen sie prächtig aus und glänzten, als ob sie aus einem Stück echten Goldes hergestellt wären. Fritz hatte inzwischen auch sechs lange Ketten fertig und schnitt nun, unter der Schwester Anleitung, zierliche, kleine Netze ebenfalls aus Gold- und Silberpapier, später kamen auch noch aus feinen Streifen aus demselben Papier geflochtene Sterne und Kreuze an die Reihe; o, der Baum mußte doch wunderschön werden! Am liebsten hätten sie ihn heute Abend noch geschmückt, sie nahmen sich deshalb auch kaum Zeit, ihr Abendbrot richtig zu verzehren, allein die Mutter sagte, daß sie ja morgen noch den ganzen Tag Zeit zum Schmücken des Baumes hätten, und bestand darauf, daß sie zur gewohnten Stunde zu Bett gingen. Sie selbst indes blieb noch bis in die Nacht hinein auf, um das neue Kleid für die Liesel und die warmen Handschuhe für Fritz zu vollenden, denn für sie gab es morgen, am Christtage selbst, noch genug anderes zu schaffen.

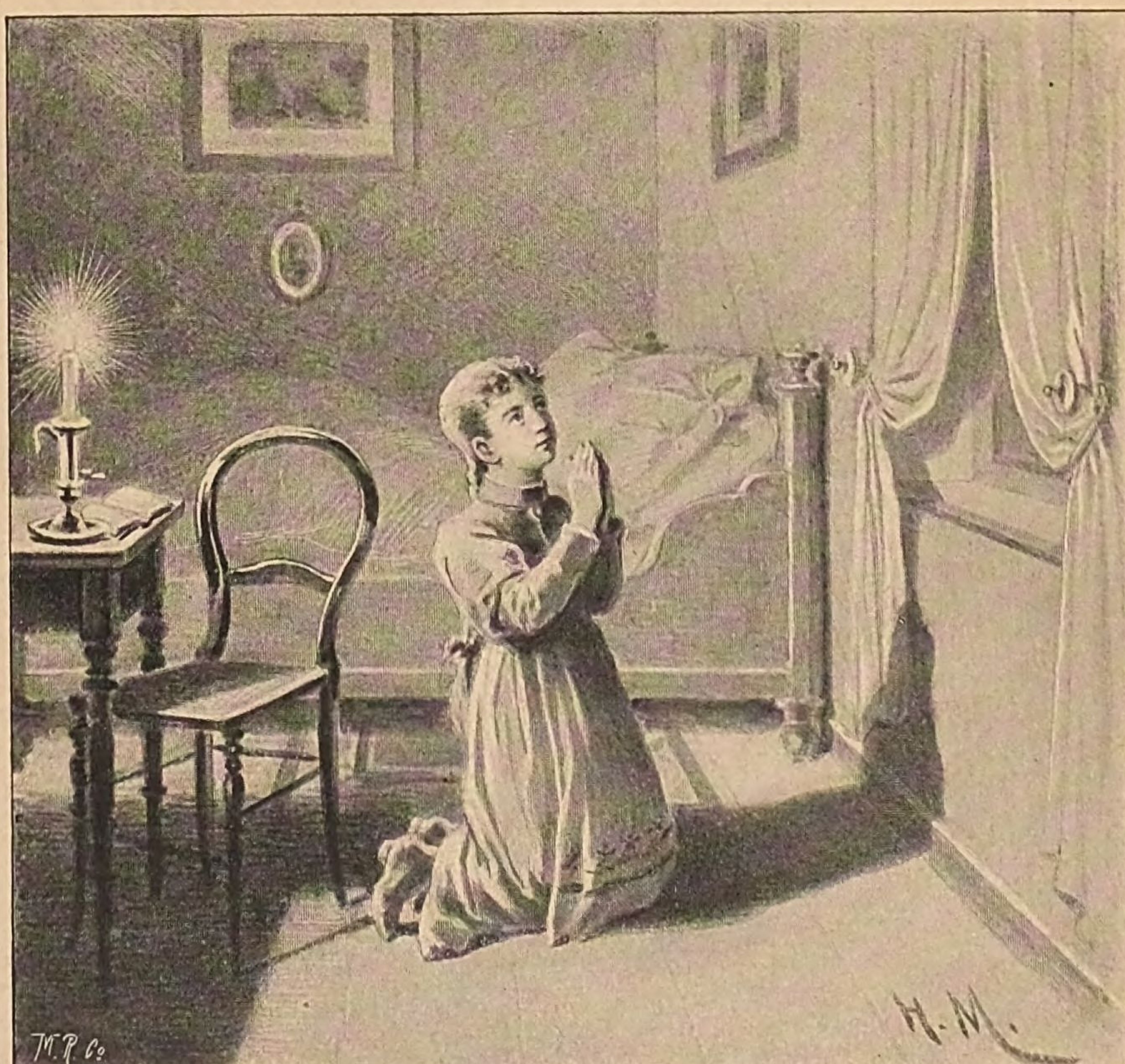
Der Schneefall hatte auch diese ganze Nacht hindurch, sowie den Vormittag über noch angehalten, und der Schnee lag namentlich in den Bergen so hoch, daß die Eisenbahnzüge nicht mehr hindurch gelangen konnten. Auch der jetzt gegen Mittag von Glatz anlangende Schnellzug hatte die Weisung erhalten, auf der Station liegen zu bleiben, bis es möglich sein würde, den Schienenstrang in der zwischen den beiden nächsten Haltestellen befindlichen langen Thalenge frei zu legen. Es herrschte daher heute ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben drunten auf dem Bahnsteige, und Fritz und Martin sahen mit kindlichem Vergnügen vom Fenster aus demselben zu. Ein Teil der Reisenden hatte die Wagen gar nicht verlassen, hofften sie doch, da der Himmel sich aufzuhellen begann, daß ihr unfreiwilliger Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein würde. Andere wieder suchten die Wartezimmer, ja sogar auch die Diensträume auf, sich zu wärmen, und verschiedene wandten sich dem nur wenige hundert Schritte vom Bahnhofe gelegenen Gasthause zu.

„Ich möchte heute nicht reisen," sagte Fritz, vom Fenster zurücktretend, um Liesel noch die letzten Äpfel an den Weihnachtsbaum hängen zu helfen.

„Ich auch nicht," stimmte Martin bei, der stets einer Meinung mit dem Bruder war, „ich will lieber den Christbaum anputzen!"

Liesel war heute ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit ernst und schweigsam, und ihre blauen Augen blickten oft so traurig vor sich hin, als denke ihre Besitzerin gar nicht daran, daß heute Weihnachtstag, der schönste Tag im Jahre sei, welchem ja doch alle Menschen mit Freude entgegenschauen sollen. Ach, gestern hatte auch Liesel sich noch so von Herzen auf den Christtag gefreut, jedoch, als sie heute morgen die Mutter so bitterlich weinen sah und auf ihr Bitten den Grund dieser Thränen erfuhr, da war es mit ihrer

Freude vorbei, und sie konnte an nichts anderes mehr als an ihren Vater denken. Wenn der liebe Gott ihm nur das Augenlicht erhalten wollte, es wäre doch zu furchtbar, sollte er blind werden, — blind, nichts mehr sehen, nicht die Mutter, nicht die Brüder, nicht sie, nicht die Berge, den Fluß, die Bäume, die Menschen — Liesel war es, als stünde ihr das Herz still bei diesem Gedanken. „Lieber Gott, o laß das nicht geschehen!" bat sie leise, aber mit heißer Inbrunst. Da kam ihr plötzlich der eine Vers des schönen Adventliedes in den Sinn, das sie in dieser Zeit so oft in der Schule gesungen hatte:



„Er kommt, Er kommt mit Willen,
In voller Lieb' und Lust,
All Angst und Not zu stillen,
Die Ihm an euch bewußt — —"

Ob der Heiland wohl auch solche Angst und Not stillen konnte, wie sie bei ihnen eingekehrt war? Aber Er war ja ebenso allmächtig wie Sein Vater, der liebe Gott es war, und hatte die Menschen so lieb, daß Er von dem schönen Himmel droben zu ihnen herab auf die Erde gekommen war, um sie zu Seinen Brüdern zu machen. Und in der Bibel stand ja, wieviel Gutes Er gethan, wie Er Tote auferweckte, Kranke gesund,

Taube hörend, Lahme gehend und auch ganz Blinde, ja selbst Blindgeborene, sehend gemacht hatte. Er würde gewiß auch dem Vater helfen, denn der Vater war ja so gut. O, Liesel wollte den lieben Heiland so recht, recht von Herzen bitten, daß Er des Vaters Augen gesund machte, ja heute an Seinem Geburtstage wollte sie Ihn darum bitten, denn da würde Er sicherlich ihre Bitte erhören. Sie ging in ihr Schlafkämmerchen, und die Hände faltend kniete sie nieder und betete gar innig zu dem Herrn Jesus, daß Er doch des Vaters Augen heilen möge, damit derselbe nicht seine Stellung aufgeben müsse und sie alle dadurch nicht arm würden.

Gegen Abend konnte der Zug endlich weiterfahren, und auch die inzwischen auf den vorhergehenden Stationen aufgehaltenen Züge konnten ihm folgen; dadurch blieben heute die Beamten sämtlich bis zum späten Abend in ununterbrochener Thätigkeit. Deshalb war auch in der Hilmer'schen Familie die Bescherung bis zu der zehnten Stunde verschoben worden, wo der Vater endlich vom Dienste frei war und den Seinigen gehörte. Martin wurde die Zeit bis dahin entsetzlich lang, er begehrte fortwährend von dem Christkindel und dem Knechte Ruprecht zu hören und fragte dazwischen alle Augenblicke, ob es denn noch immer nicht neun Uhr sei, daß der Vater kommen könnte.

Endlich, endlich schlug die ersehnte Stunde, und jetzt ließen sich auch Schritte auf der Treppe vernehmen. Fritz lief schon dem Ankommenden entgegen, blieb aber sehr enttäuscht in der Thür stehen, als er nicht den Vater, sondern einen fremden Mann erblickte. Erst als dieser näher in den Schein der Lampe trat, erkannte er in ihm den Wirt des nahen Gasthauses, der, sein so spätes Kommen entschuldigend, nun auf Frau Hilmers Aufforderung näher trat.

„Ich komme mit einem Anliegen", sagte er verlegen, räusperte sich dann aber erst eine Weile, ehe er mit diesem herausrückte. Es sei eine Herrschaft bei ihm eingekehrt, ein Herr und zwei Damen, die eine noch ein ganz junges Fräulein, begann er zu berichten; es seien sehr feine Leute; denn sie wären erster Klasse gefahren, und als der Zug nicht weiter gekonnt hätte, zu ihm gekommen. Das junge Fräulein müsse wohl unterwegs krank geworden sein, denn es sähe sehr bleich und erschöpft aus; der Herr habe es auch sogleich auf das Sopha gebettet, und weil das Fräulein sich zu schwach zum Weiterreisen fühle, so wollten die Herrschaften auch morgen noch hierbleiben. Aber nun sei es ihnen heute Abend gar so schmerzlich, daß sie keinen Weihnachtsbaum hätten, und der Herr habe gefragt, ob er nicht einen bekommen könne, wenn es auch nur für eine halbe Stunde sei, möge es kosten, was es wolle. „Schaun's, meine Frau und ich putzen uns schon seit Jahren kein Bäumel mehr an, aber da ist mir halt eingefallen, daß ich gestern den Fritz und den Martinel mit einem Baum hab' vorübergehen sehen, und nun dacht' ich bei mir, da gehst du halt einmal schnell hinüber und fragst, ob sie dir den Baum nicht für die fremde Herrschaft auf ein halbes Stündel leihen wollen. Es sind feine Leute — der Herr ist ein Professor aus Berlin", schloß der Wirt seine Rede.

„Nein, den können wir nicht geben, denn wir haben ja selbst noch nicht beschert," erklärte Fritz, und Martin war auch jetzt wiederum ganz des Bruders Ansicht und fing beinahe an zu weinen, aus Furcht, daß ihnen der Weihnachtsbaum genommen werden

könnte. Liesel blickte fragend die Mutter an. „Es ist ein krankes, junges Mädchen und am Weihnachtsabend nicht einmal daheim", sagte diese zu den Kindern.

„Mutterle, wenn der Vater es zugibt, so schickte ich ihnen den Baum!" rief Liesel.

„Aber Liesel, gerade jetzt, wo wir bescheren wollen", wandte Fritz murrend ein. „Wir haben ihn doch für uns und nicht für fremde Leute geschmückt, — und beim Tragen würden auch die Ketten zerreißen und die Sterne abfallen!"

„Ach Fritzel, die hängen wir hernach wieder an, und wenn wir ein Stündchen später bescheren, so schadet das doch nichts", sagte Liesel beschwichtigend und fügte dann in bittendem Tone hinzu: „Denke nur, Fritzel, wie es uns sein würde, wenn wir heute keinen Weihnachtsbaum hätten. — Gelt, wir geben ihn? denn ich könnte mich sonst doch nicht mehr recht an ihm erfreuen und würde nur immer an das kranke Fräulein denken!"

„Dann müssen wir aber zuvor den Vater fragen!" meinte Fritz.

„Ich laufe ganz geschwind zu ihm und frage ihn," rief Liesel und war im nächsten Augenblicke schon zur Thüre hinaus. „Der Vater sagt auch, daß wir den Baum geben sollen", verkündete sie bei ihrer Rückkehr. „Er ist ja doch nur geliehen", suchte sie Martin zu beruhigen, dessen Gesicht sich schon wieder zum Weinen verzog.

„Wir müssen aber mitgehen und aufpassen, daß unterwegs nichts herabfällt," sagte Fritz.

„Ja, kommt mit, 's ist mir auch lieb wegen der Bezahlung", meinte der Wirt.

„O, wir borgen den Baum gern dem kranken Fräulein und nehmen nichts dafür," erklärte Liesel, während sie ihren Mantel anzog und ihre wollene Mütze aufsetzte. Auch Fritz hatte seine Pelzmütze herbeigeholt und folgte nun mit Liesel dem Manne, welcher inzwischen den Baum in den Arm genommen hatte und ihn nun sehr vorsichtig die Treppe hinab und den schmalen, zu dem Gasthause führenden, durch den Schnee ziemlich uneben gewordenen Fahrweg dahin trug. Es war auch sehr gut, daß Fritz mitgegangen war, denn alle Augenblicke fiel ein Apfel, ein Tannenzapfen, eine Nuß oder ein Stern herab, und der Wirt hätte dieselben nicht aufheben können. In der großen Gaststube wurden die Sachen wieder an dem Baume befestigt und sodann dieser hinauf in das von der fremden Herrschaft bewohnte Zimmer getragen.

Auf den Wunsch des Herrn Professors mußten auch die Kinder heraufkommen, und wie schüchtern auch sonst Liesel war, der Frau Professorin und dem freundlichen jungen Mädchen gegenüber fühlte sie sich gar nicht sehr befangen und sang sogar das Weihnachtslied mit, welches die Frau Professorin anstimmte.

„Ihr feiert gewiß ein recht fröhliches Weihnachtsfest?" fragte die Dame. Liesel schüttelte schweigend den Kopf, denn sie mußte plötzlich wieder an des Vaters kranke Augen denken.

„Nein? Ist denn bei euch Krankheit eingekehrt oder sonst etwas Trübes passiert?" erkundigte sich die Frau Professorin teilnehmend.

Liesel erzählte der Dame von des Vaters Augenleiden, und auch, daß der Doktor gesagt habe, der Vater dürfe nicht länger im Dienste bleiben, wenn er nicht ganz erblinden wolle.



„Augenleidend ist dein Vater?" fragte der Professor. „Hat sich das Leiden schon lange eingestellt? — Sage deinem Vater, daß ich mir morgen einmal seine Augen ansehen würde, denn zufällig bin ich Augenarzt!" erwiderte er sodann auf Liesels Bericht.

Auch das in der That sehr krank aussehende junge Mädchen unterhielt sich noch freundlich mit den Kindern, und beschenkte diese mit schönen Pfefferkuchen und Zuckerwerk. Sie nahm ihnen das Versprechen ab, sie morgen wieder zu besuchen und dann auch Martin mitzubringen, welchem sie ebenfalls einen großen Pfefferkuchen und Schokolade schickte. „Seht ihr, das sollte in Berlin unter meinem Weihnachtsbaume liegen, wo ich es hätte allein verzehren müssen. Nun ich es aber mit euch teilen kann, habe ich viel mehr Freude daran!" sagte sie.

Liesel und Fritz konnten zu Hause gar nicht genug von der Freundlichkeit der fremden Herrschaften erzählen, und Fritz war jetzt doch sehr froh, daß er den Baum gegeben hatte, der nun auch in dem Hilmer'schen Wohnzimmer seinen Lichterglanz entfaltete.

„Vielleicht hat der liebe Gott uns den fremden Herrn als Helfer aus der Not geschickt", sagte die Mutter, als Liesel dem Vater des Professors Besuch anmeldete. Ja, das glaubte auch Liesel ganz fest und zweifelte gar nicht daran, daß der Herr Professor des Vaters Augen kurieren würde, wie sie es von dem Heiland erbeten hatte.

In großer Spannung und doch nicht ohne Bangen sah die Familie Hilmer am nächsten Tage dem Besuche des Professors entgegen. Fritz schaute schon den ganzen Vormittag über nach ihm aus, und meldete bereits: „Jetzt kommt er!", als der Professor kaum erst die Hälfte des Weges zwischen Gasthaus und Bahnhof zurückgelegt hatte.

Der Professor besah sich Hilmers Augen und ließ sich sehr ausführlich über den Beginn und den weiteren Verlauf der Erkrankung berichten „Es ist allerdings ein sehr ernstes Leiden", sagte er, „aber Gottlob, noch nicht so weit vorgeschritten, daß nicht noch Heilung zu erwarten ist. Wollen Sie sich mir anvertrauen und zu mir nach Berlin kommen? Sie müssen aber dazu einen wenigstens achtwöchentlichen Urlaub nehmen."

„Den hoffe ich zu erhalten", erwiderte Hilmer, die ihm dargereichte Hand des Professors dankbar drückend, „ich werde noch heute mein Gesuch darum bei der Direktion einreichen."

Nach einigen Tagen hatte sich die junge Dame so weit erholt, daß die Eltern mit ihr die Reise nach Berlin fortsetzen konnten. Sie waren von Glatz gekommen, wohin sich Mutter und Tochter vor einigen Wochen zum Besuche von Verwandten begeben hatten, und wo sie durch die Erkrankung des jungen Mädchens länger aufgehalten worden waren. Jetzt hatte der Professor die Seinigen zu dem Weihnachtsfeste heimholen wollen, indes die infolge des tiefen Schnees nur langsam von statten gehende Reise war für die kaum Genesene doch zu anstrengend gewesen, sodaß die Eltern sich gezwungen sahen, die kurze Rast, welche sie bis zur Weiterfahrt des Zuges hier hatten machen wollen, in einen mehrtägigen Aufenthalt zu verwandeln. —

Bereits zwei Tage nach Neujahr erhielt Herr Hilmer den erbetenen Urlaub. Noch an demselben Tage reiste er nach Berlin ab, und eine Woche darauf teilte der Professor selbst Frau Hilmer mit, daß eine an seinem Patienten vorgenommene Operation geglückt

sei. Auch die danach folgenden Briefe der Pflegerin lauteten sehr günstig und riefen große Freude bei Mutter und Kindern hervor. Bevor noch die sechste Woche seines Urlaubes verflossen war, wurde der Vater als vollständig hergestellt aus der Kur entlassen und kehrte nun mit innigem Danke gegen seinen Wohlthäter und mit neuem Lebensmute zu den Seinigen und in seinen Dienst zurück.

Mit lautem Jubel wurde er daheim empfangen. Liesel und Fritz hatten eine Guirlande aus Tannengrün gewunden und damit des Vaters Stuhl umkränzt, auch über der Thür hing ein solcher Kranz, und Martin, der doch gleichfalls dem Vater etwas schenken wollte, überreichte ihm den Kuchen, welchen die Mutter zur Feier des Tages gebacken hatte. Doppelt groß wurde aber die Freude, als wenige Stunden nach des Vaters Ankunft seine Ernennung zum Stationsvorsteher in Steinhammer eintraf.

Er vergoß Freudenthränen bei dem Empfange dieser Nachricht „Ist es nicht, als ob seit dem Christtage der Segen bei uns eingekehrt ist?“ sagte er, „ich möchte in diesen letzten Wochen immer nur fragen: Wo kommt alles das Gute her?“

„Von dem Heilande, lieber Vater“, erwiderte Liesel, sich an seinen Arm hängend, „Er hat es uns zu Seinem Geburtstage geschenkt, gerade so wie es in dem Liede heißt:

„Er kommt, Er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust,
All Angst und Not zu stillen, die Ihm an uns bewußt.“ —

„Ja, — — Ist voller Lieb und Lust,
All Angst und Not zu stillen, die ihm an uns bewußt“,

wiederholte der Vater, die Hände faltend, und schloß: „So hilf du selbst uns, lieber Herr Jesus, nun auch Dir recht zu danken für Deine Hilfe und Güte, indem wir Dich in unsere Herzen aufnehmen und darin wohnen lassen immerdar!“

Vertauschte Rollen.

Willy war ein hübscher Junge,
Munter und voll Schelmerei,
Hellen Auges, flinker Zunge,
Aber grausam nebenbei.

Frösche, Käfer, Spinnen, Fliegen,
Was da kriecht und fliegt und hüpft,
Alles quält er zum Vergnügen,
Wenn's ihm nicht gewandt entschlüpft.

Doch die Summe aller Leiden
Hatte Moppel auszustehn,
Denn es waren diese beiden
Bei einander stets zu sehn.

Moppel mußte alles machen,
Was sein kleiner Herr ersann;
Dieser plagt' ihn unter Lachen,
Wie ein richtiger Tyrann.

War er müd' vom Exercieren,
Gleich schrie Willy: Marsch, apporte,
Wollt' sich Moppel delektieren,
Nahm sein Herr die Schüssel fort.

Und dazu gab's täglich Schläge,
Stöße, Tritte ohne Zahl,
Wenn er mißvergnügt und träge
Übersann des Daseins Qual.

Aber wißt, daß man ein Hündchen
Ungestraft nicht quält und hetzt:
Unversehns ward Mops und Kindchen
In das „Hundereich" versetzt.

Da ging's mit vertauschten Rollen
Umgekehrt wie früher her;
Willy hatte nachzutrollen
Und der Hund war „Grandseigneur."



Aufrecht schritt er auf zwei Beinen,
Stolz im Frack und hohem Hut;
Unserm Willy an der Leine
War ganz jämmerlich zu Mut.

Einen Maulkorb mußt' er tragen
Um den trotz'gen Lockenkopf,
Und es knurrt der kleine Magen
Dem verwöhnten „Guck in Topf."

Frösche, Käfer, Spinnen, Fliegen,
Die er nie in Ruhe ließ,
Quälten ihn nun mit Vergnügen,
Denn die Rache ist zu süß.

Ach, es fielen seine Thaten
Zentnerschwer ihm auf das Herz,
Und er möchte jedem raten:
„Quäle nie ein Tier zum Scherz!"

Helene Krüger.

Das Kinderfest.

Nach B. Clément.



Hell und freundlich war die Sonne aufgegangen. Die Menschen schliefen aber noch in ihren warmen Betten, denn es war noch sehr früh; im Walde aber begann sich's zu regen, die Vöglein schüttelten ihr Gefieder und sangen ihr fröhliches Morgenlied, und ein Häschen wischte sich schlaftrunken die blanken Äuglein und sah neugierig um sich. Ja, die Welt ist immer schön, aber besonders früh morgens, und Frau Sonne schüttelte den Kopf über die Langschläfer. Ei — was war aber das? Sie blickte durch eine Gardinenspalte in ein niedliches Schlafzimmer, in dem zwei Bettchen standen. Husch — husch — ging es mit nackten Füßchen lautlos über den Fußboden, und eine kleine weiße Gestalt schlüpfte ins Nebenzimmer. „Mama — wach auf — Mütterchen," rief die Kleine, „heut' ist ja Kinderfest, und die liebe Sonne scheint schon."

Mütterchen richtete sich auf und warf einen Blick auf die Uhr. „Es ist vier Uhr, Klärchen," sagte sie dann, „im Sommer geht die Sonne früh auf, du kannst noch zwei Stunden schlafen."

„Ach Mütterchen, ich kann wirklich nicht mehr schlafen, darf ich nicht aufstehen? Ich könnte auch die Zeit verschlafen."

„Sei unbesorgt, Kind, ich werde dich schon wecken."

„Wer spricht hier, ist das die Kläre?" rief der Papa, der nun auch erwachte, „willst du gleich ins Bett, kleine Krabbe, es ist noch lange nicht Zeit zum Aufstehen."

Schnell schlüpfte die Kleine in ihr Zimmerchen zurück und ins warme Bett, warf aber erst einen verwunderten Blick auf das zweite Bett. „Trude schläft," flüsterte sie vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Wie kann sie nur so ruhig schlafen. Freilich — sie wird sicher das Gedicht nicht sagen, — aber ich, — o, ich werde es aufsagen müssen — und darauf freue ich mich so sehr." Aufgeregt warf sich das Kind umher, es konnte nicht mehr schlafen, Freude und Erwartung waren zu groß.

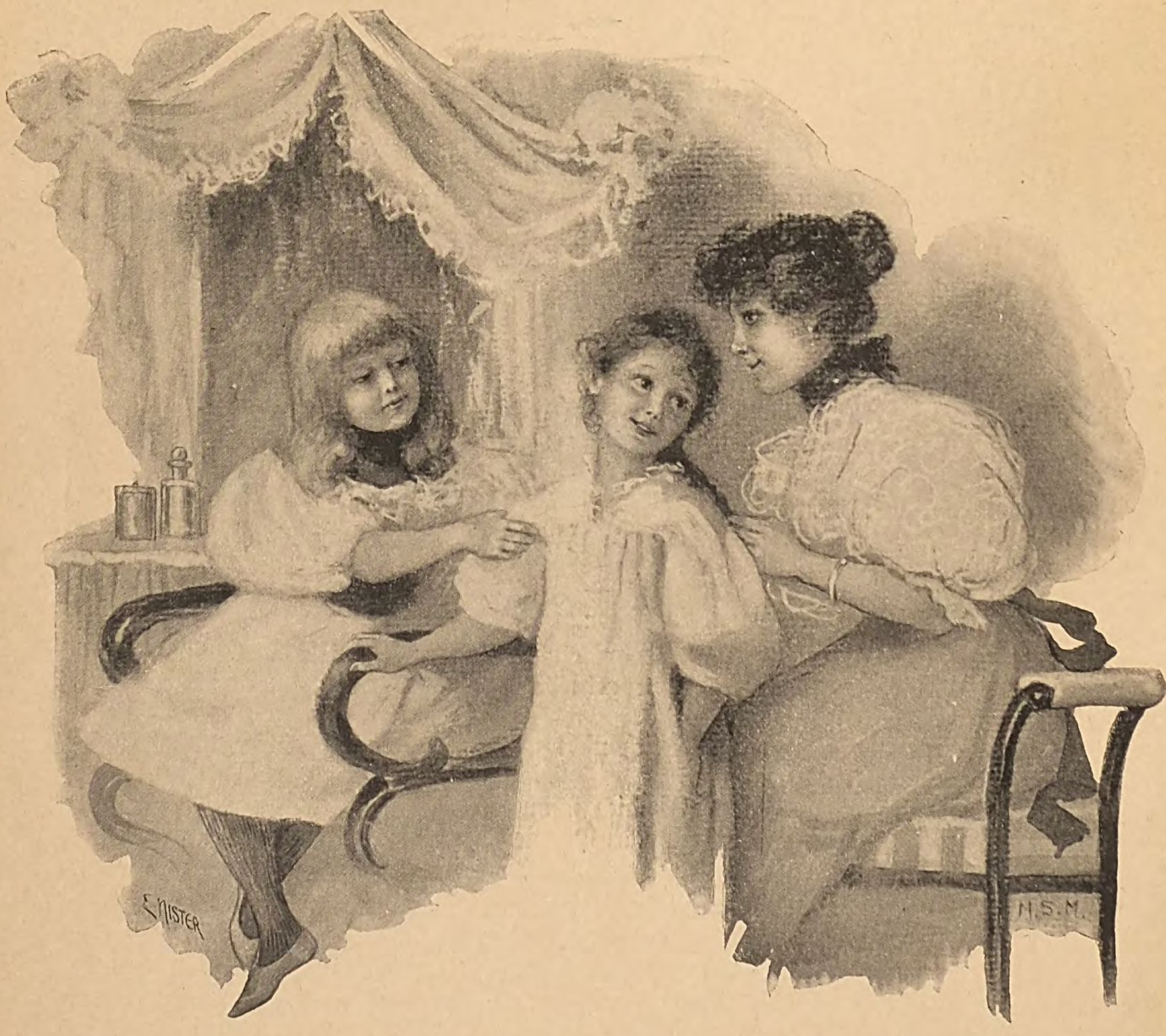
Während sich nun Klärchen das bevorstehende Fest ausmalt, will ich meinen kleinen Freundinnen von demselben erzählen.

Klärchens und Trudchens Eltern wohnten in einem Stadtviertel, das von Herrn Schal, einem sehr reichen Herrn, erbaut war und nach diesem den Namen Schalburg erhalten hatte. Herr Schal, ein älterer, unverheirateter Herr, liebte die Kinder sehr und

gab jeden Sommer den Kindern, die in der Schalburg wohnten, ein Fest, auf das sich alle schon wochenlang freuten. —

„Bumberumbum — bumberumbum —“ das waren die Trommeln, — mit einem Satz war Klärchen aus dem Bette und eilte ans Fenster.

„Nun geht's los, Trude — wie kannst du noch schlafen?“ Sie klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer umher. Schwesterchen war nun auch aufgewacht und rieb sich die schlaftrunkenen Augen, dann lachte sie fröhlich. „Ja, heut' ist ein schöner Tag, ich freue mich.“



Nun trat Mütterchen ein und half ihren kleinen Mädchen beim Ankleiden, dabei waren aber die Zungen fast noch geschäftiger als die Hände. Die Kinder hatten aber auch gar zu viel zu erzählen und zu fragen, besonders das achtjährige Klärchen.

„Paß auf, Mama, ich werde gewiß vorgehen und das Gedicht sagen müssen!“ sagte sie zuversichtlich. „Ich glaube, ich passe am besten dazu!“

„Und warum?“ fragte die Mutter streng. „Nun, weil, weil,“ kam es stockend

heraus, denn Klärchen fühlte wohl, daß die Mutter ihre Worte nicht billigen würde, „weil ich gut hersagen kann und auch so — schöne Locken habe!“

„O Kind, Kind, wie kannst du nur so sprechen,“ sagte die Mutter traurig. „Deine Locken haben gar nichts mit dabei zu thun, und auf das gute Hersagen kommt es bei dieser Gelegenheit, wo der freundliche Herr Schal nur kindlich-herzliche Worte hören und solche Gesinnung fühlen soll, auch nicht an. Ein bescheidenes Herz ist die Hauptsache, das merke dir. Ich würde mich viel mehr freuen, wenn Trudchen dazu gewählt würde!“

„Ach nein, Mama, ich nicht,“ sagte Trudchen ängstlich, „ich, ich bin ja Herrn Schal so gut, weil er uns so viel Freude macht, und ich habe das Verschen auch gelernt, aber es sagen, nein, das kann ich nicht. Siehst du, Klärchen kann es auch mit viel mehr — „Panthos“ oder wie das schwere Wort heißt, Herr Direktor sagte es neulich — hersagen!“

„Ach, Pathos meinst du, liebes Kind,“ lachte die Mutter, „nun, das ist noch nicht das Wichtigste dabei.“

„Ich kann es aber mit Pathos sagen,“ konnte Klärchen nicht umhin, noch zu bemerken. Ach, und leise wünschte sie: Ich möchte doch, ich käme daran, und ich glaube es auch, denn die Lehrerin hat es mir gestern abgehört, allen andern nicht, nur mir allein!“

Und was hatte es für eine Bewandtnis mit diesem Gedicht, das herzusagen sich Klärchen so wünschte? — Nun, die Lehrerin unserer Kinder, welche oft schon hübsche kindliche Gedichte und Wünsche bei festlichen Gelegenheiten für ihre kleinen Schülerinnen verfaßt hatte, war auf die Idee gekommen, dem lieben Herrn, der so freundlich der Kleinen gedachte und ihnen das Fest veranstaltete, sollte auch einmal eine Freude und eine kleine Überraschung dabei bereitet werden. Sie hatte deshalb ein Gedicht geschrieben, in dem die Kinder in einfachen kindlichen Worten Herrn Schal ihren Dank darbrachten, hatte dasselbe, nachdem der Herr Direktor seine Zustimmung gegeben, ihrer Klasse eingeübt, und eins der kleinen Mädchen sollte es bei dem Feste Herrn Schal vortragen. Wer das aber sein würde, das wußte niemand genau, wenn auch viele an Klärchen dachten, die immer alles am schnellsten lernte und wirklich gut hersagen konnte! —

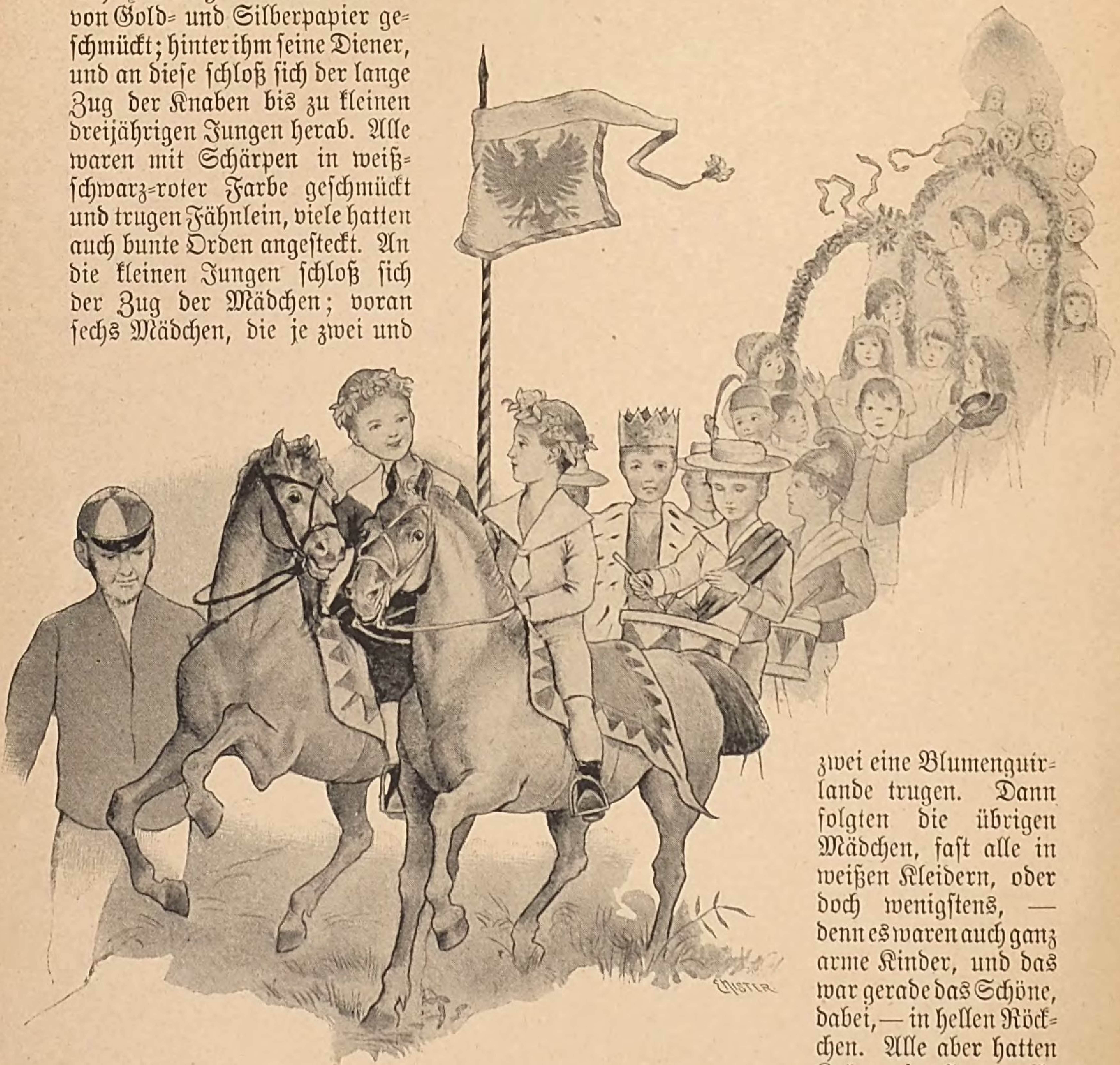
„Na, Kinder, werdet ihr heute noch fertig? sonst muß ich ohne euch frühstücken,“ rief der Papa zur Thür herein, und hurtig sprangen die kleinen Mädchen ins Wohnzimmer und an den Frühstückstisch, auf dem der Kaffee gar lieblich duftete.

„So, Kinder,“ sagte die Mutter, nachdem das Frühstück eingenommen und der Papa ins Geschäft gegangen war, „nun spielt artig. Ihr bekommt heute bald Mittagbrot, dann kleide ich euch an, und um ein Uhr bringt Marie euch nach dem kleinen Exerzierplatz, wo ihr euch ja versammeln sollt.“

Die Kinder trugen gehorsam ihre Puppen herbei, das Spielen wollte aber heute gar nicht gehen, sie liefen alle Augenblicke nach dem Fenster, um zu sehen, ob noch nicht zum Sammeln geblasen würde. Das Mittagessen wollte heute gar nicht schmecken, Marie trug die Schüsseln voll wieder hinaus, „denn wir haben ja keine Zeit, schnell, Mütterchen, zieh uns nur die weißen Kleider an und mache uns fertig.“ — Da ertönte das sehnsüchtig erwartete Signal, Mütterchen befestigte gerade noch die Schleifen an den Zöpfen, nun mußten noch die Kränze festgesteckt werden, und dann eilten die kleinen Mädchen nach zärtlichem Abschiede von der Mutter fröhlich davon.

Auf dem kleinen Exerzierplatze herrschte ein reges Leben, von allen Seiten strömten geschmückte Mädchen und Knaben herbei, und als alle sich eingefunden, waren es gegen 200 Kinder. Herr Schal, der das Ganze leitete, war ebenso vergnügt wie die Kinder, er scherzte mit den kleinen Mädchen und neckte die Knaben. Mit Hilfe einiger Damen

ordnete er den Zug, und gegen 2 Uhr marschierten die Kinder nach einem Vergnügungslokal vor der Stadt. Voran ritten zwei kleine Jungen von 7 bis 9 Jahren auf kleinen geschmückten Ponnys, die von zwei Stallknechten mit hohen Stulpenstiefeln und weißen Handschuhen, weißer Kravatte und Jockeymützen geführt wurden. Dann folgten das Trommlerkorps und die Fahnenkompagnien, darauf der oberste Schulknabe, wie ein Schützenkönig mit einer Krone von Gold- und Silberpapier geschmückt; hinter ihm seine Diener, und an diese schloß sich der lange Zug der Knaben bis zu kleinen dreijährigen Jungen herab. Alle waren mit Schärpen in weiß-schwarz-roter Farbe geschmückt und trugen Fähnlein, viele hatten auch bunte Orden angesteckt. An die kleinen Jungen schloß sich der Zug der Mädchen; voran sechs Mädchen, die je zwei und



zwei eine Blumenguirlande trugen. Dann folgten die übrigen Mädchen, fast alle in weißen Kleidern, oder doch wenigstens, — denn es waren auch ganz arme Kinder, und das war gerade das Schöne, dabei, — in hellen Röckchen. Alle aber hatten Kränze im Haar. Es war ein gar lieblicher Anblick, die vielen fröhlichen, lachenden Kindergesichter, und die Hauptsache war, daß auch die liebe Sonne lachte, denn sonst wäre das Fest kein so hübsches geworden.

Zu dem Vergnügungslokal gehörte ein großer Garten, in dem die Kinder herrlich spielen konnten, und das thaten sie nach Herzenslust. Später gab es Kaffee und Kuchen,

und ihr könnt glauben, daß es sich alle trefflich schmecken ließen. Viele Mütter, darunter auch die unserer kleinen Freundinnen, waren nachgekommen, und einige halfen bei der Bewirtung der Kleinen und paßten auch wohl gelegentlich auf, daß manch kleiner Gast sich nicht den Magen verdarb, indem er den Kuchentellern mehr als dienlich zusprach. Dann ging es zum Tanzen in den Saal, und das Vergnügen erreichte seinen Höhepunkt, als Herr Schal hereintrat, dem zwei Diener, beladen mit allerlei kleinen Geschenken zum Gewinnen, folgten. Da gab es kleine Trommeln, Pfeifen, bunte Papierhelme, Peitschen, Pferdchen für die kleinen, hübsche Feder- und Farbenkasten, Notizbücher und Messer für die größeren Knaben, Puppen aller Art, Kochgeschirre, Bälle, Spielschachteln für die kleinen Mädchen und für die, welche schon größer und verständiger waren, hübsche Nähkästen, Wunderknäule, Schreibmappen und noch allerlei Schönes. Das leuchtete und prangte in allen Farben und glitzerte und glänzte die Kinder so verlockend an, und nun wurden im Garten von einzelnen Gruppen alle Arten Wettspiele veranstaltet, wobei Preise ausgesetzt wurden. Das war ein Vergnügen! Hier wurde Topf geschlagen, da Sackhüpfen veranstaltet, dort um die Wette gelaufen, und da drüben waren gar die schönen Geschenke für die Kinder alle an eine zwischen zwei Bäumen gezogene Leine aufgehängt, und die Kleinen mußten nun mit verbundenen Augen nach den Gegenständen greifen. Obgleich sie nur sechs Schritte von der glückbringenden Leine entfernt die Augen verbunden bekamen, auf Kommando die Schritte machten und dann zugreifen durften, so griffen doch oft die kleinen verlangenden Händchen ins Leere. und man erlaubte nachsichtig zu den drei vorgeschriebenen Versuchen noch einige mehr, weil die so erwünschte Trompete oder Peitsche sich nicht eher fangen ließ. —

Auch unsere kleinen Freundinnen, Klärchen und Trudchen, waren mit fröhlich in dem lustigen Treiben; sie hatten beide hübsche Sachen gewonnen und sie eben mit Stolz der Mutter zum Aufheben gebracht. Trudchen hatte sich zwar von ihrer hübschen, kleinen Puppe im Tragkleid, der ein richtiges, wirkliches Milchfläschchen mit Gummistöpsel um den Hals hing, erst nicht trennen wollen, weil aber Klärchen ihren schönen Nähkasten zur Mutter trug, that sie mit ihrem Geschenk das Gleiche. Freilich, was Klärchens kleinen Kopf und auch ihr eitles Herzchen besonders dazu trieb, das ahnte sie nicht. Klärchen dachte nämlich so: Fräulein Schmidt hat gesagt: „Wenn die Geschenke alle verteilt sind, dann ist der richtige Augenblick, dann sagen wir das Gedicht. Seht, dann haben alle etwas bekommen und sind fröhlich darüber, und da läßt es sich so nett anbringen, daß wir nun auch Herrn Schal erfreuen wollen. Sobald ich klingle, kommt alle in den Saal, ihr, meine Klassenkinder, schart euch um mich, und dann wird es sich schon finden, wer Sprecherin sein und den Blumenstrauß überreichen soll. Wir wollen schon dafür sorgen, daß Herr Schal, der nichts ahnen darf, vorher an den Ehrenplatz geführt wird!" — Ja, so hatte die Lehrerin gesagt, die spielenden Gruppen fingen jetzt an sich aufzulösen, überall sah man tutende, trommelnde oder sich sonst ihres Gewinns freuende Kinder; jetzt würde wohl der wichtige Augenblick bald gekommen sein. Klärchens Herz klopfte. „O wie werde ich mich freuen, wenn ich vortreten darf! Ich werde schon laut sprechen. Die Kinder sagen auch alle, ich würde gewiß gewählt werden!" so dachte sie, nahm Trude schnell bei der Hand und lief eilig, um Fräulein Schmidt und ihre Klassengefährtinnen aufzusuchen. Da kamen sie auch schon alle, es ging in den Saal, gleich darauf ertönte die Klingel, und nun fluteten die Kinder und auch die Erwachsenen von allen Seiten herein. Auf ein Zeichen stellten sich die Kinder rings an den Wänden in mehreren Reihen auf, eine der Damen, ach, es war ja Mutter selbst, führte Herrn Schal, eifrig mit ihm plaudernd, sodaß er nicht auf die Veranstaltungen rings umher achten konnte, auf die Tribüne und nun, nun mußte das Gedicht gesagt werden. Fräulein Schmidt hielt schon den duftenden Strauß versteckt hinter dem Rücken

und jetzt, jetzt kam sie gerade auf Klärchen zu. Einen Schritt ging Klärchen ihr entgegen, schaute sie erwartend an und hielt die Hand hin, wie um den Strauß in Empfang zu nehmen. „Bitte!" sagte sie auch schon wie verlangend. Fräulein Schmidt aber machte eine abwehrende Bewegung. „Nein, nicht du, mein Kind!" und dabei wandte sie sich an die kleinere Schwester. „Hier, Trudchen, überreiche du den Strauß Herrn Schal und sage ihm das Gedichtchen, nicht wahr, du wirst dir Mühe geben, liebes Kind?"

„Ich?" stammelte Trudchen. „Aber die Leute alle!"

„Die freuen sich mit, wenn du dem guten Herrn Schal eine Freude machst; gelt, das möchtest du doch, nun geh' mein Kind, sieh, jetzt grade sind Mama und Herr Schal fertig mit Reden!" Und Trudchen, gehorsam wie immer, faßte Mut, trat vor, gerade bis dicht an Herrn Schal heran, und ob es auch pochte und klopfte das kleine Herz, und die Zunge erst ein wenig stockte: als die freundlichen Augen des Herrn Schal sie so ermunternd anblickten, da ward die Stimme immer sicherer, und als sie schloß:

So haben Sie uns Kinder heut,
Wie oft schon, wiederum erfreut.
Wir alle grüßen Sie, Herr Schal,
Und danken Ihnen tausendmal!

da — ach, es war dem kleinen liebevollen Mädchen so natürlich, da machte sie beide kleinen Arme weit auf und schloß sie um den Hals des alten Herrn, der sie gerührt auf die Stirn küßte. Und alle freuten sich mit, nur eine nicht, und diese eine war Klärchen, die Schwester der Kleinen, die sich am meisten von allen Kindern hätte mitfreuen müssen, daß Trude ihre Sache so gut gemacht hatte. Ach, ihr kleines eitles Herz war so tief verletzt! Sie hatte doch ganz bestimmt darauf gehofft, das Gedicht hersagen zu dürfen. Und nun war sie so sehr gedemütigt; die meisten ihrer Freundinnen hatten ja mit angesehen, wie sie verlangend die Hand nach dem Strauß ausgestreckt hatte, und wie sie von Fräulein Schmidt zurückgewiesen worden war! Wie würden diese sie nun verspotten! Ach, nun freute sie sich auf nichts mehr. Herr Schal, der voll Freude dankte für die liebe Überraschung, hatte eben den Anwesenden verkündet, daß er nun noch für einen Klavierspieler sorgen würde, und daß die Kinder tanzen sollten. Alle Kleinen jubelten. „Ja, und Trude tanzt vor," fuhr Herr Schal launig fort, „und wenn ich nicht ein zu alter Tanzherr wäre, so dürfte sie keinen anderen Tänzer erwählen als mich, so aber soll sie sich aussuchen, wen sie will. Nun, wer wird das wohl sein, meine kleine Freundin, der Karl der Fahnenträger von vorhin, oder dort der Fritz mit der feinen Schärpe?"

„Darf ich Klärchen holen?" fragte Trudchen schüchtern.

„Klärchen," wiederholte der alte Herr verwundert, „das ist ja aber kein Tanzherr, das ist ja doch wohl auch ein kleines Fräulein?"

„Ja, meine Schwester, und mit der möchte ich tanzen!"

„Recht, mein Kind," nickte Herr Schal, und Trude zog ihre kleine Hand aus der seinen und eilte der Stelle zu, wo Klärchen gestanden hatte. Aber da war ja niemand, der Platz war leer.

„Wenn du deine Schwester Klara suchst, die ist nicht hier, die ist eben hinaus in den Garten gegangen, ach, und sie machte solch ein böses Gesicht!" sagte eins der Kinder, das in der Nähe stand. Trudchen erschrak und wollte auch hinaus, aber „Vortänzerin antreten!" erklang es schon, und alle riefen nach Trude. Da mußte sie denn kommen, faßte schnell den ersten besten Knaben an der Hand und tanzte. Aber Freude machte es ihr nicht, und sobald die Musik aufhörte, eilte sie in den Garten, um Klärchen zu suchen. In einer ganz entlegenen Laube fand sie endlich die Schwester. Sie saß auf der Bank, senkte den Kopf nieder und weinte bitterlich.

„Ach, Klärchen," bat die kleine Schwester, „sei doch nicht so betrübt!"

„Bitterböse bin ich," rief Klärchen trotzig und stampfte mit dem Fuß, „ihr habt es nur gethan, um mich zu ärgern!"

„Ach Klärchen," rief Trude, in Thränen ausbrechend, „ich mochte es ja gar nicht sagen, aber ich mußte doch. Ich kann gewiß nichts dafür!"

„Nein, mein gutes Kind, das kannst du nicht," sagte plötzlich die Mutter, die Trudchen unbemerkt gefolgt war. „Trockne deine Thränen, sei vergnügt und heiter und tanze mit den andern. Du aber, Klärchen, hast mir heute viel Kummer bereitet, es ist am Besten, du denkst über deine Unart nach, Marie ist hier, dich nach Hause und zu Bett zu bringen, morgen sprechen wir weiter über die Sache. Sie winkte Marie, die Klärchens Hand ergriff und sie fortführte.

Glaubt ihr wohl, daß das kleine Mädchen jetzt weinte und die Mutter um Verzeihung bat? Nein, leider muß ich zu ihrer Schande gestehen, daß sie trotzig nach Hause ging und sich schweigend ins Bett bringen ließ.

Da lag nun das unartige Klärchen im einsamen Stübchen, anstatt mit den andern Kindern vergnügt und lustig zu sein. Diese tanzten noch über eine Stunde fröhlich im Garten, und erst als es sieben Uhr schlug, gingen alle nach Hause.

Das Lachen und Plaudern der zurückkehrenden Gäste drang bis an Klärchens Ohr, sie steckte den Kopf tief in die Kissen, um es nicht hören zu müssen. Ihr Herz klopfte heftig, sie fühlte wohl, daß sie recht unartig gewesen sei, sie wollte es sich aber nicht eingestehen, sondern war zornig auf Trudchen, auf Fräulein Schmidt, auf Herrn Schal, ja selbst auf ihre liebe Mutter. Ich kann euch sagen, meine lieben kleinen Freundinnen, daß es ein sehr trauriger Zustand war, in dem das arme, verblendete Klärchen sich befand.

Nun kehrte auch die Mutter und Trude nach Hause zurück; sie hörte, wie sie sich an der Hausthüre von Freundinnen verabschiedeten und trocknete hastig einige Thränen; es war doch auch gar zu dumm, hier im Bette liegen zu müssen, während die andern so vergnügt waren.

Da kam es leise angetrippelt, und eine kleine Gestalt neigte sich über ihr Bett. „Klärchen, schläfst du schon?" fragte Trudchen. „Ich hätte dir so gerne einen Kuß gegeben, — Mutter", sagte die Kleine, als die Mutter ins Zimmer trat, „Klärchen schläft, nun kann ich sie gar nicht mehr fragen, ob sie mir noch böse ist. Ach, Mütterchen, es war ja ein schöner Tag, er wäre aber noch viel schöner gewesen, wenn Klärchen das Gedicht hätte sagen dürfen."

„Laß es gut sein, Kind", erwiderte die Mutter, „es ist gerade so recht gewesen, ich hoffe, dieser Tag soll Klärchen eine gute Lehre gebracht haben. Nun aber gute Nacht, mein Liebling." Sie kniete neben Trudens Bette nieder, betete mit ihr, küßte sie und ging.

„Mama, willst du nicht auch mit Klärchen beten?" rief Trudchen ihr leise nach.

„Klärchen schläft, Trude, laß sie nur in Ruhe", entgegnete die Mutter nach einem Blick auf die Kleine und verließ das Zimmer.

Trudchen lag ganz still und überdachte den Tag, dann faltete sie noch einmal die Hände und sprach ganz leise: „Lieber Gott, mach aber auch, daß mein Klärchen mir wieder gut ist, ich kann sonst nicht froh sein."

Klärchen hörte wohl die Worte der kleinen Schwester, und am liebsten wäre sie aus dem Bett gesprungen und zu ihr geeilt, es war aber noch ein kleiner Rest von Trotz in ihrem Herzen geblieben, und der flüsterte ihr zu: „Sie hat am meisten Schuld, hätte sie nicht gerade neben dir gestanden, so hätte Fräulein Schmidt gewiß dich gewählt." So stellte sie sich schlafend und lag ganz still, um sich nicht zu verraten.

Bald hörte sie Trudchen sanft schlummern, und die Mutter im Nebenzimmer zu Bett gehen, die Lampen wurden ausgelöscht, und tiefe, feierliche Stille umgab sie. Wie dunkel es war. Das kleine Mädchen erinnerte sich nie, sich in solcher Finsternis befunden zu haben. Ihr Herz begann lauter und lauter zu klopfen, es war doch auch gar zu schrecklich, so munter in der Nacht zu liegen. Was Mütterchen wohl mit der guten



Lehre gemeint hatte? Ja — eigentlich war sie wohl recht unartig gewesen, besonders gegen Trudchen, die doch wohl nichts dafür konnte, daß sie so geehrt worden war; trotzdem, es war doch eine zu große Enttäuschung für sie gewesen. Sie war doch die Ältere. Da schlug die nahe Kirchenuhr, wie schaurig klang es durch die Nacht! Klärchen zog ängstlich die Decke über den Kopf. Und sie hatte gar nicht gebetet; ob der liebe Gott ihr wohl böse war? Sie warf die Decke zurück, tiefes Dunkel umgab sie; heftiger pochte

das kleine Herz, ihr war, als streckten sich hundert Arme nach ihr aus, um sie zu greifen. Und die Mutter hatte sie nicht geküßt, wie sie allabendlich that — ob sie wohl ihr kleines Mädchen gar nicht mehr lieb hatte? Wie eine Zentnerlast fiel es auf die kleine Brust. „Mama“, rief sie leise, „Mütterchen“ — keine Antwort. Da hielt es Klärchen nicht länger im Bett, hastig sprang sie heraus und stürzte in das andere Zimmer an das Lager der Mutter.

„Mama, Mama, nun hab' mich wieder lieb!“ flehte sie.

Da umfaßten sie zwei weiche Arme, und die Mutter zog sie zu sich ins Bett. „Siehst du jetzt ein, Klärchen, wie unartig du gewesen bist?“

„Ach ja, Mütterchen, ich will es auch nie wieder thun, mir nie wieder wünschen, ein Gedicht sagen zu dürfen.“

„Der Wunsch an und für sich ist kein Unrecht, mein Kind, das haben wohl heute alle deine kleinen Mitschülerinnen gewünscht, wohl aber das Gefühl, aus dem er hervorgegangen ist. Weißt du, was ich meine, Klärchen? Es sind die Eitelkeit und die Selbstliebe, die dich stets auf den ersten Platz drängen möchten und nicht leiden können, wenn du in den Hintergrund geschoben wirst. Mein Klärchen muß sehr gegen diese beiden Fehler kämpfen, sonst geht es ihr wie heute, sie fühlt sich unglücklich, wenn sie nicht die Hauptperson ist und wird infolgedessen unartig und unliebenswürdig, und alle Menschen ziehen sich von ihr zurück, denn keiner mag ein unliebenswürdiges, eitles Mädchen leiden. Hast du mich verstanden, Kind?“

„Ja, Mütterchen. Ach, der Tag fing so schön an und war nachher so schrecklich. Ich will immer an das Fest denken, wenn ich eitel bin. Hast du mich nun wieder lieb, Mütterchen?“

„Gewiß, mein Liebling.“

„Und der liebe Gott auch?“

„Auch der, mein Kind. Wollen wir nun beten, Klärchen?“

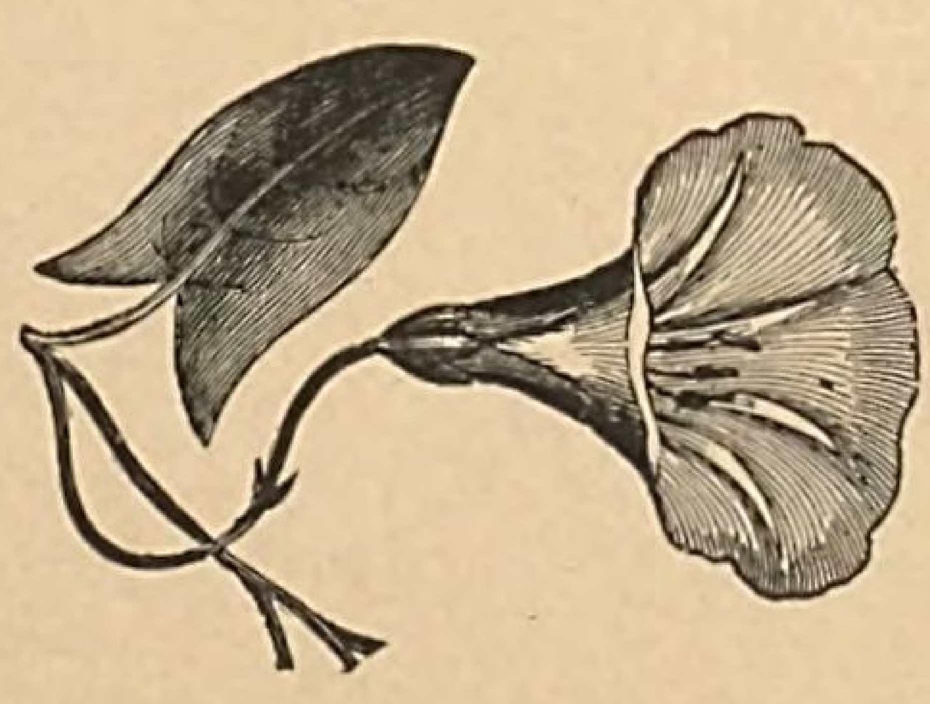
Die Kleine faltete die Hände und sprach ihr Nachtgebet. Dann küßte Mütterchen sie innig, und sie schlüpfte in ihr Bett zurück. Wie leicht und glücklich fühlte sich das kleine Mädchen nun, ihr Herz schlug nicht mehr ängstlich, und bald schlief sie ein.

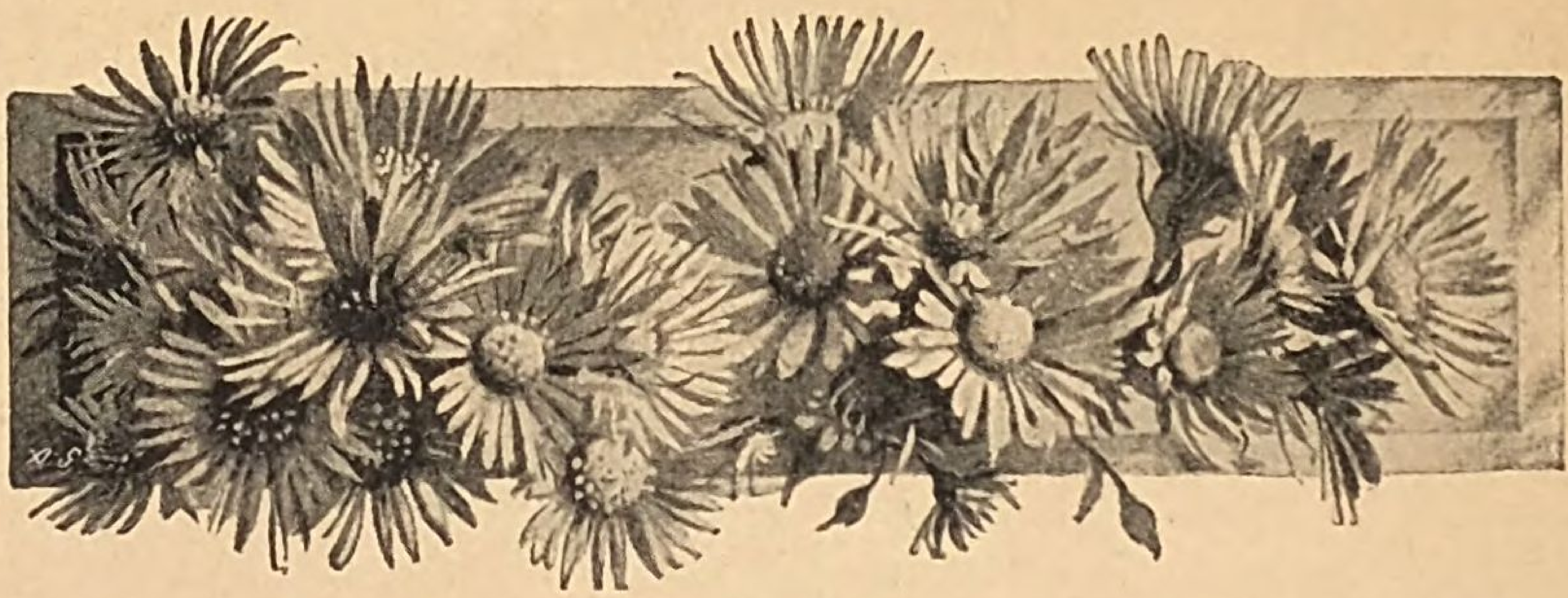
Als sie am nächsten Morgen erwachte, stand die kleine Trude schon vor ihrem Bette und sah sie ängstlich an.

„Bist du mir noch böse, Klärchen?“

Da sprang Klärchen auf, lachte und umfaßte die kleine Schwester. „Ich war gestern garstig, Trude, aber heute wollen wir schön spielen.“

Da lachte Trudchen auch und half Klärchen beim Ankleiden, denn sie war schon fertig; dann spielten die kleinen Mädchen so vergnügt und einträchtig wie lange nicht, und die Mutter lächelte ihnen zu und freute sich über ihre beiden lieben Kinder.





Die Schlittenfahrt.

Die Gräfin von dem hohen Schlosse,
Die fährt mit Vieren durch das Thal,
In ihrer prächt'gen Staatskarosse
Schnell wie der Wind; — doch fragt sie 'mal,
Ob ihre Fahrt so schön wie diese,
Und ob sie selbst so froh, so stolz,
Wie unsre liebe, kleine Liese
Hier auf dem Sitz von Reisigholz?

Ich glaub' es nimmer! — Seht, die Kleine
Kutschiert den Schlitten selber heut,
Die Händchen fassen stramm die Leine,
Daß Pussel selbst sich drüber freut.
Mit „Hü!“ und „Hot! saust es hinunter,
Kaum kann der Bub' zur Seite gehn,
Und dabei lacht sie hell und munter:
„Ach, Hansel, es ist gar zu schön!“

Ob es auch kalt; im derben Jäckchen
Friert unser Bauernmädel nicht,
Frisch glänzen ihre roten Bäckchen,
Und Frohsinn strahlt aus dem Gesicht.
Wie wird dann bei der Heimkehr munden,
Was Mütterlein ihr bringt zum Schmaus:
Ja, so erblühn die kerngesunden,
Die frischen Kinder deutschem Haus.

Drum stets hinaus in Wind und Wetter,
Du liebe, kleine Kinderschar,
Ob grün der Baum, ob welk die Blätter,
Dort gibt es Freuden immerdar.
Und macht ihr eine Fahrt wie diese,
In frischen Wintertag hinein:
So seid so froh wie unsre Liese
Und schaut uns an gleich Sonnenschein!





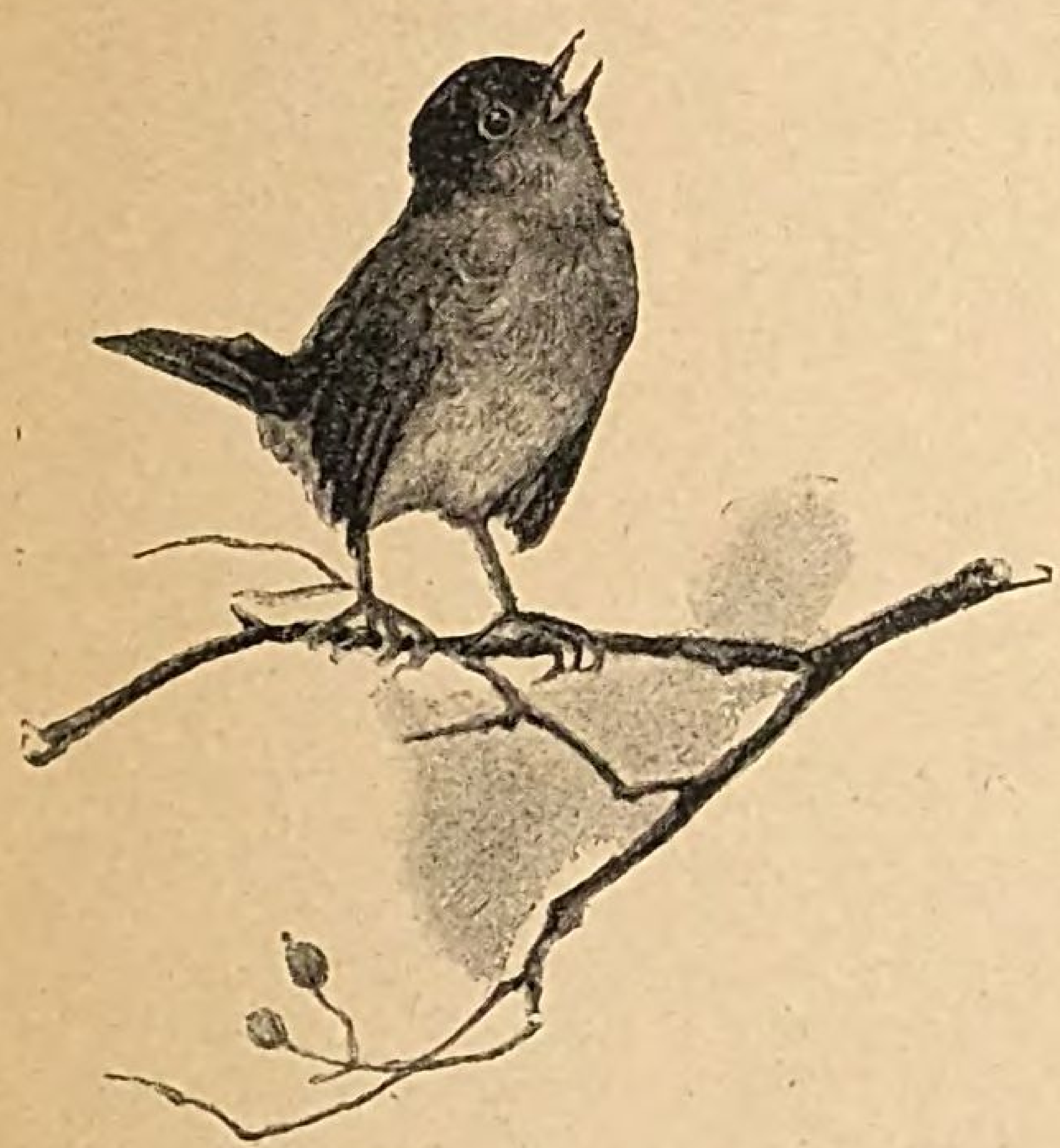
Waldhütte, im Februar.

Liebe Tante!

Du sagtest mir in Deinem letzten Brief, da wir auf dem Lande, nahe am Walde, wohnten und immer allerlei mit Haus- und andern Tieren erlebten, so möchte ich Dir hier und da etwas davon in einem Brieflein erzählen, und du wolltest es dann an den Herrn in Nürnberg schicken, der „Plauderstündchen“ drucken läßt. Da sollte es auch mit hineingedruckt werden, und die vielen Kinder, die das Buch zu Weihnachten bekommen, die würden meinen Brief dann auch lesen. Im ersten Augenblick war ich ein bißchen erschrocken, denn sieh, manchmal da hapert es noch mit der Orthographie, und dann weiß ich auch immer nicht so recht, wann ich ein Komma oder einen Punkt setzen muß. Mündlich läßt sich's auch immer viel besser erzählen, als wenn man erst alles niederschreiben muß, und die Feder nur langsam vorwärts kommt. Mutter meinte aber, sie wollte mir helfen, und riet mir, ich sollte zuerst von unserm „Osterhäschen“ erzählen, wie Fritz es nennt. Das will ich auch thun, denn das hat uns sehr viel Spaß gemacht und gefällt vielleicht auch den Kindern. Vorher aber will ich mich vorstellen, wie Mutter sagt, das heißt, ich will nur erzählen, daß ich Lisbeth heiße, elf Jahre alt bin und noch einen kleinen Bruder, Fritz, der vier Jahre alt ist, habe. Wir wohnen mit unsern Eltern auf einem Gute ganz dicht am Walde; darum heißt es auch Waldhütte. Nun kommt das Erlebnis, denn es ist alles selbst erlebt, was ich erzähle.

Im Winter ist es wohl einsam bei uns auf dem Lande, und Gäste

kommen selten; dafür aber kommt allerlei andrer Besuch zu uns, der sehr auf unsere Gastlichkeit rechnet. Es ist zweibeiniger und vierbeiniger Besuch jeder Art, hungrig aber ist er immer, und so weit wir können, sorgen wir auch gern für ihn. An unsern Giebelfenstern sind Brettchen als Tischlein deck dich! für die Singvögel angebracht, hungrige Krähen finden im Hof ihr Futter, und für die Rebhühner hat unser Vater in diesem Jahr eine kleine Futterhütte aus Tannenreisig im Garten nahe einem schützenden Busch machen lassen. Für die Rehe und Hasen sorgt unser Förster im Walde, aber oft bei strenger Kälte und hohem Schnee kommen sie zutraulich noch ganz nahe an den Hof heran, um sich etwas zu holen. Neulich kam auch ein Häschen zu der Rebhühnerhütte, es lief neugierig und lüstern rings herum, dann steckte es den Kopf durch die Thüröffnung, um hineinzukriechen, zog ihn aber wieder



ängstlich heraus und begann seinen Rundgang aufs neue. Fritz und ich sahen vom Fenster aus zu. „Lauf doch hinein, armes Häschen, und hol' dir was", rief Fritzchen laut und pochte ans Fenster. Da erschrak das Häschen und lief fort. Am nächsten Morgen streuten wir Heu und Kohlblätter rings um die Hütte und warteten nun vom Fenster aus, ob das Häschen nicht wiederkomme. Wirklich gegen Abend kam es! Ei, wie ihm die Mahlzeit gut schmeckte, und wie es auch das letzte Heuhälmchen und Kohlblättchen verzehrte! Wir sahen ihm zu und freuten uns daran. Von jetzt ab findet es jeden Tag sein Heubündelchen an der Futterhütte und kommt regelmäßig, um es zu verzehren. Zuweilen geht es auch in die Hütte, denn es fürchtet sich nun gar nicht mehr, und wenn Fritz ans Fenster klopft, so schaut es nur einmal herüber, und dann schmaust es weiter. Fritzt nennt dies Häschen sein Osterhäschen und hofft bestimmt darauf, es werde ihm seine bunten Ostereier in die Hütte legen. Er versucht schon jeden Tag, ob er auch hineinkriechen kann, um nachzusehen, und macht dabei die Öffnung immer etwas weiter.

Dies Osterhäschen ist aber nicht der einzige Hasenbesuch, der uns beehrt. Neulich Abend, als liebe Gäste von uns zur Vorderthür, die selten geöffnet



wird, hinausbegleitet wurden, und wir uns alle des herrlichen Mondscheins freuten, sahen wir zwei Hasen ganz dicht an unserem Hause; sie hatten sich offenbar etwas zum Schmausen holen wollen. Am nächsten Nachmittag vergaßen wir nicht, etwas Klee und Heu für sie vor dem Haus zu verstreuen und richtig, als es dunkel wurde, kamen die beiden kleinen Hungerleider und ließen es sich schmecken. Sie werden nun auch immer versorgt. Anfangs liefen sie scheu fort, sobald jemand die Thüre etwas öffnete, nun aber wissen sie wohl, daß wir es gut mit ihnen meinen, denn jetzt stört sie das Öffnen der Thür gar nicht mehr, und sie schmausen ruhig weiter, wenn wir ihnen zuschauen.

Nun will ich von den Vogelgästen erzählen. Sie kommen an die Giebelstubenfenster; die Meisen sind die zutraulichsten, aber wie es scheint, auch die hungrigsten von allen. Drei Kohlmeisen und zwei graue kleine mit schwarzen Köpfchen sind fast den ganzen Tag am Fenster. Sind sie einmal fort, so brauche ich nur an das Fenster zu pochen, gleich kommen sie geflogen und sehen, ob ich auf das Futterbrettchen frische Körner für sie hingestreut habe. Eines Tages kam ich mit meinem Futtersäckchen zur bestimmten Stunde ans Fenster und wunderte mich, daß nicht eines der kleinen Vögel zu sehen war. Ich pochte; es war vergeblich. Ich setzte mich nieder und wartete. Auf einmal fuhr ich erschreckt auf, ein dunkler Gegenstand war mit einem lauten Platsch! vom Dach herunter auf das Brett gefallen (Bitte, laß doch „Platsch!“ stehen, Mutter sagte, Du würdest es wohl nicht mit drucken lassen wollen, weil es kein richtiges Wort ist. Aber siehst Du, es klang nun einmal nicht wie ein Krach! oder wie ein Plauz! und die Kinder verstehen es gewiß und nehmen das Wort nicht übel). Als ich hinsah, was entdeckte ich: einen kleinen Kauz, eine Eule, die ihr Gefieder aufgeplustert hatte und mich mit ihren großen Augen anstarrte. Nun wußte ich auf einmal, warum meine kleinen Vögel nicht kamen. Die Eule hatte sie verscheucht, sie fürchteten sich vor ihr. Fast den ganzen Tag blieb die Eule unbeweglich sitzen, sie wartete auf die Rückkehr der kleinen Vögel. Von denen war



aber weit und breit nichts zu sehen; sie waren auf ihrer Hut. Erst beim Einbruch der Dunkelheit flog das Käuzchen fort, — aber am andern Morgen, als ich wieder mit dem Futtersäckchen kam, saß sie als Polizeidiener wieder da und lauerte. — Auch heute war dies Lauern vergebens; meine Vögelchen blieben fern und kamen auch in den nächsten Tagen, wenngleich die Eule ihren Wachtposten aufgegeben hatte, nicht wieder. Auf unsre Bitten ließ die Mutter nun auf der andern Seite des Hausgiebels ein Futterbrett anbringen, und nach und nach fanden sich unsere verscheuchten Vögelchen dort zur Mahlzeit ein. — Nun will ich Dir zuletzt noch etwas Besonderes erzählen. Neulich kam einer unserer Knechte vom Boden herab und brachte zwei Eier in der Hand. „Hat die eine Henne da oben hingelegt?“ fragte ich.



Konrad lachte: „Nein, nein“, sagte er, „die Eier hatte sich ein vierbeiniger Dieb da oben aufbewahrt, und ich habe sie ihm fortgenommen. Nun kann ich sie mir schmecken lassen!“

„Ein Dieb?“ fragte ich verwundert, „wer ist denn das?“

„Nun, niemand anders als ein Marder, ich kenne seine Schlupfwinkel da oben und gehe oft an seine Vorratskammer; ’s gibt meist etwas darin!“

So sagte Konrad und ging in die Kutscherstube, um die Eier zu verzehren.

Es sind aber die letzten gewesen, die er vom Marder holte, denn Vater, der von demselben hörte, hat ihn geschossen.

Ich grüße Dich und alle Kinder von mir selber und auch von Fritz und bin in Liebe Deine Lisbeth.

Ein Irrtum.



Ein kleiner Kerl trägt großes
Leid
Und sucht sein Mütterlein.
„Ach Mutter, Mutter, komm
geschwind!
Wo mag die Mutter sein?"

Da steht sie an der Garten-
thür.
Sie winkt dem kleinen Sohn
Und ruft: „Fritz, schrei' doch
nicht so laut,
Wart' nur, ich komme schon."

„Ach, Mutter, denk', als ich
allein
Am Bache drunten stand,
Da kam ein kleines, böses Tier
Und stach mich in die Hand.

Die Mutter sucht, die Mutter sagt:
„Sei nicht so kummervoll,
Ich finde nicht den kleinsten Stich,
Es war ein Irrtum wohl."

Doch sieh! Bald kommt der kleine Sohn,
Der Fritz, zurück voll Harm:
„Ach Mutter, mich stach wieder schon
Ein Irrtum in den Arm." —

A. Marquardsen.

Der Storchen-Hans.

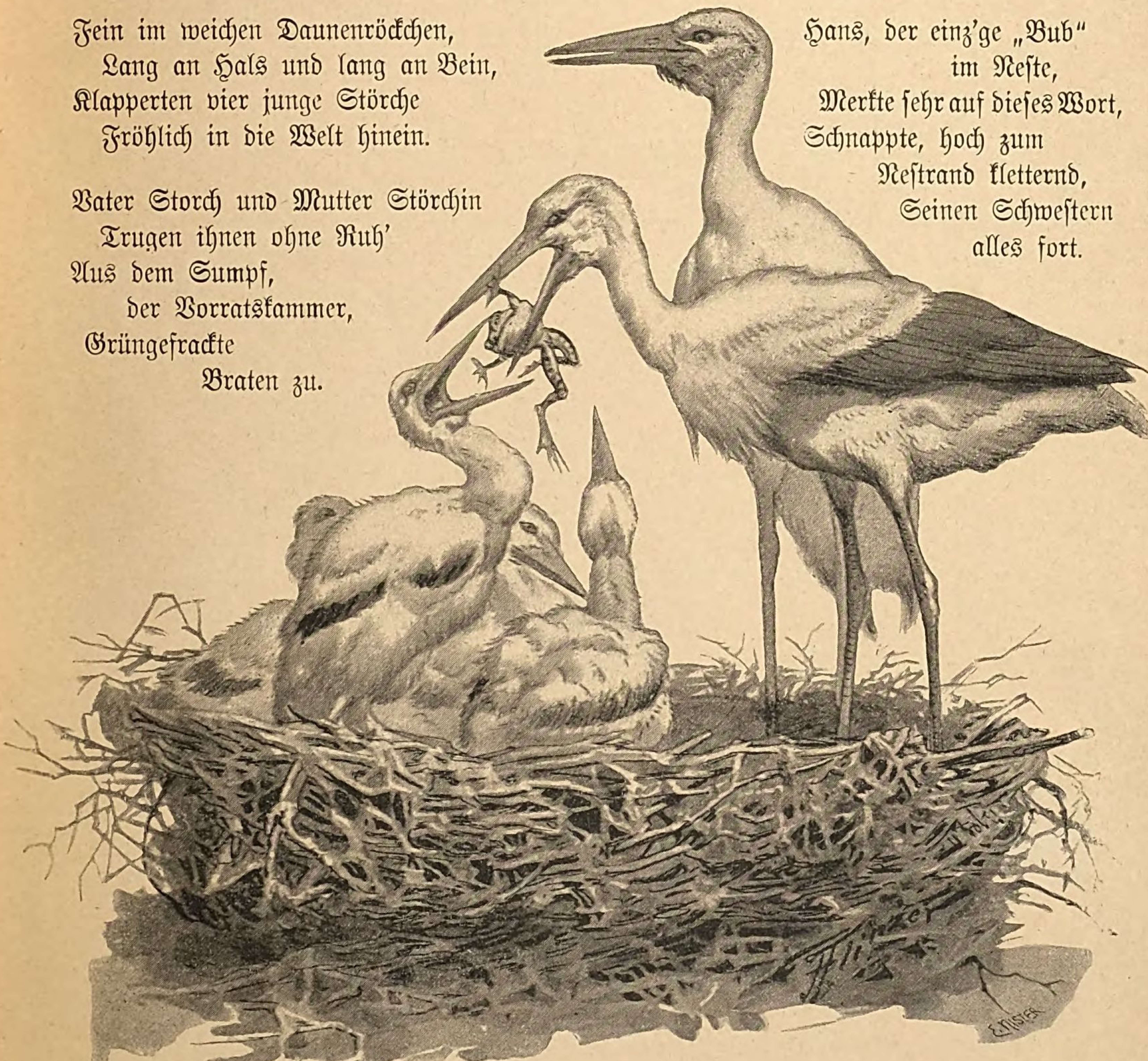
Auf der Scheune höchstem Giebel
In dem großen Storchennest,
Gab's zur Zeit der ersten Rosen
Gar ein lustig Kinderfest.

Fein im weichen Daunenröckchen,
Lang an Hals und lang an Bein,
Klapperten vier junge Störche
Fröhlich in die Welt hinein.

Vater Storch und Mutter Störchin
Trugen ihnen ohne Ruh'
Aus dem Sumpf,
der Vorratskammer,
Grüngefrackte
Braten zu.

„Laßt's euch schmecken," sprach die Mutter,
„Schmaust nur lustig darauf los,
Denn vom Essen werden Menschen-
Und auch Storchenkinder groß!"

Hans, der einz'ge „Bub"
im Neste,
Merkte sehr auf dieses Wort,
Schnappte, hoch zum
Nestrand kletternd,
Seinen Schwestern
alles fort.



Voll Verdruß erschaut's der Vater,
Von dem Rauchfang, seinem Thron,
Tritt voll Gravität zum Neste
Und spricht ernsthaft: „Hans, mein Sohn,

Hochgeboren, wie wir alle,
Wahr' mir doch zu jeder Zeit,
Selbst wenn Hunger du verspürest,
Sittsam die Bescheidenheit!

Fall' mir auch nicht aus dem Neste,
Denn wenn du ein Schwächling bist,
Wirst du bei dem Herbstmanöver
Von dem General gespießt.

Dieses aber zu erleben,
Wär' mir — Baron Stelzenrot —
Und auch deiner edlen Mutter
Größre Schande als der Tod.

Darum lerne du gehorchen,
Denn wer aus dem Neste fliegt,
— Dieses gilt auch euch, ihr Mädels, —
Der bleibt liegen, wo er liegt!"

So gesprochen sah man Vater
Wieder seinem Throne nah'n,
Und des Hansels kleine Schwestern
Haben keinen Mucks gethan.

Der jedoch schielt von der Seite
Nach dem strengen Vater aus.
„Ei, ich werd' doch klettern können,
Ich fall' nicht zum Nest heraus!"

Sanft mahnt Schwester Klapperlinchen,
Schwanenhälschen ihn zur Pflicht,
Doch der trotz'ge Bub' erwidert:
„Mädels, ihr versteht das nicht!"

Und wie Mutter heimgekehret,
Ruft er laut mit einem Mal:
„Was ist das von dem Manöver
Und dem Spießer-General?"

„St!" mahnt voller Angst die Mutter,
„Von der hohen Excellenz
Spricht man stets mit weiser Achtung
Und mit höchster Reference."

Will nur's Abendbrot besorgen,
Ich erzähl' es euch darauf."
Und treu sorgend tischt sie allen
Feine Leckerbissen auf.

Wie nun um die Dämmerstunde
Endlich mal die Kinderschar
Bis zum wilden Storchen-Hansel
Ganz und gar gesättigt war,

Und der Vater bei der Sitzung
In dem Storchenrat nicht fehlt,
Hat die Mutter ihren Kleinen
Von der Sippe Storch erzählt.

Von der Reise nach dem Süden,
Von dem fernen schönen Ziel,
Von den schwarzen Negerkindern,
Von den Fröschen in dem Nil,

Von dem großen Herbstmanöver
Auf dem weiten, weiten Feld,
Wo kein Schwächling siegt, der Starke
Einen hohen Preis erhält.

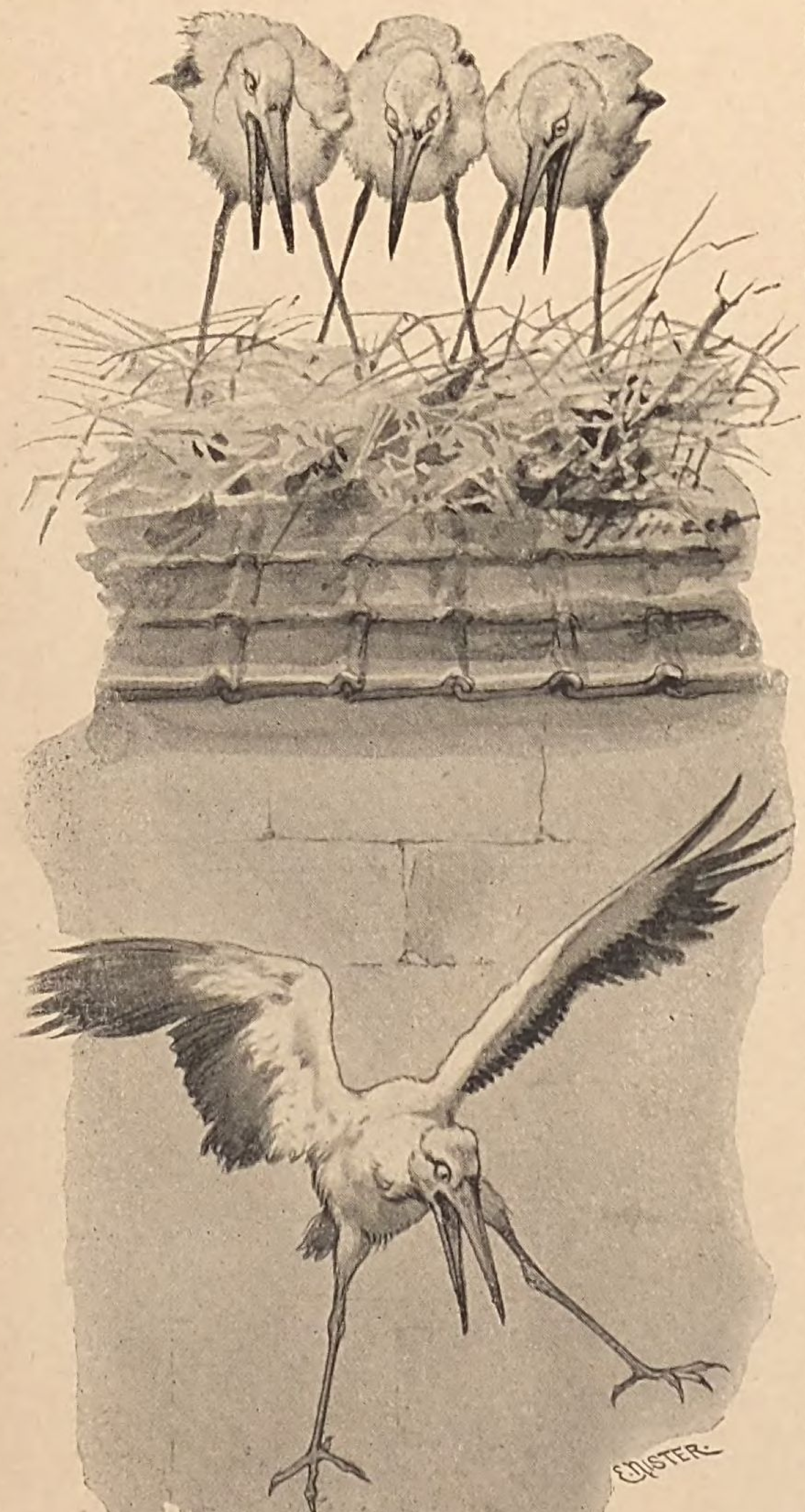
Als nun Mütterchen beendigt,
Schlafen „drei" gar wonniglich,
Doch der Storchen-Hans ruft kecklich:
„Diesen Preis bekomme ich!"

„Mit dem Schnabel!" sagt der Vater,
Der grad aus dem Rate kommt,
„Hans, mein Sohn, bedenk' vor allem,
Daß dir der Gehorsam frommt!"

Doch der Hans hört allem Mahnen
Nur mit halbem Ohre zu —
Und bald liegt im Storchenneste
Groß und klein in süßer Ruh'.

Bei dem warmen Sonnenschein,
In der Höhenluft, so rein,
Angeweht vom West und Ost
Und bei Mutters guter Kost,
Wuchs in Storchens Kinderstübchen
Fröhlich Mägdelein und Bübchen.
Klapperlinchen übte schon
Den berühmten Klapperton;
Schwanenhals streicht hin und wieder
An dem schneeigen Gefieder,
Und Nesthäkchen, erst so schwach,
Überschaut schon 's ganze Dach.
Hansel aber, offenbar
Als der schönste von der Schar,
Ist vom Schnabel bis zum Fuß,
Wie ein Störchlein werden muß.
(Ausgenommen 's trotz'ge Köpfchen
Unter seinem Federschöpfchen.)
Eines Morgens tritt Papa
Würdevoll dem Neste nah:
„Kinder, Spielzeit ist nun um,
Jetzt beginnt das Studium,
Dieses fette Fröschlein kriegt,
Wer zuerst zum Schlote fliegt.“
Kaum ward dies im Nest vernommen,
Krabbeln vier empor und kommen
Auf schwächlichen langen
Stelzbeinchen gegangen.
Sie flattern und schweben,
Sie zittern und beben,
Sie fallen oft nieder
Und heben sich wieder,
Von Vater und Mutter getreulich bewacht,
Doch einer, o seht nur, wie kecklich
der's macht!
Der fliegt ganz geschickt,
So ganz ohne Not,
Schon ist's ihm geglückt,
Schon steht er am Schlot,
Verschluckte das Fröschlein,
Eh' man es versah;
Und klappert voll Eifer:
„Noch einen, Papa!“ —
„Brav, Junge, hast dich gut geführt.“
Spricht der, und Mutter ist gerührt,
Sie streichelt ihren klugen Knaben:
„Das schönste Fröschlein sollst du haben! —
Schnell, Kinder, ruht im Neste aus,
Wir beide sorgen für den Schmaus.
Beim Abschied noch der Vater sagt:
„Daß keins allein das Fliegen wagt,
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Drum klettert aus dem Neste nicht.
„Hört ihr's?“ — Fort flogen sie;
doch Hans
Spricht kecken Mutes: „Ei, ich kann's!
Und schon ist er emporgestiegen,
Um auf dem Dach herumzufliegen.
Und Schwanenhälschen, Klapperline,
Nesthäkchen selbst mit Kummermiene,
Die schreien kläglich: „Laß es sein!“
Doch Hansels Trotzkopf, der sagt: „Nein!“—
Herr Storch ist unterdes im Bogen
Mit seiner Frau hinweggeflogen,
Und angekommen auf der Wiese,
Spricht er mit Würde: „Teure Liese,
Je mehr ich es mir überlege,
Und diese Sache ernst erwäge,
Je fester glaube ich daran:
Der Hansel wird noch Flügelmann!“
„Nun, das hab' ich schon längst geseh'n,
's gibt keinen schönern Storch als den,
Der wird uns alle noch beglücken,“
Schnapp! hat Frau Störchin einen dicken
Verwegnen Frosch auf ihrer Gabel,
Und zu dem Plaudern fehlt's am — —
Schnabel.
Gleich drauf fängt Vater Storch noch einen
Mit Quakerton und Ruderbeinen,
Und eilig fliegen alle beide
Dem Nest entgegen voller Freude. —
Schon streckt Mama ihr Fröschlein hin,

Doch Hans — der Hans liegt ja nicht drin,
Nein, nur die lieben Schwesterlein,
Und diese fangen an zu schrei'n.
„Was ist's? — Was ist's?“ ruft Vater,
Mutter,
— Und fort hüpft froh das Zappelfutter
Und kommt zum größesten Triumph
Auch glücklich wieder in den Sumpf. —



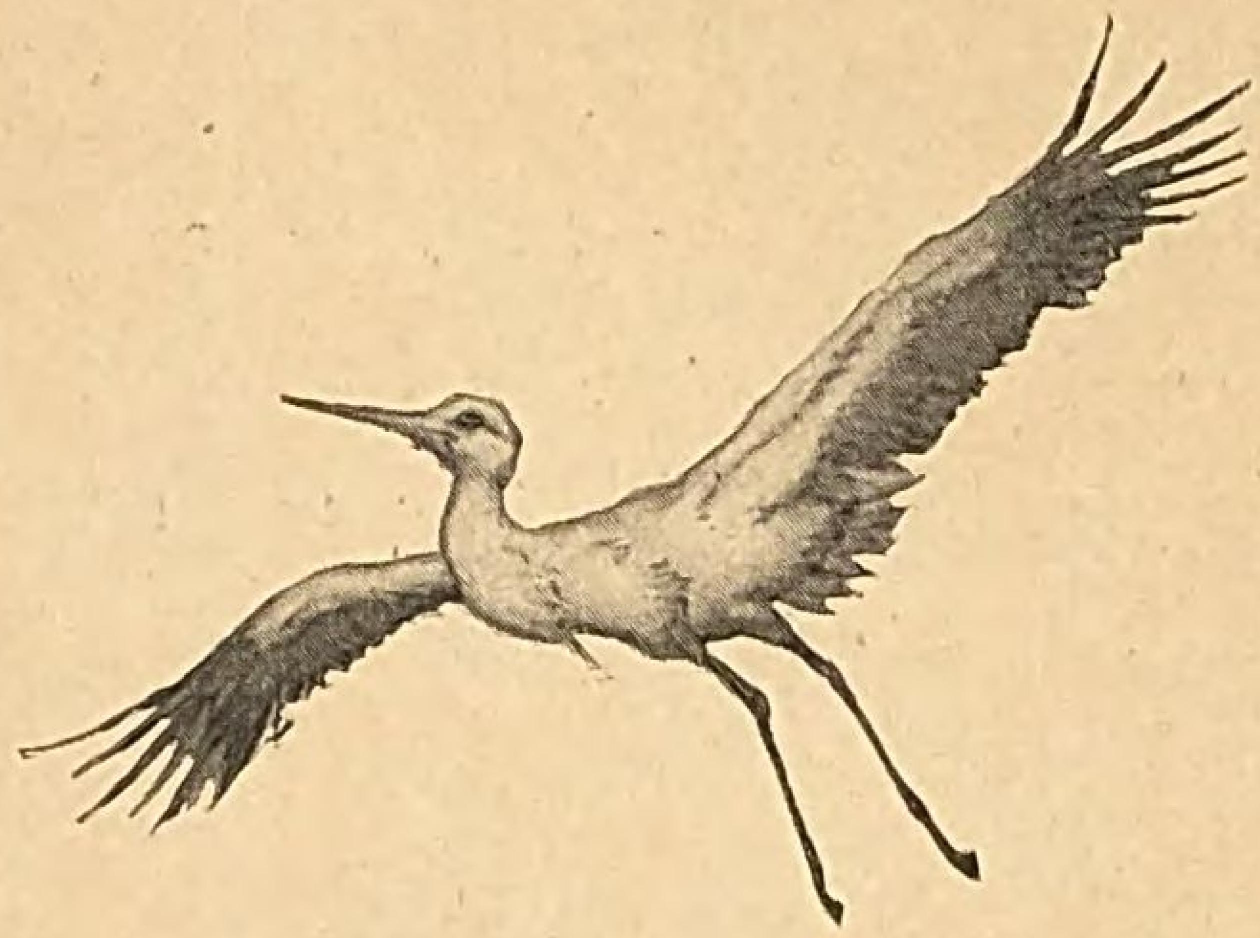
„Was that der Hans?“ — „Er wollte fliegen,
Ist ganz allein aufs Dach gestiegen
Und plumps — da ist er vor uns allen
Mit einem Mal herabgefallen.“
„Mein kluger Junge,“ klagt Mama, —
„Was nützt die Klugheit!“ — seufzt Papa,
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Wer nicht gehorcht, dem helf' ich nicht!“
Und würdevoll dreht er sich um,
Stolziert zum Schlot und ernst und stumm,
Steht er daselbst auf einem Bein
Tief in Gedanken ganz allein.
Doch Mutter Storch voll Angst und Qual
Sucht ihren Jungen überall,
Fliegt um die Scheune rings herum,
Sieht sich so voller Sorgfalt um
Und ruft in kläglich bangem Ton:
„Wo steckst, wo bist du, Hans, mein Sohn?“
Doch nirgends ist, o welcher Schrecken!
Von ihrem Hans was zu entdecken,
Ganz stille bleibt es allerwärts,
Und bang und bänger klopft ihr Herz.
Von ferne lachen wilde Knaben.
„Ob die ihn wohl gefunden haben?“
Sie fliegt heran ganz nah, ganz dicht,
Doch nein, auch da ist Hansel nicht.
Sie sucht mit mütterlichem Fleiß
Allüberall im weiten Kreis,
Und kehrt zuletzt mit Trauerblick
Und hoffnungslos zum Nest zurück,
Aus dem zugleich mit Hans, dem Sohn,
Die Freude und das Glück entfloh'n. — —
Doch wohin, höre ich von allen,
War Storchen-Hansel hingefallen?
Der stürzt vom Dach aus steiler Höh',
Auf einen Karren hoch mit Klee,
Den Bauer Steffen für die Kühe
Im Feld geschnitten voller Mühe.
Da er gerad sein Pfeifchen stopfte,
Als Hans vom Dach heruntertropfte,
Geschah's, daß er nicht sah, noch hörte,

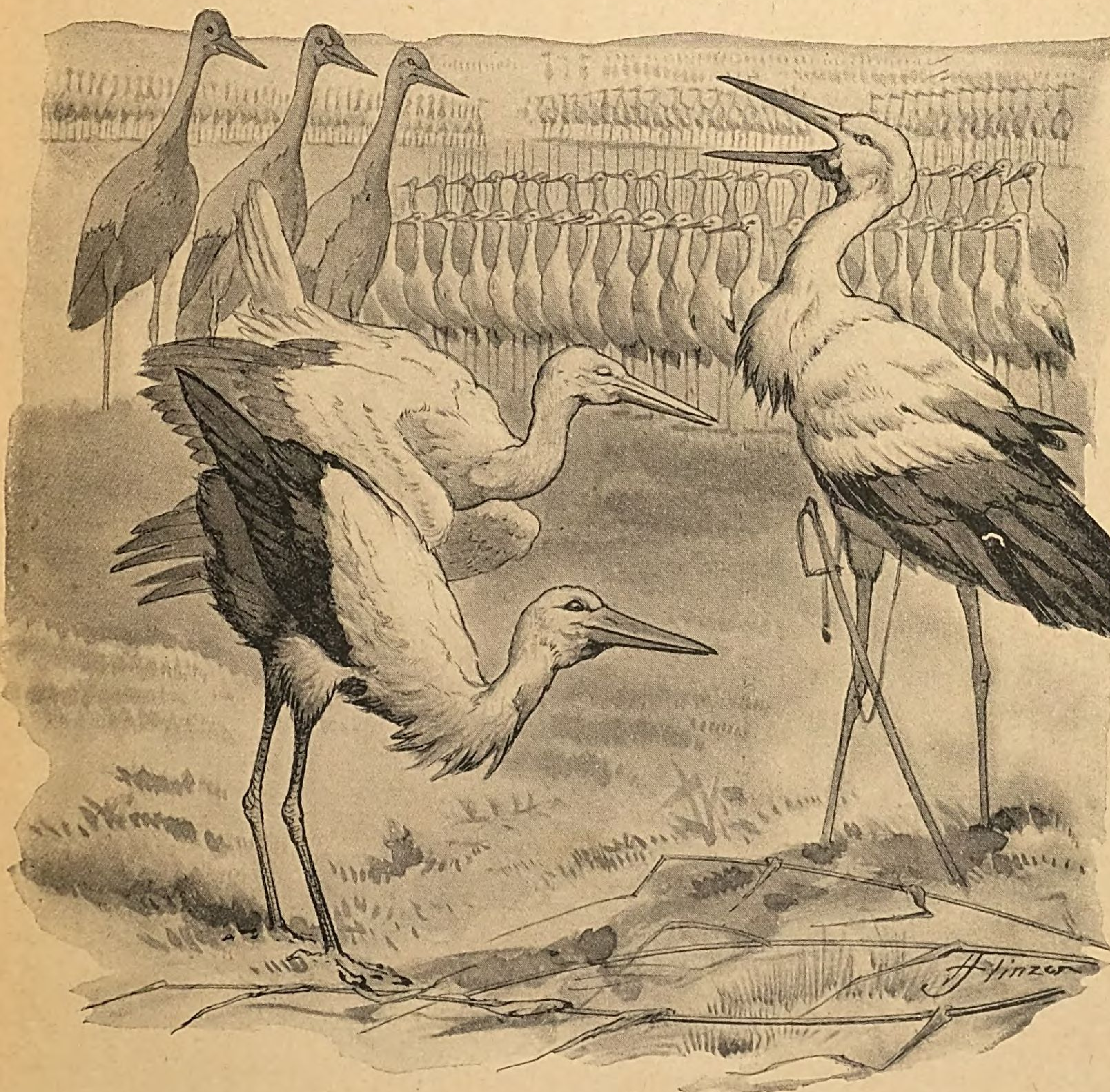
Was ihn für ein Besuch beehrte.
Gemütlich karrt er drum in Ruh
Dem fernen Heimatshofe zu. —
Doch plötzlich sieh, da bleibt er steh'n,
Blickt aufwärts nach des Himmels
Höh'n —
„'s gibt hier kein Dach und keinen
Baum —
Und doch, es ist mir wie ein Traum,
's klingt grad, als ob ein Störchlein
klappert,
's ist wohl die Kette, die so rappert."
Und weiter trollt er. „Nein, o nein —
Die Kette kann es doch nicht sein!"
Und wieder blickt er starr empor,
Kratzt sich ganz ängstlich hinterm Ohr:
„'s ist doch ganz deutlich, Steffen, horch!
's tönt akkurat wie von 'nem Storch!
Ich krieg' doch nicht vom Wind hier
draußen
Wie dazumal das Ohrensausen!
's thut mir so eigen darin pochen,
Die Trine muß mir Brustthee kochen!"
Und sorglich nimmt ers Tüchlein vor,
Verbindet sich das kranke Ohr —
Und fährt auf hohem, grünem Thron
Zum Hof hinein den Storchensohn.
„Du, Trine", hebt er an sehr wichtig —
„Mit meinem Ohr ist das nicht richtig,
Wie Storchgeklapper klingt's ganz nah" —
„I, Vater, schau, da steckt er ja!"
So schreit der wilde Bub, der Klaus,
Und zieht den armen Hansel 'raus.
O weh, wie kläglich schaut der drein!
Ganz wund und blutig ist sein Bein
Und äußerst traurig seine Miene, —
Doch Steffen ruft: „Na, hörst du, Trine —
Mit mir hat's seine Richtigkeit,
Der Klapperstorch, der war nicht weit.
Du Bürschlein, wollt'st zu frühe fliegen!" —
„Gelt, Vater, hör', ich kann ihn kriegen?"
„I, meinetwegen", dieser spricht,
„Denn Storchenbraten lieb' ich nicht." —
Er wendet sich und geht ins Haus,
Doch unsern Hansel packt der Klaus,
Trägt ihn zum Taubenschlag im Nu
Und macht geschwind die Klappe zu.
O weh, welch' jämmerliches Leben
Hat's für den Hansel da gegeben!
Hätt' er's gekonnt, mein kleiner Freund,
So hätt' er Tag und Nacht geweint,
Nun seufzt er: „Thät' ich Vater Storchen
Daheim im lieben Nest gehorchen,
So säß ich jetzt nicht traurig hier,
O weh, was wird wohl noch aus mir?"

Leer ist Korn- und Weizenfeld,
Immer bunter wird die Welt,
Äpfelchen kriegt rote Bäckchen,
Pflaume trägt ein blaues Jäckchen,
Goldigklar wird 's Beerlein Wein:
Und der König Herbst zieht ein.
In dem ganzen weiten Thal
Rüsten sich nun allzumal
Alle Störche weis und klug
Auf den großen Winterflug.
Zum Examen, das nun war,
Mußte jedes Storchenpaar,
Mit den Kinderlein, den seinen,
Vor der Excellenz erscheinen.
Kerzengrade wie ein Pfahl
Steht der Storchengeneral
Und hält über alt und jung
Äußerst scharfe Musterung.
Auch Baron von Stelzenrot
Folgte diesem Aufgebot,
Ist mit seiner Frau erschienen,
Präsentierte Klapperlinen,
Schwanenhals, Nesthäkchen klein,
Seine zarten Töchterlein.
Excellenz sieht scharf sie an,

„Sind passabel“, spricht er dann,
„Dies die Töchter, doch Baron,
Sagen Sie, wo steckt der Sohn?
Diesen möchte ich vor allen“ —
„Der — ist — aus — dem — Nest gefallen!“
Klingt es wie von schwerer Zunge.
„Excellenz, und solch ein Junge,
Wie es keinen wieder giebt“,
Schluchzt die Mutter tief betrübt.
„Schlimm“, so klappert Excellenz,
„Ihr Geschlecht ist gut, ich kenn's.
Hofft' auf tüchtigen Rekruten,
Haben heuer keine guten,
Rate besser aufzupassen —
So, Baron, Sie sind entlassen!“
Trauernd fern von der Revue
Standen beide, er und sie,
Was ging sie der Wettstreit an
Um den besten Flügelmann?
Ach, ihr Hans ist nicht dabei,
Nun ist alles einerlei.
Lange währt's. Von all den Jungen
Ward noch nicht das Ziel errungen,
Und bedauernd seufzt Mama,
„Wäre nur mein Hansel da!“
Plötzlich klappert's, horch nur, horch!
Weither naht ein fremder Storch
Schwingt sich in die Luft hinauf,
Fliegt so herrlich, paßt doch auf!
Wie ein Pfeil, so schießt er fort,
Schau, ist schon am Ziele dort!
Kommt zurück; zum Flügelmann
Stellt der General ihn an.
„Wer, wer ist's? Weißt du's zu sagen?“
Hört man durcheinander fragen.
Schön ist er von Kopf zu Schwanz — —
„Vater, Vater, 's ist der Hans,
O, welch' Freude, welches Glück!“
Schon im nächsten Augenblick
Steht der, der so fern geblieben,
In der Mitte seiner Lieben.
Doch die ersten Worte sein
Sind: „O könnt Ihr mir verzeih'n,
Daß ich stets so unbedacht,
So viel Kummer euch gemacht?
O, ich habe bitter büßen
Und Gehorsam lernen müssen.“ —
„Hans, wo bist du denn gewesen?“
„Bei 'nem Jungen, einem bösen,
Den man „wilden Klaus“ nur hieß,
Der mich hungern, dursten ließ,
Eingesperrt im Taubenschlag,
Seufzt ich traurig Tag für Tag,
Hatte Schmerzen an dem Bein,
(Hier liebkost' ihn Mütterlein)
War ja hart darauf gefallen!
Hatte Sehnsucht nach euch allen.
Grämte mich so für und für. —
Endlich stand mal auf die Thür,
Und da bin ich denn entfloh'n.“
„Und kamst nicht zurück, mein Sohn?“
„Nein, weil ich ringsum im Land
Nirgends meine Heimat fand,
Ward mit kecken Schnabelhieben
Ueberall vom Nest getrieben
Niemand ließ mich freundlich ein,
Und da blieb ich denn allein,
Übte mich so spät als frühe
Mit der allergrößten Mühe, — —
Um in Ehren zu bestehn
Und Verzeihung zu erflehn!“
„Diese hast du, Hans, mein Sohn!“
Sprach Papa mit weichem Ton, —
Während Mutter ganz gerührt
Neben ihrem Sohn stolziert,
Und die holden Schwesterlein
Sich des starken Bruders freu'n. —

Klapp! tönt's da in allen Kreisen,
(Soll beim Storchvolk „Hurra" heißen)
Klapp, klapp, Hans der Flügelmann,
Der jetzt alles beides kann,
Gut gehorchen, fliegend schweben,
Der soll hoch — und höher leben!





Ein Umzug aus früherer Zeit.

Ihr alle habt schon große Volksfeste mitgefeiert oder, wenn ihr auf dem Lande wohnt, doch davon gehört. Ihr sahet dann vom Fenster oder von der Straße aus festliche Umzüge mit an, freutet euch an den herrlichen Gewändern der Teilnehmer, an den wunderbar geschmückten Wagen und dem mancherlei Kurzweil, das damit verbunden war. Auch in alten Zeiten schon pflegte man

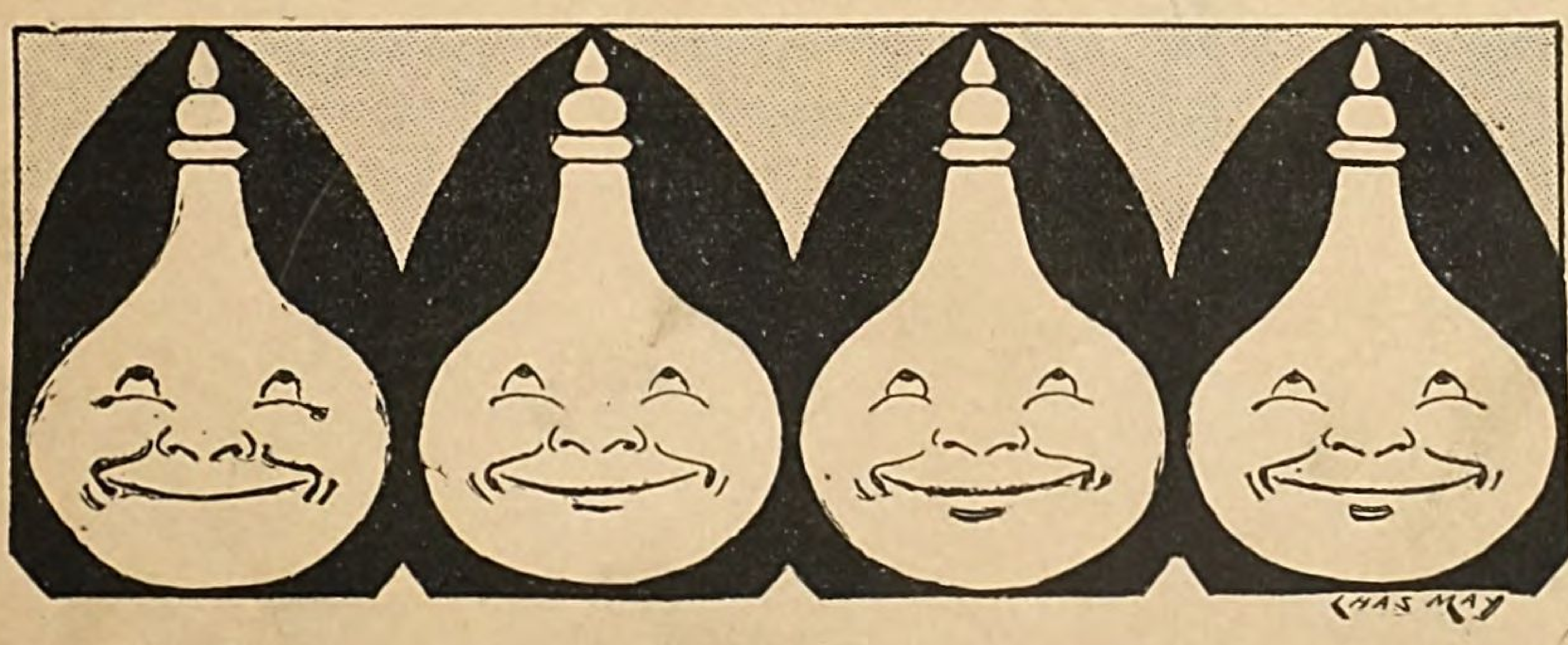


besonders bei der Krönung der Könige oder bei anderen feierlichen Gelegenheiten ähnliche Umzüge zu veranstalten, und unser Bild zeigt uns den Hauptteil eines solchen Festes, das in England stattfand. Der Ritter hoch zu Roß ganz in eiserner Rüstung soll den heiligen Georg darstellen, den das Volk als Drachentöter verehrt. Vor ihm her ritt ein Mann mit einem Banner, der Georgsfahne, die er, am Festplatze angekommen, auf einer hohen Stange befestigte. Gleich hinter dem Ritter Georg folgten zwei sogenannte wilde

Männer. O, die sahen böse drein! Sie trugen Felle statt der Kleidung, zuweilen aber auch nur ein Gewand, das ganz aus Epheublättern zusammengenäht war. Ihren Kopf schmückte auch ein Epheukranz, und in der Hand hielten sie ihre Waffe: eine mächtige Holzkeule, die sie drohend gegen das Volk und besonders gegen die Gassenbuben schwangen, wenn diese sich zu nahe herandrängten.

Nach diesen Waldmännern folgte im Zuge, getragen von vielen Männern, das Bild des erlegten schrecklichen Drachen; je grausiger, schrecklicher und unnatürlicher dies war, desto mehr wurde es vom Volke angestaunt und bejubelt. War man nun nach dem Umzug durch die Stadt auf dem Festplatz angekommen, so kämpfte der eiserne Ritter mit dem Ungeheuer, als wäre es wirklich am Leben, und war der Sieg vollendet, so reichte ihm eine Engelsgestalt, die vom Himmel zu schweben schien, einen Lorbeerkranz. Dabei hielt sie eine langatmige Rede, in welcher der neue König, der dem Drachentöter gleichen möge, begrüßt und alle Vorzüge seines Landes gerühmt wurden. Was er sagte, war dem Volke zu hoch und zu unverständlich, deshalb schauten sie den schönen lichten Engel lange nicht so gern an wie den häßlichen Drachen und die wilden Waldmänner, die ihnen viel besser gefielen und den Glanzpunkt des Festes bildeten.

Ei, seht doch hier die Fläschchen an,
Wie jedes lustig lachen kann,
Die wollen uns verführen!
Nun, lächelt all', wer weiß wie sehr,
Ihr seid ja eins wie's andre leer,
Und außerdem — — papieren!



Die Freude der Mutter.

Der Freuden giebt's auf Erden viele
Und gar verschiedener Natur,
Das Kindlein findet sie beim Spiele,
Die Jugend wohl in Wald und Flur.
Die frohe Maid freut Samt und Seide,
Der Mann liebt Ehr' und goldnen Schein:
Was mag wohl eine Herzensfreude
Für eine treue Mutter sein?

Sie freut's, wenn sie den Tisch kann decken,
Rückt hungrig ihre Schar heran,
Wenn sie die Händchen, die sich strecken
Mit „Bitte, bitte!" [illegible]üllen kann.
Sie dankt, wenn ihr d[illegible]err beschieden
Das, was die [illegible] froh erhält,
Und braucht zu ihres Herzens Frieden
Nichts weiter von dem Glanz der Welt.

Ob in Palast, ob in der Hütte,
Ob edle Kost, ob Brot sie giebt,
Sich selbst vergessen, es ist Sitte
Der Mutter, die die Kindlein liebt.
Sie wird das Letzte freudig weihen,
So lang ein hungrig Mündchen fleht,
Und: „Segn' es Gott, mög's euch gedeihen!"
Ist ihr herzinniges Gebet. —

O Kinder, weil in treuen Sorgen
Die Mutter immer euer denkt;
Weil abends spät und früh am Morgen
Sie euch so viel des Segens schenkt:
So nehmet auch die kleinste Spende,
Die sie euch reichet, dankbar an,
Und — sind sie müd — pflegt fromm die Hände,
Die euch in Lieb' so viel gethan!



Frau Renz.



Froh kommt der Hansel heim: „Juchhei!
Papa, wir haben morgen frei!"
„Frei?" fragt Papa erstaunt genug.
„Ja, Herr Direktor kriegt Besuch.
Frau Renz will nämlich zu ihm kommen!" —
„Ach, Hans, das hast du falsch vernommen."
„Nein, wirklich nicht! So ist's Papa,
In unsre Klasse kam er ja
Und sprach: „'s ist frei, Herr Doktor Lenz,
Denn morgen neun Uhr kommt Frau Renz!"
Papa hört's und versteht es nicht —
Doch plötzlich lacht er hell und spricht;
„Ach, Hansel, jetzt weiß ich's genau,
Frau Renz ist nämlich keine Frau;
Es hieß: 's ist frei, Herr Doktor Lenz,
Denn morgen neun Uhr Konferenz!"

Woher es kam.



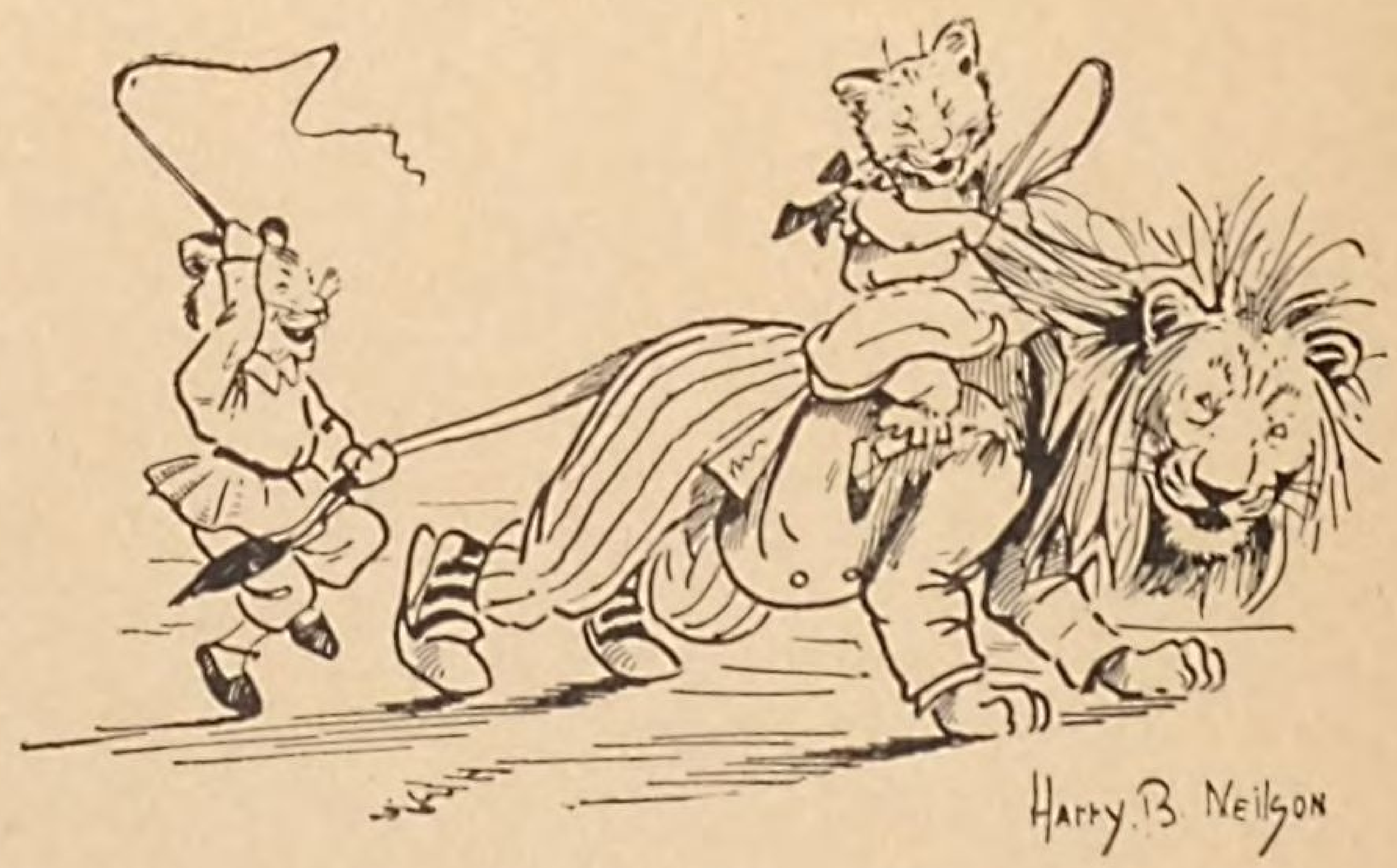
„Was ist gefällig, Majestät?"
„Frisieren, fein! So schnell es geht!"
„Zu Diensten! — — Welch ein
wirrer Schopf!
Es schüttelt seinen weisen Kopf
Der Herr Friseur und denkt:
„O Graus!
Wie sieht das Haupt des Königs aus!
Welch frevle Hand, — ich wüßt'
es gern! —
Hat so zerzaust den hohen Herrn? —
Das hat ein böser Feind gethan —"

„Nun — wird's?“ herrscht ihn der König an.
Da zittert er und salbt ihn ein
Und kämmt und striegelt ihn so fein,
Mit einer Locke hinterm Ohr
Und einer kleineren davor,



Daß, als er in den Spiegel blickt,
Der König wohlgefällig nickt.
Er zahlt. — Da pocht's schon an der Thür:
Die lieben Kinderlein sind hier.
Der königliche Prinz und fein
Löwinchen auch, das Töchterlein. —

Als die Familie fortspaziert,
Schaut der Friseur ihr nach gerührt:
„Solch ungetrübtes Glück, wie's scheint —
Doch ach! wer ist des Königs Feind,
Der ihn so schrecklich zugericht'? —“
„Ei, Herr Friseur, drob sorgt euch nicht —
Das war kein Landsverräter,
Kein böser Missethäter,



Das war, schaut nur ins Stübchen 'rein,
Sein Söhnchen und sein Töchterlein,
Mit denen, weil er liebreich fühlt —
Der König manchmal „Pferdchen“ spielt.

Was das Häschen vom Engelein gelernt hat.

Einst zog mit Sang durch Flur
und Hain
Der holde Frühling wieder
Und brachte seine Engelein
Zur Erde mit hernieder.

Die weckten rings die Knospen all
Zu fröhlichem Erwachen,
Und lehrten Lerch und' Nachtigall
Die Lenzmusik zu machen.

Einst saßen sie und ruhten aus,
Da kamen, welch ein
Späßchen!
Zu ihnen aus dem Wald heraus
Viel langgeohrte Häschen.

Die sprachen: „Frühlingsengelein,
Die Vöglein lehrt ihr geigen,
Lehrt blühen Baum und Strauch
im Hain,
Wollt ihr uns auch was zeigen?“

„Gern!“ sagten unsre Englein drauf,
Und gleich ging's ans Probieren,
Sie schlugen ihre Noten auf,
Um fein zu musizieren.

Doch ach! es wollte gar nicht gehn,
Das Liedchen wollt' nicht klingen,
Weil eben Häschen nichts verstehn
Vom Geigen und vom Singen.

„Mut, Häschen, Mut! Wenn dies
nicht glückt,
Laßt Neues uns beraten,
Gewiß seid ihr dafür geschickt,
Zu andern Liebesthaten!“ –

So trösteten die Engelein
Und lehrten unsre Häschen
Zum Frühlingsfest in Flur
und Hain
Ein andres liebes Späßchen.

Was war das? Kinder, sagt es mir! —
Seht, zu der Frühlingsfeier,
Da brachten unsre Häschen hier
Die ersten Ostereier.

So oft der Lenz nun wiederkehrt,
Und Blumen bringt und Lieder,
Kommt's Osterhäschen und beschert
Euch bunte Eier wieder.

Doch, daß die Englein es belehrt,
Hatt' ich noch nie gelesen,
Vom Mäuschen hab' ich's jüngst
gehört,
Das ist dabei gewesen.



Puppenmütterchen.



Guckt die Sonne durch die Scheiben,
Lehnt ein blondes Schöpfchen dran.
„Was mag nur die Suse treiben,
Schaut mich heut ja gar nicht an?“

Sitzt das Kätzchen auf dem Stuhle,
Sieht so fragend hin nach ihr:
„Hier ist's still wie in der Schule,
Warum spielst du nicht mit mir?

Lehnen Püppchen rings im Kreise,
Schön bemalten Angesichts,
Schau'n sich um nach Puppenweise,
Schauen nur und denken nichts.

Und doch ist's nur ihretwegen,
Daß Klein-Suse so sich müht,
Daß die Fingerchen sich regen,
Daß sie nicht die Sonne sieht;

Daß sie nicht mit ihrem Kätzchen
Spielt und froh ins
Gärtchen geht,
Und nur still auf ihrem Plätzchen
Sitzt und furchtbar eifrig näht.

Denn die Puppen brauchen Kleider,
Sie zerreißen sie so sehr,
Und nun muß sie flicken, leider!
Wenn sie doch erst fertig wär'!

Saures Werk für kleine Hände,
O, die lange, lange Naht!
Doch jetzt ist sie ja am Ende,
Und ganz fertig ist der Staat.

Fröhlich legt das Werk sie nieder:
„Püppchen, scheint die Sonne draus?
Bitte, dann zerreißt nichts wieder,
Denn ich möchte gern hinaus!“

Und dann springt sie von dem Plätzchen,
Läßt die Puppen Puppen sein,
„Komm nur schnell, mein
liebes Kätzchen,
Guten Tag jetzt, Sonnenschein!“





Die Kinder der „Wolke“.

Vor alten Zeiten lebte einst in Griechenland ein König mit Namen Athanas. Lange Zeit konnte er sich nicht entschließen zu heiraten, denn keine der Prinzessinnen, die er kannte, schien ihm schön genug.

Eines Tages aber sah er beim Streifen durch Wald und Flur eine wunderschöne Nymphe mit ihren Gefährtinnen, wie sie einem Weiher entschwebte und als lichte Wolke am Himmel verschwand. Er ging immer und immer wieder zu dem stillen Wasser, und endlich traf er sie wieder. Durch den Schleier, den sie am Ufer niedergelegt hatte und den er heimlich an sich nahm, gewann er Macht über sie und bat sie, ihm in sein Schloß zu folgen und seine Gemahlin zu werden. Da er so freundlich und lieb aussah, willigte sie endlich ein, erhielt ihren glänzenden Schleier zurück, ergriff des Königs Arm und folgte ihm in seinen reichen Palast. Ihm aber war es, als er an ihrer Seite dahinschritt, als schwebe er in der Luft und berühre gleich ihr kaum den Boden mit den Füßen. Und sie erzählte ihm, daß sie Nephele, d. h. die Wolke, genannt und eine der Nymphen sei, die auf den Bergen über den stillen Seen, den Quellen und Flüssen wohnen.

Nun ward fröhliche Hochzeit gefeiert, und Athanas und Nephele waren sehr glücklich. Sie bekamen zwei Kinder, den Phrixos und die Helle. Als diese etwas herangewachsen waren, schenkte ihnen der Gott Hermes, der einst ihren fröhlichen Spielen zusah, einen Widder mit einem goldenen Fell oder Vlies. Fortan konnte man die beiden Königskinder immer mit diesem zusammen sehen, sie führten ihn durch die blühenden Gärten, ließen sich von ihm tragen, spielten mit seinen Hörnern und nahmen ihn mit, wohin sie gingen.

Sie wären alle sehr glücklich gewesen, wenn nicht ein Umstand ihren Frieden gestört hätte. So lange nämlich Wölkchen am Himmel schwebten, und es regnete im Lande, war ihre Mutter, die Königin Nephele, immer bei ihnen im Palast; aber wenn die heißen Sommertage kamen, ein blauer Himmel sich über das Land breitete, und die Sonne hell herniederschien, dann verschwand sie, dann zog sie mit den Wolkenschwestern weit fort über andere Lande, und alle Bewohner des Schlosses trauerten um die entschwundene Königin. Am meisten Athanas, der König selber. Dann streifte er wieder in den Bergen umher, rast- und ruhelos, und rief vergeblich den geliebten Namen. Als er einst wieder, nicht weit vom Ufer des Meeres entfernt, so umherirrte, landete ein Schiff. Demselben entstieg eine schöne Jungfrau. Als sie Athanas unter einem Baume sitzen sah, nahte sie sich ihm und frug ihn nach seinem Leid. Sie wußte freilich längst schon, was ihm fehle, denn sie war eine Zauberin, eine Feindin Nepheles, und war nur gekommen, ihr das Herz des Königs ab- und sich zuzuwenden. Deshalb scherzte sie mit ihm und suchte ihm ein Lächeln abzugewinnen. Dann gab sie ihm einen Zaubertrank

zu trinken, der ihn Nephele ganz vergessen ließ und folgte ihm in das Schloß. Dort that sie freundlich mit jedermann, herzte Phrixos und Helle und wußte es endlich dahin zu bringen, daß Athanas sie zur Frau nahm. Kaum hatte sie ihren Zweck, Königin zu werden, erreicht, befahl sie, daß Nephele nie wieder den Palast betreten dürfe. So sahen Phrixos und Helle ihre arme Mutter nie mehr, und als Ino, so hieß die neue Königin, selbst einen Knaben und ein Mädchen bekommen hatte, zog sie Nepheles Kindern nichts als zerlumpte Felle an, hieß sie schwere Arbeit thun und gab ihnen nur wenig und schlechtes Essen, während ihre Kleinen goldene Krönchen auf dem Haupt trugen, mit seidenen Gewändern geschmückt waren und von allem das Beste bekamen.

Eines Tages weideten die beiden verlassenen Königskinder die Schafe draußen auf dem Felde. Da sahen sie unter einem Baum eine alte Frau sitzen, die sie immer gar sonderbar und traurig anblickte. Da die Kinder ein sehr mitleidiges Herz hatten, so gingen sie zu ihr, und Helle frug sie, warum sie denn so traurig sei. Als sie ihnen nun sagte, sie habe ihre Kinder verloren und sehne sich so danach, wieder fröhliche Kinderstimmen zu hören, nahmen sie die Frau des Abends mit in den Palast Da Ino gerade eine Wärterin für ihre Kinder brauchte, so erlaubte sie der Fremden dazubleiben, und die Stelle zu übernehmen. Nun versorgte sie die Kleinen und war immer gar freundlich gegen Phrixos und Helle, daß denen ganz froh ums Herz wurde, wenn sie nur zu ihnen sprach. Aber weder der Knabe noch das Mädchen ahnten, daß es ihre eigene Mutter war, die sie in der Gestalt der alten Frau in den Palast gebracht hatten. Unter ihrer treuen Pflege wuchsen Phrixos und Helle gar wunderschön heran, wurden groß und stark und viel holder anzusehen, als Inos Kinder, deren Antlitz bleich und matt unter den goldenen Krönchen hervorsah. Deshalb fing Ino an, sie noch heftiger zu hassen als vorher und kam endlich auf den bösen Gedanken, sie zu töten.

Alle vier Kinder schliefen in einem Zimmer, Inos Kinder aber unter seidenen Decken, während Phrixos und Helle nur mit den Fellen bedeckt waren, die sie am Tag über trugen. Auch thaten Inos Kinder selbst in der Nacht die goldenen Krönchen nicht ab, sondern legten sich damit zu Bett.

Da hörte eines Abends, als alles im Schloß zu schlafen schien, Phrixos, wie die alte Wärterin hereinkam in die Kammer und fühlte, wie sie etwas Schweres auf sein Haupt legte, sah dann, daß sie auch zu Helle trat und zuletzt noch ihre Decken gegen die der jüngeren Kinder vertauschte. Er meinte aber nur zu träumen, schwieg und schlief bald ein. Als aber Mitternacht herangekommen war, öffnete sich leise die Thür und Ino, die Königin, trat mit einer Waffe in der Hand in das Zimmer. Sie trat an Phrixos und Helles Bett und tastete vorsichtig nach dem Kopf und nach der Decke. Da sie die Kronen fühlte und die seidenen weichen Decken, trat sie an die anderen Betten, in denen ihre eigenen Kinder lagen und stieß ihnen den Dolch in die Brust. Dann schlich sie ebenso leise wieder hinaus und begab sich zur Ruhe.

Noch einmal trat Nephele in das Zimmer und an die Betten der Kinder, legte die Kronen wieder zurück und vertauschte die Decken, küßte dann ihre Kinder, öffnete das Fenster, nahm ihre frühere Gestalt an und schwebte als Wolke zum Himmel hinauf.

Am andern Morgen, als Ino in die Kammer trat, fand sie zu ihrem Entsetzen ihre eigenen Kinder starr und tot in den Betten liegen, Phrixos und Helle aber frisch und gesund. Da erhob sie ein großes Wehklagen, alle kamen und sahen mit Schrecken, was sich begeben hatte und niemand wußte, wer das furchtbare Verbrechen verübt hatte. Die Königin aber, die es allein wußte, haßte Phrixos und Helle hundertmal mehr als früher.

Weil nun die alte Wärterin verschwunden war, meinten alle, diese habe die Kinder getötet. Im ganzen Lande ließ sie der König suchen, — aber vergeblich. Nephele war mit den Wolken, ihren Schwestern, weit fortgeschwebt nach andern Ländern.

Und nun war keine Wolke mehr am Himmel zu sehen. Sechs lange Monate, vom Winter an bis zur Zeit, wo sonst geerntet wurde, fiel kein Tropfen Regen hernieder. Das ganze Land war ausgetrocknet, Gras und Kraut war versengt, die Blätter an den Bäumen welkten und fielen zu Boden, die Blumen senkten die Köpfe, die Flüsse und Quellen vertrockneten und die Aehren reiften nicht, sondern verbrannten. Die Menschen litten Hunger und Durst, die Tiere starben im Wald und auf der Weide. Jeden Tag ging die Sonne heiß und blutrot auf und sandte ihre versengenden Strahlen auf das arme Land. Da faßte Ino einen bösen Plan, wie sie ihren Haß an den Kindern der Nephele befriedigen könne.



Der König sandte Boten zu einer Wahrsagerin und befahl ihnen zu erfragen, was er thun müsse, damit die Götter seinem Lande wieder Regen spendeten. Als die Boten zurückkehrten, rief sie Ino zu sich, zeigte und versprach ihnen reiche Schätze, wenn sie dem König die Antwort brächten, die sie ihnen sagen würde und drohte ihnen mit dem Tode, wenn sie ihrem Willen zuwider handeln würden. Da fürchteten sich die Boten, nahmen das Gold von Ino, zogen Trauergewänder an und meldeten dem König Athanas, die Weissagerin habe ihnen gesagt, es werde nicht eher wieder regnen in dem Lande, bis Phrixos und Helle den Göttern geopfert worden seien.

Athanas war sehr betrübt und wollte dem Befehl nicht gehorchen; als aber die Not immer größer ward, und die böse Ino ihn immer wieder vor dem Zorn der Götter, den er durch Ungehorsam auf sich und sein Volk bringen würde, warnte, gab er endlich den Befehl zur Opferung. — Da wurden Phrixos und Helle wie zu einem Fest geschmückt mit Kränzen und festlichen Gewändern und von dem trauernden Volk zum Altar geführt.

An ihrer Seite aber ging der Widder mit dem goldenen Vlies. Als sie nun auf dem Weg zum Tempel, der auf einem Felsen am Meere erbaut war, ganz dicht am Strande entlang gingen, blieb der Widder plötzlich stehen und sprach deutlich zu Phrixos: „Steige auf meinen Rücken und fasse mein Horn, laß Helle hinten aufsitzen, ich will euch von dannen tragen über das Meer."

Schnell erfaßte Phrixos des Widders Horn, schwang sich auf dessen Rücken und zog Helle hinauf, und ehe das erstaunte Volk und die böse Königin recht wußten, was geschah, erhob sich der Widder schon in die Lüfte und flog mit den beiden Kindern über das Meer hin, dem Osten zu.

Höher und höher flogen die drei, weit unter ihnen lag das brausende Meer, sie sahen die grünen Inseln darin, die Städte am Ufer mit ihren hohen Türmen und herrlichen Tempeln, die Wälder, die Wiesen, die Schiffe und Paläste. Als Helle so herniedersah, ward sie schwindelig, die Augen wurden ihr schwer und müde, sie ließ ihren Bruder los und fiel hinab ins Meer, das nach ihr noch heutigen Tages „Hellespont," d. i. das Meer der Helle heißt. Phrixos aber hielt des Widders Horn fest, flog mit ihm über das ganze schwarze Meer hin bis zu einem Lande, welches die Griechen Kolchis nannten. Hier ließ sich der Widder zur Erde nieder, und Phrixos stieg ab. Von dem langen Flug durch die Lüfte war das edle Tier so ermattet, daß es starb. Da streifte ihm Phrixos das goldene Vlies ab und hing es in einem den Göttern geweihten Hain auf. Bald darauf erschien ein Drache und bewachte es, so daß niemand es zu berühren wagte.

Phrixos aber heiratete des Königs Tochter und regierte lange glücklich über das Land. Seine Nachkommen behüteten sorglich das goldene Vlies, denn das Orakel hatte gesagt, der Herrscher des Landes werde nur so lange König bleiben, als er diesen Schatz bewahrte.

Als daher der Grieche Jason mit den andern Argonauten nach Kolchis kam und von Aetes, dem damaligen Herrscher, das goldene Vlies erbat, gab es ihm dieser nicht, sondern verlangte erst die Ausführung schwerer Arbeiten von ihm, die einem Sterblichen ganz unmöglich waren. Medea aber, die zauberkundige Tochter des Königs, half dem Jason, dieser führte alle Arbeiten aus, raubte schließlich, als ihm der König sein Wort nicht halten wollte, das goldene Vlies und brachte es nach Griechenland zurück.

Morgenwäsche.

Hieher, Tiras, komm geschwind,
Laß dich sehen doch!
Hab' ich mir's nicht gleich gedacht?
Ungewaschen noch!

Staubig, struppig Schweif und Fell,
Ohren und Gesicht,
Und die Schnauze! — Tiras, wie?
Schämst du dich denn nicht?

Schau, wie zart mein Schwämmchen ist,
Bürstchen auch so weich!
Halt nur still, dann wasch' ich dich,
Kämme dich auch gleich!

Mache einen Scheitel dir
Mitten durch den Schopf,
Flechte dir am Schweif sogar
Einen kleinen Zopf!

Ist dein Fell dann weich und zart,
Glatt gekämmt und rein,
Hell die Augen — o wie wohl
Wird's alsdann dir sein!

Doch dem guten Tiras kommt
Dies sehr fraglich vor,
Fühlt mit Grau'n den nassen Schwamm,
Schon an seinem Ohr!



Ach, es ist die Reinlichkeit
Leider ihm ein Graus,
Rüttelt drum und schüttelt sich,
Möchte gern hinaus.

„Waff, waff, waff!“ ein kühner Sprung!
Hei, wie froh er bellt!
Und im nächsten Augenblick
Jagt er frei durchs Feld!

C. Lechler.

Fischer-Lore.

In Saßnitz auf Rügen ist es gar herrlich. Die weißen Kreidefelsen, welche sich hoch aus dem Meere erheben, leuchten weithin und bieten von ihrer Höhe dem Naturfreunde einen herrlichen Blick über die weite unbegrenzte See, welche schimmernd im Sonnenlichte vor ihm liegt oder schäumend und brüllend gegen die Felsen schlägt. Ist Sturm im Anzuge, so fliegen unzählige weiße Möwen unruhig über dem dunklen, grollenden Wasserspiegel oder verschwinden in den düsteren Wolken, die schwer, vom Winde getrieben, vorüberjagen; bei heiterem Wetter tauchen sie ihr weißes Gefieder bald in die klare Flut, bald fliegen sie in tändelndem Spiel empor.

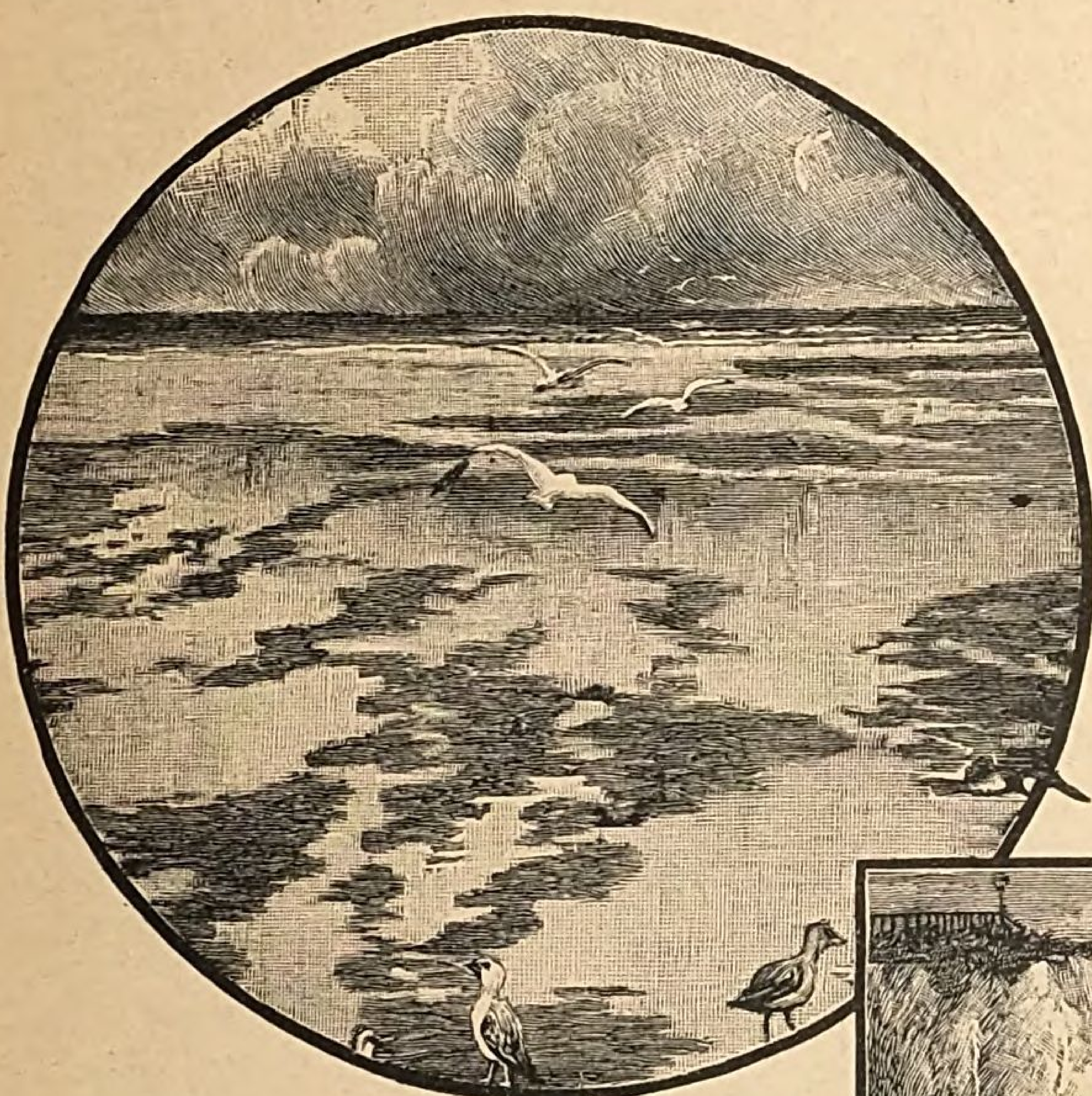
Das alles zu beobachten war das Vergnügen aller Badegäste; den Kleinen bot freilich der Strand noch mehr Freuden, und sie wurden nicht müde, dieselben nach Herzenslust auszukosten.

Karl, Lotty und Käthchen waren zum ersten Male mit der Mama und Tante Helene nach Saßnitz gekommen und fanden es hier tausendmal schöner als daheim in Spandau, und sie bedauerten den armen Papa herzlich, der durch sein Amt verhindert gewesen war, sie zu begleiten. Bruder Karl war im Winter lange krank gewesen und sollte nun kräftigende Seeluft genießen, und die kleinen Mädchen genossen sie nach Herzenslust mit und freuten sich alle Morgen, wenn es zum Baden und dann an den Strand ging. Es war dort auch gar zu schön. Karl baute sich ganze Festungen in dem losen Sande, und Lotty und Käthchen sammelten in ihren kleinen Eimern hübsche Steine und Muscheln, die das Meer ans Ufer spülte, und mit denen sich so herrlich spielen ließ.

Das schönste Vergnügen aber, namentlich für die dicke Lotty, bestand darin, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und in dem seichten, leise plätschernden Wasser zu waten. Tante Helene war zwar sehr ängstlich und hätte es den Kindern wohl schwerlich erlaubt, aber die fröhliche junge Mama konnte selten Lottys Bitten widerstehen, und diese meinte heimlich, die lustige Mama wate am liebsten mit ihnen, wenn sich das nur für eine so große Dame geschickt hätte.

Ach ja, die Mama war immer vergnügt mit ihren Kleinen, und diese liebten sie auch unbeschreiblich und wunderten sich nur, daß Tante Helene nicht auch so lustig sei, war sie doch Mamas Schwester. Aber Tante Helene war Witwe und hatte vor drei Jahren ihr einziges Töchterchen, das blonde Lorchen, verloren, Grund genug zur Traurigkeit; aber die lustige Lotty mit den dunklen Schelmenaugen begriff doch nicht, wie einer es aushalten könne, ohne zu lachen, und für sie war die stille Tante mit dem blassen, traurigen Gesicht eine größere Respektsperson als Papa und Mama. Sie hätte nicht vermocht, sie zu betrüben, nein, sie hätte etwas darum gegeben, sie nur ein einziges Mal lachen zu sehen, nur ein klein bißchen, um zu sehen, daß Tante Helene es in den langen Jahren nicht verlernt hatte. Es gelang Lotty aber trotz aller Bemühungen nicht; dennoch

setzte sie, in dem festen Glauben, daß es ihr einmal gelingen müsse, jeden Abend den Nachsatz zu ihrem Gebet: „Bitte, lieber Gott, hilf auch, daß Tante Helene wieder lachen kann.“ Sie vergaß es auch in Saßnitz nicht, obgleich es hier so viel des Neuen zu sehen und zu bewundern gab; denn hier unter den vielen fröhlichen Menschen fiel ihr der Tante stille Trauer erst recht auf und bedrückte ihr kleines, liebevolles Herz.



Heute hatte nun Lotty freilich keine Zeit, viel darüber nachzudenken, es war Käthchens Geburtstag, an dem das kleine Persönchen vier Jahre alt wurde, und was das allerschönste war, die Mama hatte ihren Kindern erlaubt, sich eine kleine Gesellschaft einzuladen. Sie machten von dieser Erlaubnis denn auch den ausgiebigsten Gebrauch und luden von den kleinen Badegästen ein, was nur „krabbeln“ konnte, wie die Mama lachend sagte.



„Ja aber, Mama, du wirst doch niemand zurückweisen?“ fragte Karl ganz ängstlich.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ entgegnete Mama ganz ernsthaft, „es soll eine so großartige Bewirtung werden, daß du staunen wirst.“ Karl hatte wohl Mamas schelmisches Lächeln bemerkt und beobachtete die Vorbereitungen zu dem Feste mit heimlicher Spannung.

Er beruhigte sich indessen, als er Marie wahre Kuchenberge vom Bäcker heranbringen sah; weshalb sie dieselben aber wohl in Körbe packte, ebenso wie die appetitlichen Butterbrote, die Mama und Tante schnitten? Das war dem kleinen Jungen ein Rätsel, und er teilte den kleinen Schwestern seine Verwunderung mit. Käthchen, das Geburtstags-

kind, begriff nicht, daß Butterbrot und Kuchen zu irgend welcher Unruhe Veranlassung geben konnten, und Lotty tröstete sich mit dem zuversichtlichen Gedanken, daß Mama schon alles so einrichten würde, daß es gar schön und herrlich werde.

Gegen drei Uhr erschienen die kleinen Gäste, mit Jubel von den Geschwistern, namentlich von Käthchen begrüßt; denn jedes Kind brachte ihr irgend ein kleines Geschenk mit, und das kleine Mädchen kam sich so reich wie eine Königin vor.

Als alle versammelt waren, befahl Mama, sie sollten die Hüte aufsetzen und ihr an den Strand folgen. Und Kaffee und Kuchen? Es war doch recht verwunderlich! Jedes Kind mußte nun irgend ein Spielzeug mitnehmen, das eine einen kleinen Spaten, das andere eine Schaufel, das dritte eine Hacke, das vierte einen kleinen Eimer und so fort. Einige der kleinen Mädchen trugen ihre Puppenkinder, und so ging es unter Mamas und Tantes Schutz an den Strand. Zu Karls heimlicher Freude sah er Marie mit Korb und hoher Kanne den Zug beschließen, ihr zur Seite ein Junge mit einem noch größeren Korbe beladen. Ach, die Mama hatte doch immer zu köstliche Einfälle, Karl lief schnell hin und drückte ihr dankbar die Hand.

Sie lächelte. „Mein kleines Leckermäulchen glaubte wohl, es gäbe heute gar nichts zum Schmause, wie?“ fragte sie neckend.

Karl errötete. „Ja, Mama, aber nun weiß ich, daß es wunder-, wunderschön wird.“

Ja, das wurde es wirklich. Am Strande angelangt, setzte Mama sich auf den weißen, weichen Sand und forderte die Kinder auf, sich in weitem Bogen um sie herum zu setzen. Das geschah unter großer Fröhlichkeit, und dann schauten die vielen glänzenden Kinderaugen neugierig und verlangend auf den verheißungsvollen Korb, den Marie neben ihre Herrin stellte. Ei, wie einladend und verlockend sein Inhalt aussah! Mama teilte nun ihre süßen Gaben aus und Tante Helene goß süße, schäumende Milch in kleine Becher und ging im Kreise herum, die Kleinen zu bedienen. Wie das schmeckte! Mama mußte immer wieder in den Korb greifen, und Tantes Kanne schien unerschöpflich. Die Vorübergehenden blickten lächelnd auf die fröhliche Schar und freuten sich über deren Appetit. Es mundete aber auch zu prächtig in der frischen Luft, mit dem Blick auf das weite glitzernde Meer, auf dem einige Segelboote ihre lustige Bahn zogen.

Da fiel Lottys Blick auf ein kleines Mädchen, das wohl elf Jahre zählen mochte und von Ferne stand und zusah. Sie hatte eine rote Mütze auf dem Blondhaar, das ihr in lichten Wellen in den Nacken fiel. Sie ging sauber und reinlich gekleidet, aber Lotty sah doch sofort, daß sie nicht zu den Badegästen gehörte. Ihr Blick schweifte so ernst und sehnsüchtig nach den Kindern hinüber, daß Lotty schnell entschlossen aufsprang und zu ihr hinlief.

„Da,“ sprach sie und hielt ihr das Stück Kuchen hin, das Mama ihr soeben gereicht hatte. Zu ihrer Verwunderung schüttelte jedoch das blonde Mädchen den Kopf und sagte: „Ich danke, ich bin nicht hungrig,“ dabei ward sie dunkelrot. Lotty war fast starr vor Staunen, daß jemand den schönen Kuchen verschmähen konnte. „Er schmeckt gut, koste nur,“ sagte sie zuredend, „Mama gibt mir andern.“

„Ist das deine Mutter?“ fragte das fremde Mädchen.

„Ja, die im Sande sitzt und Kuchen austeilt. Sieht deine Mama auch so lieb aus?“

„Ich habe keine Mutter," entgegnete das Mädchen leise, und Thränen füllten ihre Augen.

„O," sagte Lotty teilnehmend und drückte ihr den Kuchen in die Hand, „ist sie tot?"

„Ich weiß nicht, sie sagen es."

Lotty sah sie voll Verwunderung an, es ward ihr fast unheimlich zu Sinne. „Wie heißt du denn?" fragte sie.

„Die Fischer-Lore."

„Mußt du den ganzen Tag fischen?" Jetzt lächelte Lore. „Nein, nicht deswegen, sie haben mich selbst aus dem Wasser gefischt." Lotty riß die Augen weit auf vor Staunen. „Warst du hineingefallen?" fragte sie begierig, doch ehe die Fischer-Lore



antworten konnte, rief Mama mit heller Stimme: „Lotty, wo bleibst du, der Kuchen wird alle, wenn du nicht kommst."

Das wirkte. Lotty verabschiedete sich schnell von ihrer neuen Bekanntschaft und sprang davon. „Mama, da ist ein Mädchen, das heißt die Fischer-Lore, weil sie aus dem Wasser gefischt ist, und sie hat keine Mama, und sie weiß nicht, ob sie tot ist," rief sie atemlos.

„Du hast wieder einmal nicht ordentlich zugehört, Lotty," sagte Mama, ein Kind wird doch wissen, ob seine Mutter tot ist oder nicht. „Hier hast du ein Stück Kuchen, nun iß, sonst bist du die letzte."

Lotty gehorchte und vergaß auch bald ihre neue Bekanntschaft, nur Tante Helene sah dem blonden Mädchen sinnend nach, als sie sich langsam entfernte.

Als die Kinder gesättigt waren, durften sie spielen und Mama und Tante paßten auf, daß sie sich auch dabei unter einander vertrugen. So ging der schöne Nachmittag hin, viel zu schnell für die fröhlichen Kinder, die es alle lebhaft bedauerten, als Mama zum Aufbruch mahnte. Wie schade! Aber recht hatte Mama, denn bei den Kleinsten war der Sandmann schon im Anzuge, da wurde es Zeit, daß sie heim und ins warme Bettchen kamen.

Als die drei kleinen Geschwister auf ihrem weichen Lager ruhten, dankten sie der gütigen Mama für den vergnügten Nachmittag und Klein-Käthchen meinte, einen so schönen Geburtstag habe sie noch nie verlebt, es sei nur schade, daß der liebe Papa nicht dabei gewesen sei. Die Geschwister gaben ihr recht, und Lotty fühlte sich veranlaßt, ganz besonders für den lieben armen Papa zu beten, der so allein daheim in der großen Wohnung war und gewiß schreckliche Sehnsucht nach der Mama und seinen Kleinen hatte. Darüber vergaß sie ganz Tante Helene, und es fiel ihr schwer auf das kleine Herz, als sie die Tante am nächsten Morgen so besonders blaß und traurig fand, denn Lotty merkte das trotz aller Fröhlichkeit sogleich. „Fehlt dir etwas, liebe Tante?“ fragte sie und schlang die dicken Arme schmeichelnd um deren Nacken.

„Nichts Besonderes, mein Liebling,“ entgegnete sie freundlich, „geh' nur und spiele fröhlich.“ Und Lotty hüpfte vergnügt davon, als sie das stille, traurige Lächeln der Tante sah, sie ahnte ja nicht, daß sie gestern unter der lustigen Kinderschar ihr eigenes Töchterchen besonders schmerzlich entbehrt hatte und mit Schrecken an ihre leere Wohnung daheim dachte, in der kein fröhliches Kinderlachen ertönte.

In den nächsten Tagen regnete es, und die Kinder mußten im Zimmer bleiben und sich dort vergnügen, so gut sie konnten. Das ging zuerst ganz gut, als aber das Regenwetter anhielt, wurden sie ungeduldig und hätten Mama mit ihrer Langeweile gewiß geplagt, wenn diese nicht immer neue Spiele und Beschäftigungen für ihre Kleinen ersonnen hätte. Nun fiel Lotty auch ihre neue Bekanntschaft wieder ein, und sie erzählte Mama und Tante Helene ausführlich von der Fischer-Lore, doch diese schüttelten den Kopf über den verworrenen Bericht des kleinen Mädchens.

Nach drei langen Tagen schien endlich die liebe Sonne wieder, und die Kinder durften ins Freie. So froh sprangen sie umher, wie die Kälbchen, wie Mama sagte. Natürlich ging es an den Strand, mit Eimer und Spaten, und Tante Helene folgte den Kindern und setzte sich mit einer Arbeit in einen Strandkorb, um über sie zu wachen. Sie hatte noch gar nicht lange gesessen, so näherte sich ihr Lotty mit bloßen Füßchen, die Schürze voller Muscheln und Steine.

„Du kannst dir gar nicht denken, Tante Helene, was es heute alles zu suchen gibt,“ rief sie. „Karl und Käthchen suchen nach Bernstein, und ich —“

„Es wird heute nicht gewatet, Lotty,“ unterbrach sie Tante Helene schnell, „das Wasser ist zu kalt, du würdest dich erkälten.“

„Liebe, süße Tante,“ schmeichelte Lotty, doch Tante schüttelte den Kopf und sagte liebreich: „Du könntest krank werden, Liebling, und du möchtest doch nicht, daß deine Mama sich um ihr kleines Mädchen ängstigen müßte?“

Lotty warf einen sehnsüchtigen Blick auf das leise plätschernde Wasser, als aber Tante

Helene fragte: „Du willst doch nicht, daß ich noch trauriger würde, Lotty?“ schlang sie stürmisch die Arme um die geliebte Tante und rief: „Nein, nein, liebe Tante, ich will ganz artig sein, nur sei nicht traurig.“ Schnell zog sie Schuhe und Strümpfe wieder an und war sehr glücklich, als Tante Helene ihr freundlich zulächelte.

Fröhlich sprang sie wieder zu den Geschwistern, doch diese spielten nicht mehr allein, ein größeres Mädchen hatte sich zu ihnen gesellt und half ihnen Bernstein suchen. Lotty erkannte sogleich die Fischer=Lore und lief erfreut näher.

„Guten Tag, du,“ rief sie, „meine Mama und Tante Helene wollen nicht glauben, daß sie dich aus dem Wasser gefischt haben, und es ist doch wahr, nicht?“

Lore nickte, und die Kinder drängten sich neugierig um sie. „Erzähle, erzähle,“ baten sie ungestüm, und Lotty faßte ihre Hand. „Komm mit, Lore, Tante Helene soll es hören, ich kann es nicht alles behalten.“

Sie zog das Mädchen mit sich zu dem Strandkorbe und rief: „Tante, hier ist die Fischer=Lore, und sie ist doch aus dem Wasser gefischt worden.“

Tante Helene sah teilnehmend in das blasse, feine Kindergesicht und fragte bewegt: „du heißt Lore?“

„Ja, die Fischer=Lore.“

„Tante, sie will uns erzählen, wie alles so gekommen ist,“ rief Karl, und die Tante strich freundlich über Lores Haar und sagte: „Thue das, mein Kind, ich höre gern zu.“

„Es ist nicht viel,“ begann Lore schüchtern. „Der alte Fischer Bormann hat eines Abends, nachdem es den ganzen Tag gestürmt hatte, etwas Dunkles auf der See schwimmen sehen. Er ist mit seinem Boot hinausgefahren und hat einen kleinen Kahn gefunden und auf der Bank festgebunden ein kleines Kind; das war ich, aber ich war noch ganz klein und konnte noch gar nicht sprechen und war halb tot vor Hunger, hat Vater Bormann gesagt. Er brachte mich nach Hause, und ich ward bald wieder gesund, und dann ließ er mich taufen und nannte mich Lore, und weil er mich doch aus dem Wasser gezogen hat und auch ein Fischer war, nannten mich die Leute die Fischer=Lore.“

„Wohnst du noch bei dem alten Manne?“ fragte Tante Helene.

Lore schüttelte den Kopf und sagte traurig: „Ach nein, vor zwei Jahren ist er gestorben, und seitdem bin ich bei Onkel und Tante Bick. Onkel ist Kapitän und weil Vater ihn gebeten hat, mich zu sich zu nehmen, hat er es gethan.“

„Und bist du gerne dort, kleine Lore?“ fragte Tante Helene.

Fischer=Lore nickte, aber sie sagte leise: „Ich möchte auch gerne eine liebe Mama haben,“ und Tante Helene drückte die kleine Waise an ihr Herz und küßte sie zärtlich.

„Tante,“ rief Lotty eifrig, „sei du doch Lore ihre Mama, kannst du das nicht?“

Tante Helenes Augen schimmerten feucht, als sie fragte: „Hast du nie gehört, mein Kind, wie du in den Kahn gekommen bist?“

„Nein,“ entgegnete Lore. „Vater Bormann sagte, es seien viele Schiffe damals gestrandet, und meine Eltern wären wohl ertrunken.“

Das klang so traurig, daß den Kindern Thränen in die Augen traten.

„Ich muß jetzt nach Hause, ich muß mit den Kleinen spielen,“ setzte Lore ängstlich hinzu

„Komm wieder, so oft du kannst, mein liebes Kind, willst du?“ fragte Tante Helene.

„Ach, wie gerne,“ sagte die Fischer-Lore, und sie ward rot, als die freundliche Dame sie noch einmal küßte, dann eilte sie schnell davon.

Die Kinder hatten nun unzählige Fragen zu stellen, es war alles gar zu verwunderlich, was sie gehört hatten. Von nun an kam Lore jeden Tag, zuweilen allein, zuweilen brachte sie auch die beiden ältesten Kinder ihrer Pflegeeltern mit, August und das dicke Lenchen, das noch nicht ordentlich laufen konnte und so schwer zu tragen war. Mama und Tante Helene gingen zu Kapitän Bick und hörten, daß sich alles so verhielt, wie Lore gesagt hatte. Diese war viel bei ihren kleinen Freunden; aber obgleich sie stets bereitwillig mit ihnen spielte, war sie doch nie so lustig und vergnügt, wie die kleinen Geschwister.



„Das kommt, weil sie keine Mama hat,“ sagte Lotty und war immer ganz besonders zärtlich gegen Lore.

Die Zeit verging den Kindern unendlich schnell, und eines Tages hieß es, der Papa käme, um sie abzuholen. Im ersten Augenblicke erschraken sie, dann jubelten sie aber und freuten sich, dem lieben Papa alles zeigen zu können, was ihnen in Saßnitz besonders gut gefiel.

Ach, wenn er doch erst da wäre,“ rief bald das eine, bald das andere der Kinder.

Endlich kam er, und die gegenseitige Freude war groß. Der Papa meinte, er kenne seine Kleinen gar nicht, so braun seien sie geworden. Die Kinder ruhten nun nicht eher, als bis sie dem Papa von all ihren Erlebnissen erzählt hatten.

„Papa, wir gehen doch heute noch an den Strand,“ bat Karl, „du mußt doch die Festung sehen, die ich im Sande gebaut habe.“

„Das ist freilich sehr notwendig," sagte Papa scherzend, und alle machten sich auf den Weg. Als sie sich dem Strande näherten, sahen sie auf dem niedrigen Geländer einer Landungsbrücke ein kleines Mädchen sitzen; sie hielt ein schlummerndes Kind auf dem Schoße, ihr zur Seite lehnte gegen die Brücke ein kleiner Knabe und sah den Ankömmlingen neugierig entgegen. Fischer-Lore — denn sie war es — sah die Freunde nicht, ihre großen blauen Augen blickten nachdenklich und sehnsüchtig ins Weite über das schimmernde Meer hinaus. „Papa, da ist die Fischer-Lore," rief Lotty jubelnd, „sie ist das Beste in Saßnitz, komm, du mußt sie sehen."

Der gute Papa folgte willig, begrüßte das kleine Mädchen freundlich und sprach mit ihr, dann ging er mit seinen Kindern weiter an den Strand. Tante Helene setzte sich zu Lore und ihren Pflegebefohlenen und blieb bei ihnen, bis die andern sie abholten. Am andern Morgen wunderten sich die Geschwister, daß Tante Helene rot geweinte Augen hatte und doch so glücklich dreinschaute, wie sie es noch nie gesehen hatten. Gegen Mittag ging sie mit dem Papa aus, nachdem sie noch alle zärtlich geküßt hatte und zwar mit Thränen in den Augen. Das war doch verwunderlich, was mochte Tante Helene nur vorhaben? Mama lächelte geheimnisvoll, als die Kinder sie fragten, und meinte, sie würden es bald erfahren, es sei etwas sehr, sehr Schönes.

Nun waren sie erst recht neugierig und stellten sich an die Fenster, um aufzupassen, wenn Papa und Tante zurückkehrten. Es währte aber lange, und die Kinder mußten große Geduld haben. Doch nun, ja, das waren sie; aber Tante Helene führte ein kleines Mädchen an der Hand, wer mochte das sein?

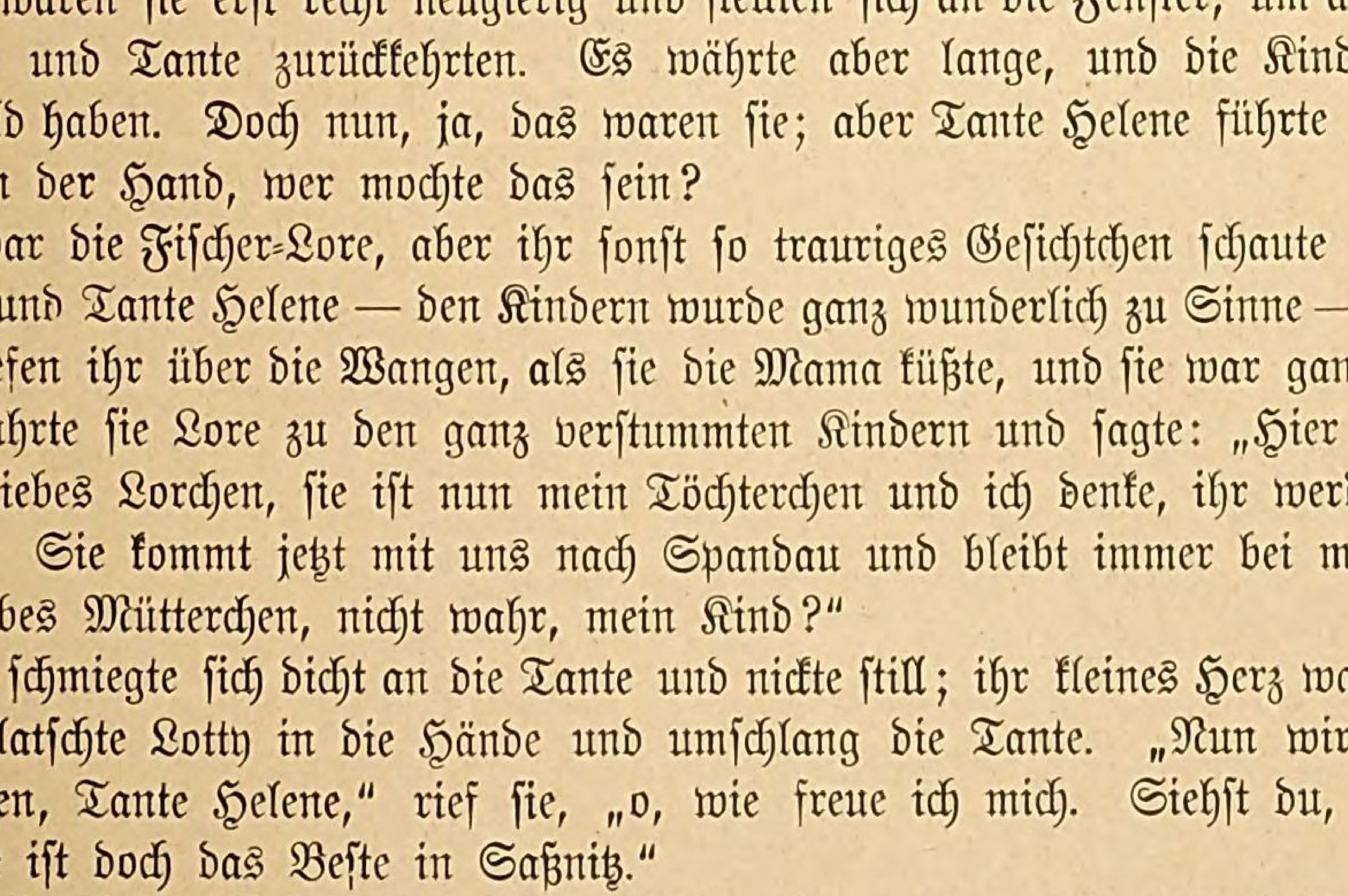
Es war die Fischer-Lore, aber ihr sonst so trauriges Gesichtchen schaute ganz glückselig drein, und Tante Helene — den Kindern wurde ganz wunderlich zu Sinne — die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie die Mama küßte, und sie war ganz glücklich. Und jetzt führte sie Lore zu den ganz verstummten Kindern und sagte: „Hier bringe ich euch mein liebes Lorchen, sie ist nun mein Töchterchen und ich denke, ihr werdet sie alle lieb haben. Sie kommt jetzt mit uns nach Spandau und bleibt immer bei mir, ich bin nun ihr liebes Mütterchen, nicht wahr, mein Kind?"

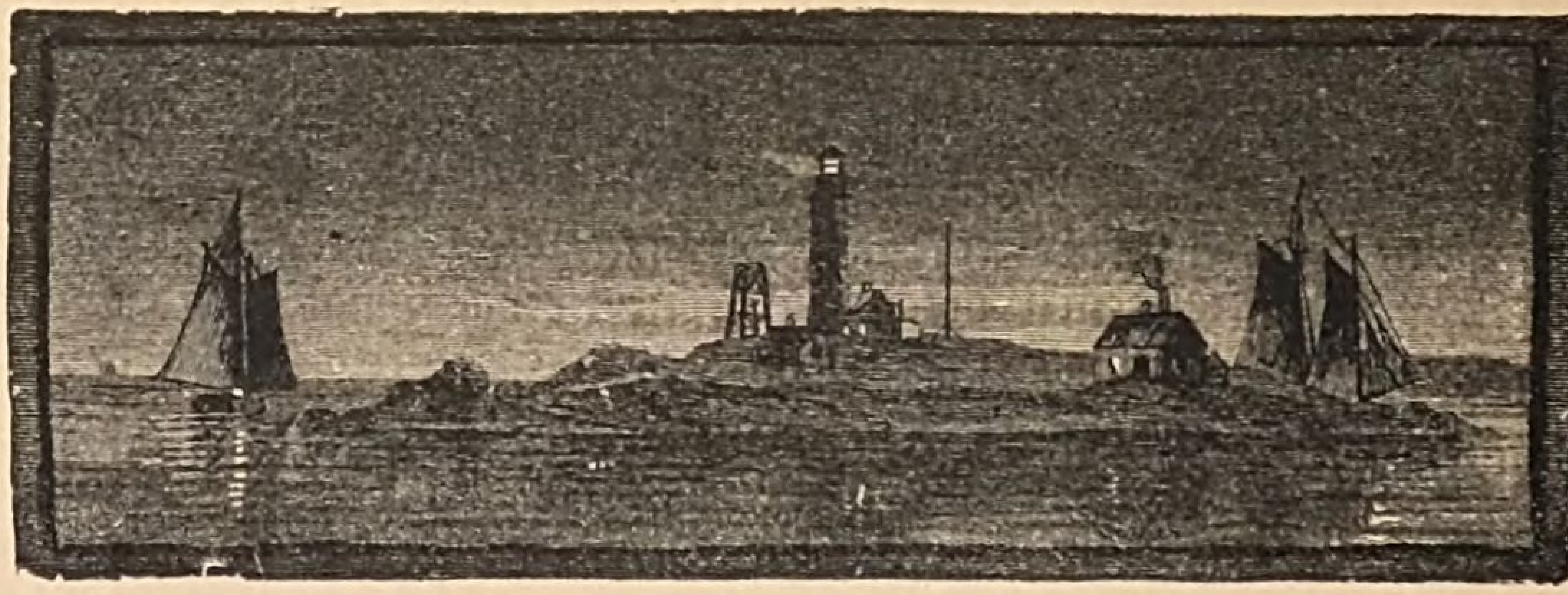
Lore schmiegte sich dicht an die Tante und nickte still; ihr kleines Herz war übervoll.

Da klatschte Lotty in die Hände und umschlang die Tante. „Nun wirst du auch wieder lachen, Tante Helene," rief sie, „o, wie freue ich mich. Siehst du, Papa, die Fischer-Lore ist doch das Beste in Saßnitz."

„Ja, sie ist das Beste," sagte Tante Helene bewegt und küßte das kleine Mädchen.

B. Clément.





Gott hilft.

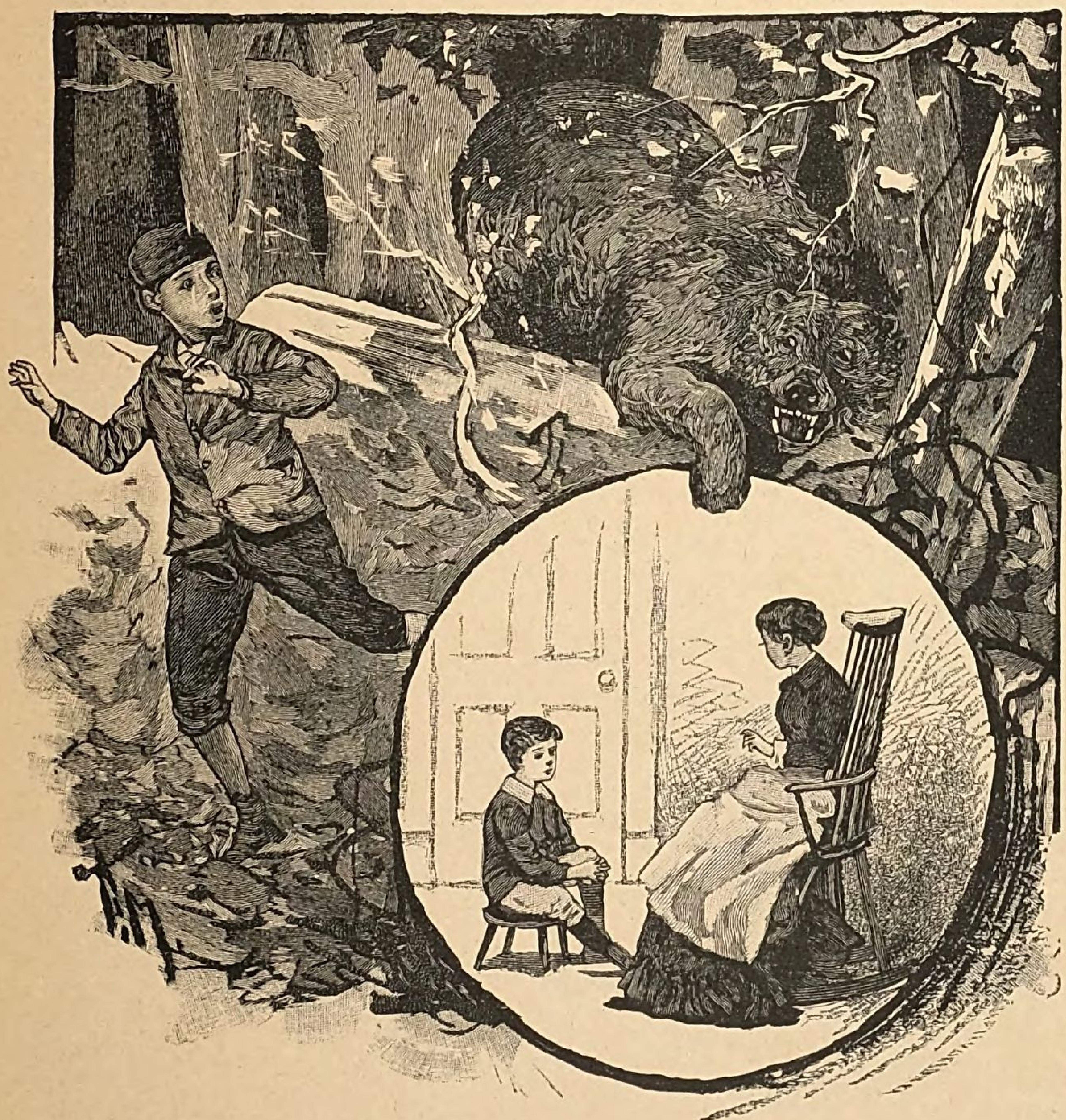
Schon breitet die Nacht ihre Schwingen aus
Um den Strand und den schlummernden Hafen,
Doch drinnen im einsamen Lotsenhaus
Mag Büblein noch lange nicht schlafen,
Der Vater weilt draußen in Sturm und Drang:
„O, Mutter, erzähle, sonst ist mir so bang!“

Und jene spricht leise: „Mein liebes Kind,
Und will's uns auch anders oft scheinen,
In Angst und Not, in Wellen und Wind
Beschützt unser Herrgott die Seinen,
Auf hoher See wie im wildesten Tann —
So höre denn zu.“ Und die Mutter begann:

„Du weißt es, ich und mein Bruder, dein Ohm,
Erwuchsen in Urwaldes Mitte,
Ein rauhes Blockhaus am brausenden Strom
Das war unserer Eltern Hütte;
Im Forste des Vaters Büchse erklang,
Und die Axt, die der Bruder in Händen schwang.

Einst streifte mein Bruder, der noch ein Knab',
Verirrt auf den wildesten Wegen,
Da kam aus dem Dickicht im zornigen Trab
Ein gewaltiger Bär ihm entgegen,
Schon wähnte das Kind, daß verloren es wär',
Da pfiff eine Kugel, und tot lag der Bär.

Es hatte des Ew'gen allmächtige Hand,
Die da hemmt auch der Tiere Wüten,
Zur rechten Stund' noch den Vater gesandt,
Das schwerste Geschick zu verhüten;
Und, Kindlein, der also da droben gebeut,
Er ist auch im Sturm deines Vaters Geleit!"



Still ist's im Gemach, doch der Kerzen Schein
Schwankt plötzlich mit flackerndem Schimmer,
Und strahlenden Aug's tritt der Lotse herein
Zu den Seinen ins trauliche Zimmer:
„Das war eine Fahrt durch die Brandung ums Riff,
Doch gerettet im Hafen liegt Mannschaft und Schiff!"

E. Dobbert.

Zwölf Jahre alt.

Zwölf Jahre alt wird's Mägdlein heut:
Wie golden strahlt die Sonne!
Zwölf Jahre alt —
o sel'ge Zeit,
Du Zeit der Freud
und Wonne!



Viel Glückesenglein ohne Zahl
Die scheinen's zu umschweben:

Gott grüß dich, grüß dich tausendmal,
Du liebes junges Leben!

Angelika.

Eine Weihnachtsgeschichte.



Weihnachtsabend ist's! Schon sinkt die frühe Dämmerung auf die Erde hernieder, und hie und da blitzt in den Häusern ein Licht auf, als Vorläufer des strahlenden Glanzes, den der Christbaum bald in jeder Wohnung verbreiten wird. Da huscht eine zierliche Gestalt mit wehenden Locken und einer Harfe in den Händen durch die Straßen der Stadt. Sind die Engel wieder, wie in der ersten heiligen Nacht, herabgestiegen, den Menschen die große Freude, die allem Volke widerfahren wird, zu verkündigen? Ach nein, es ist kein froher Himmelsbote, von dessen Lippen diesmal der Gruß erschallt: „Euch ist ein Kindlein heut geboren" — sondern ein zitterndes Mägdlein singt ihn vor den Thüren der Leute. Arme kleine Harfenspielerin!

Die Hände, mit denen das etwa zwölfjährige Kind die Saiten rührt, sind ganz blau gefroren, und der Wind bläst unbarmherzig durch seine kurzen, dünnen Kleider, so daß es bis ins Mark hinein fröstelt. Seine kleinen Füße sind mit abgetragenen Zeugschuhen bekleidet; aber das Tüchlein, welches es um den Kopf geschlungen hat, kann die Fülle der goldblonden Locken, die über die Schultern wallen, nicht bergen.

Jetzt beginnt die Kleine von neuem zu singen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." — Aber ihr ist nicht fröhlich und selig zu Sinne. Ja, vor einem Jahr, als Vater und Mutter noch lebten, da hatte sie auch einen Christbaum und fröhliche Weihnachten gehabt. Vater spielte so schön die Geige und Mutter die Harfe, und die Leute drängten sich, sie zu hören und gaben viel Geld für ihre Konzerte. Aber Vater und Mutter sind gestorben und haben sie allein zurückgelassen. Nun muß sie sich selbst ihr Brot verdienen und das ist, ach so schwer!

Auch heute hat sie viele rauhe Worte, aber wenig kleine Münze eingesammelt, und nun wird es Abend, und noch reicht ihr Geld nicht zu einem

Imbiß und zu einem Nachtlager, und doch hat der Wirt, bei dem sie seit der Eltern Tod ein Kämmerlein gemietet, ihr gedroht, er werde sie von der Thüre weisen, wenn sie heute kein Geld bringe. Scheu tritt sie in den Vorgarten eines stattlichen Hauses und schreitet bis zu der breiten Freitreppe, die nach dem weitgeöffneten Portale hinanführt, vor. Ob sie es wagen soll, vor diesem Hause zu singen? Es sieht so vornehm aus, o! und so warm und behaglich! Sehnsüchtig blickt sie zu den erleuchteten Fenstern hinauf.

Da stürmt ein etwa fünfzehnjähriger Knabe die Treppe herab, so eilig, daß er die arme kleine Harfenspielerin beinahe über den Haufen gerannt hätte, wenn sie nicht schnell zur Seite gewichen wäre. Aber im Gefühl seiner Übereilung bleibt er augenblicklich stehen, zieht sein Mützchen und sagt:

„Verzeih, arme Kleine. Habe ich dich sehr erschreckt?“

O, wie that dies gütige Wort dem Kinderherzen wohl! Wenn sie eine ganze Hand voll Silbermünzen bekommen hätte, sie hätte keine größere Freude empfinden können, als über das eine Wort: Verzeih! War es möglich, daß der schöne feine Knabe es zu ihr, der armen Harfenspielerin, sagte? Ja, er meint sie gewiß; denn als sie jetzt in sein freundliches Gesicht blickt, sehen sie seine dunklen Augen so voll Herzensgüte und Mitleid an, daß sie die Frage wagt:

„Glauben Sie, guter Herr, daß man mir erlauben wird, da drinnen ein Lied zu singen? Es ist so kalt hier draußen.“

„Ja gewiß, komm nur herein,“ ermuntert er sie freundlich und zieht sie bei der Hand die Treppe hinauf.

Durch ein Vorgemach treten sie in ein großes, hellerleuchtetes Zimmer. Schüchtern und geblendet bleibt die Kleine auf der Schwelle stehen, während Egon — ihr Beschützer — auf eine zarte, schwarzgekleidete Dame, die am Kamin sitzt, zueilt und sie stürmisch umarmt.

„Mama, liebe Mama, die Kleine habe ich draußen so erschreckt und bald umgerannt. Sie möchte uns gern auf der Harfe vorspielen und singen. Bitte, laß sie hier. Sieh, wie blaß und elend sie aussieht. Das Herz thut einem weh.“

„Gewiß soll sie hier bleiben, mein Junge,“ entgegnet die Dame und wendet sich liebreich der Kleinen zu.

„Komm, setz dich hier ans Feuer, liebes Kind, da wirst du bald warm!“

Aber die kleine Harfenspielerin ist wie verzaubert vor Glück und Dankbarkeit. Ohne erst zu fragen, greift sie in ihre Harfe und will mit ihren schönsten Tönen den gütigen Herrschaften danken; doch die Thränenflut, die



ihren Augen entströmt, drückt die Gefühle ihres übervollen Herzens ebenso wirksam aus, denn als sie mit bebenden Lippen stammelt: „Verzeihen Sie, gute, gnädige Frau,“ da nimmt sie die Dame in ihre Arme und streichelt mit ihrer weichen Hand das schmale, blasse Gesichtchen und drückt es an ihre Brust.

„Weine dich nur aus, du armes Herzchen; das wehrt dir hier niemand.“

Nie im Leben hat sich das Kind so beglückt gefühlt. Mit einem rührenden Ausdruck in den Augen hascht sie nach den liebkosenden Händen und die Worte: „Gott segne Sie, gute gnädige Frau,“ drängen sich aus ihrem innersten Herzen über die Lippen.

„Wie heißest du, mein Kind?“

Angelika. — Mama nannte mich immer „Ange“ — fügte das Kind schüchtern hinzu — sie sagte, das hieße Engel.

Bedeutungsvoll blickte die gute Dame auf ihren Sohn und sagte in französischer Sprache: „Der liebe Gott hat uns einen Weihnachtsengel ins Haus geschickt, Egon!“ und des Knaben Augen leuchten vor Freude.

Keine weitere Frage belästigt das müde Kind, und auch dies empfindet Ange dankbar, denn sonst forschten die Leute immer so viel und so neugierig nach ihren Eltern und nach ihrer Lebensweise.

Als sie sich ein wenig erholt hat, fragt sie bittend:

„Soll ich nun singen?“

„Ja, wenn du uns die Freude machen willst,“ entgegnet die Dame, und Egon reicht ihr die Harfe und sagt lebhaft: „Ach ja, Ange, sing uns ein Lied!“

Da greift das Kind in die Saiten und singt mit ihrer reinen Stimme feierlich und freudig: Stille Nacht, heilige Nacht! Aber noch ist der erste Vers nicht zu Ende, da überfällt sie ein Zittern, sie wird noch bleicher und tastet nach einem Halt. Egon fängt sie in seinen Armen auf.

„Ange, bist du krank?“ fragt seine Mutter besorgt.

„Ich weiß nicht; mir ist so sonderbar im Kopf.“ Aber schnell rafft sie sich auf und sagt leise:

„Nun muß ich wohl gehen. Ich störe doch hier!“

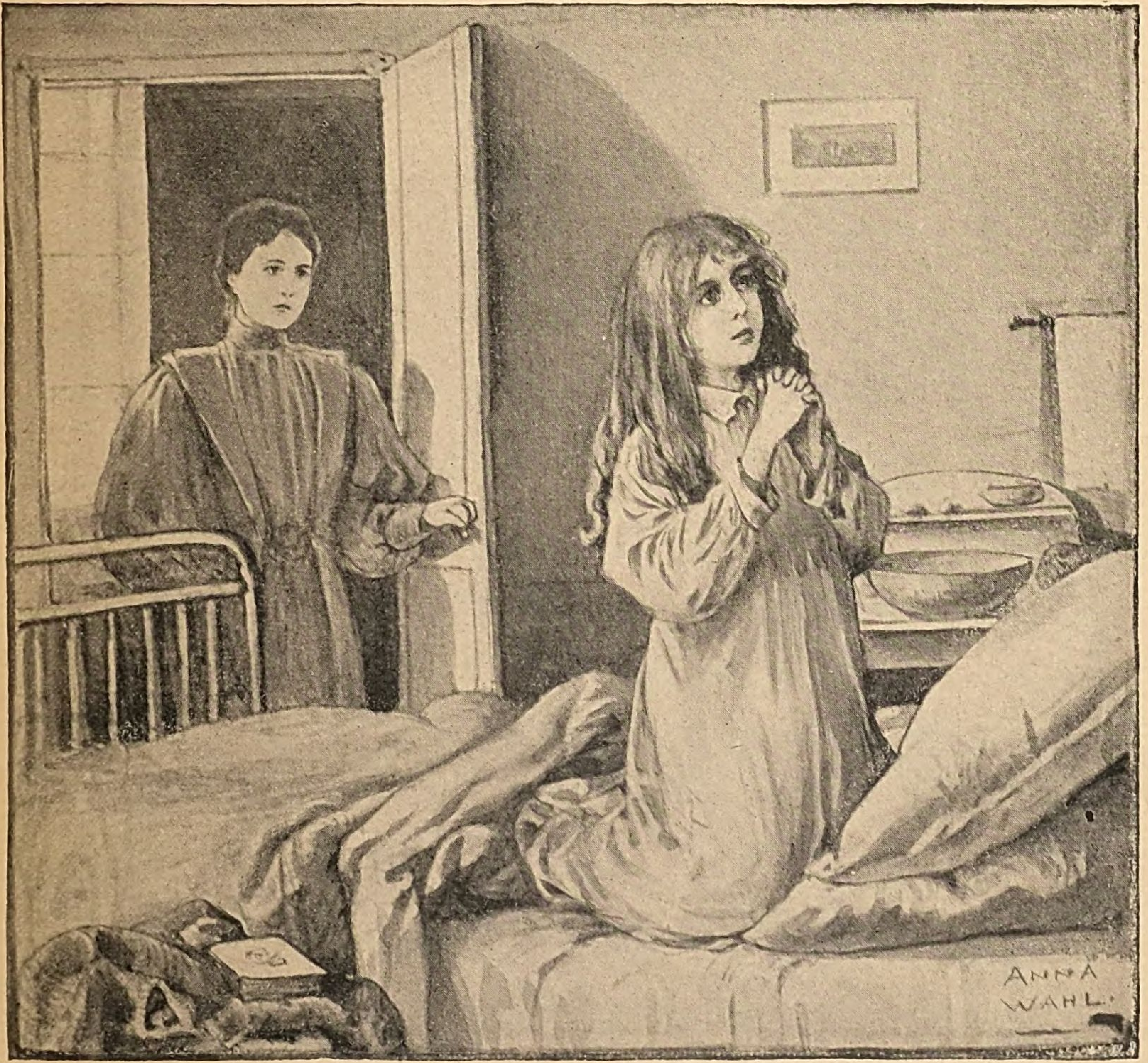
„Nein, Ange, bleibe bei uns und feiere Weihnachten mit uns,“ beruhigt sie die Dame, ihr über die blonden Locken streichend. „Egon freut sich so, wieder eine Gespielin neben sich zu haben. Sein Schwesterchen hat der liebe Gott seit vorigem Weihnachtsfest in den Himmel genommen.“

Ach, wie gern blieb Ange, und was erlebte sie an diesem seligen Weihnachtsabend! Wie lange entbehrte sie soviel freundliche Liebe.

Nun liegt sie in einem großen, weichen, warmen Bette, und Egons Mutter küßt sie zur guten Nacht, und der Knabe hat ihr die Hände gedrückt und gesagt:

„Morgen zeig' ich dir alle meine Bücher und Bilder.“

Ach morgen! Ob sie wohl die Feiertage noch bei den guten Menschen bleiben darf? Mit diesen Gedanken schläft sie ein und erwacht erst, als am andern Morgen die Sonne hoch am Himmel steht. Niemand hat das erschöpfte Kind in seinem erquickenden Schlaf stören dürfen. Nun streckt sie



die schwachen Glieder noch einmal behaglich in den weichen Kissen, dann richtet sie sich auf und sieht sich erstaunt um. Wie ist sie nur in dies schöne Zimmer und in dies gute Bett gekommen? Ach ja, nun kommt ihr alles wieder ins Gedächtnis, der liebe Knabe, zu dem sie Egon sagen mußte, und die sanfte, schöne Dame mit den traurigen Augen. Die Kleider dort auf

dem Stuhl und das Bilderbuch, alles haben sie ihr geschenkt. „Vergiß dein Abendgebet nicht," hatte die gute Dame gestern noch zu ihr gesagt; aber Ange's Kopf war so verwirrt gewesen, daß sie es doch versäumt hatte. Nun faltet sie schnell ihre Hände und dankt dem lieben Gott aus Herzensgrund. Da öffnet sich leise die Thür und Egons Mutter tritt herein. Sie betrachtet mit Rührung das betende Kind und blickt auch dankerfüllt zum Himmel empor.

„Lieber Gott, du hast ein frommes Kind in mein Haus gesandt und mir ans Herz gelegt, ich will es hüten und behalten!" so betet sie, und von dem Augenblick an steht es fest bei ihr, dem Kinde eine Mutter zu werden.

Zärtlich nimmt sie die Kleine in die Arme und redet freundlich zu ihr, bittet sie, ihr vertrauensvoll alles zu erzählen und hört nun, daß Ange's Eltern, durch Unglück in Not geraten, gezwungen waren, ein wanderndes Leben zu führen, daß sie es einst besser gehabt und auch ihrem Kinde ein anderes Los gewünscht hatten, daß sie dann plötzlich gestorben waren, und das Mägdlein ganz allein in der Welt gelassen hatten.

„Ange, willst du bei uns bleiben? Du sollst nicht mehr in Sturm und Schnee hinaus auf die Straße, um vor den Thüren der Leute zu singen. Ich will deine Mutter sein und Egon dein Bruder."

Ganz verklärt sieht Ange auf. „O Mama, weißt du auch droben im Himmel, wie glücklich ich bin? Du sagtest immer, dort wäre unsere Heimat, und daß ich es nicht vergäße, nanntest du mich „Ange". Nun soll ich hier eine so schöne Heimat haben?"

„Ja, Liebling, und dein Name soll mich daran erinnern, daß du mir vom lieben Gott als Weihnachtsengel gesandt bist, mein Herz zu trösten. Komm, laß uns zu Egon gehen, daß er sein Schwesterchen umarme."

Und sie gingen zusammen hin.

Nun folgen lauter schöne Tage für Ange, und als die Ferien vorüber sind und Egon wieder in die Erziehungsanstalt abreisen muß, da geht er diesmal getrost und freudig, denn er weiß die gute Mutter von der zärtlichsten Liebe umgeben; denn Ange bleibt und hat Unterricht im Haus. Sie thut der einsamen Frau durch ihr zutrauliches, heiteres, anschmiegendes Wesen so wohl. Sie feiern noch manchen Weihnachtsabend zusammen, die drei glücklichen Menschen, und immer holt Ange dann ihre alte Harfe hervor und singt die schönen Weihnachtslieder, die sie an jenem ersten Christabend vor Wonne und Weh nicht hat zu Ende bringen können.

Helene Krüger.

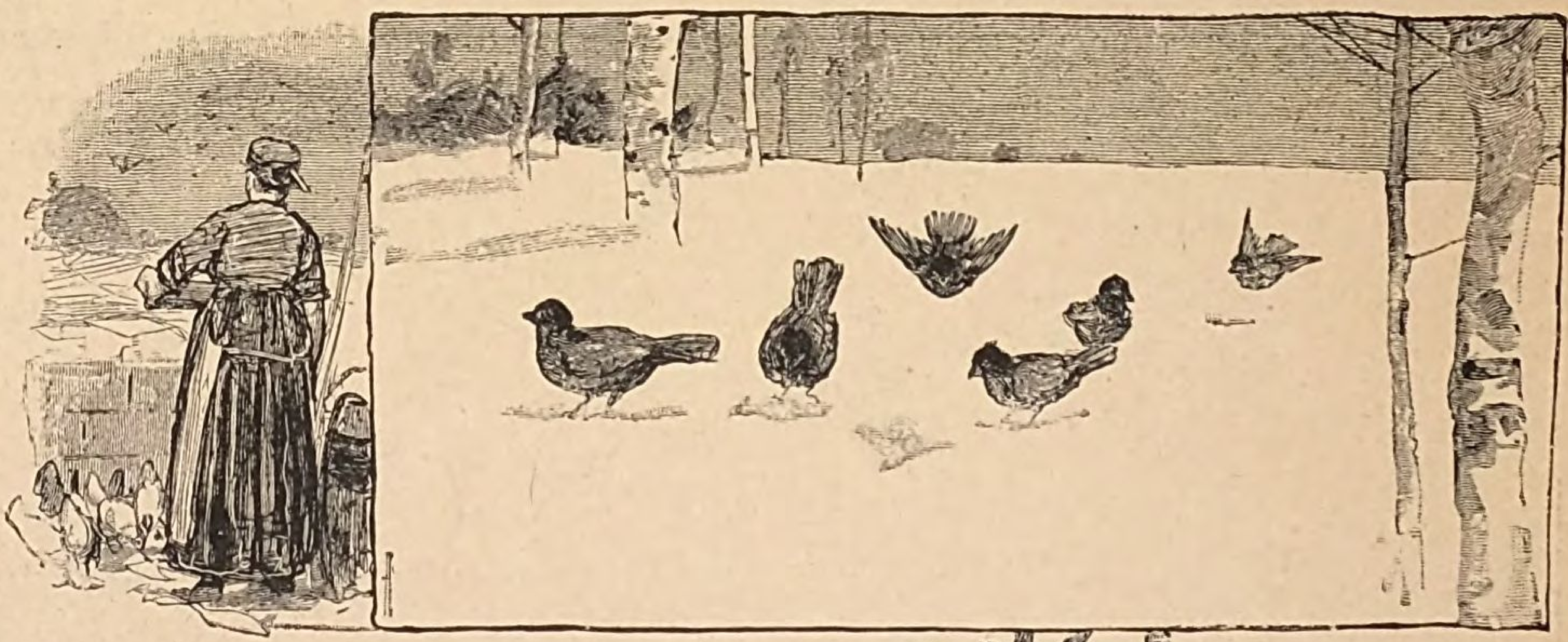


Am Bache.

Die Kleinen steh'n am Ufers Rand
Und seh'n den Wellen zu,
Und Blumen pflückt die Kinderhand:
„Nimm mit, lieb Bächlein, du!

Paß auf, jetzt kommt ein grüner Zweig,
Ein Blümlein hinten nach,
Du nimmst doch alles mit sogleich,
Du lust'ger, kleiner Bach?"

„Ja freilich," rauscht das Bächlein, „bitt',
Kommt mir nur nicht zu nah,
Sonst nehm' euch zwei ich auch noch mit,
Und was sagt dann Mama?"



Winterlied.

Heissa, ihr Kinderlein fern und nah:
Winter, der lustige Winter ist da!

Seht nur die Flocken, die glitzernden, schweben —
Nun wird's Vergnügen in Fülle bald geben!

Mütterchen, heut hält das Eis vor dem Thor!
Such' uns doch, bitte, die Schlittschuh hervor!

Mantel und Mützchen herbei! Auf der Wiese
Gibt's eine Glitschbahn für Trudel und Liese!

Wenn auf dem Eis wir uns müde geglitten,
Morgen, heidi geht's bergab mit den Schlitten!

Schneemann, du Griesgram, mit finsterm Gesicht!
Kommt, laßt uns zielen und werfen den Wicht!

Schaut nur! Schon wieder das Flockengeriesel —
Winter ist lustig, gelt, Trudel und Liesel?

Einzig die Spatzen seh'n kümmerlich aus:
Friedel streu' Futter zum Fenster hinaus!

Anna Klie.



Jungfer Wagehals.

Erzählung von Anna Klie.



„Siegfried! So höre doch, Siegfried! Wie ich mich freue! Was Tante Marianne hier schreibt, ist tausendmal wichtiger als dein Butterbrot! Rate einmal, was in diesem Brief steht!“

Die lebhafte Sprecherin, ein zwölfjähriges Mädchen, tanzte im Zimmer umher, indem sie das inhaltreiche Schriftstück, von dem die Rede war, in der Luft schwenkte.

„Wie kann ich das wissen?“ bekam sie von Bruder Siegfried zur Antwort. „Betrifft es dich allein oder auch mich, Käthe?“

„Uns alle beide! Denke nur, Siegfried, Tante Marianne will den Schlitten herein schicken und uns für Sylvester und Neujahr, bis Schulanfang, nach Wiesenhof holen lassen! Herrlich, nicht wahr? Das heißt, wenn die Eltern es erlauben. Ich laufe und zeige ihnen schnell den Brief!“

„Und platze mitten in die Abendgesellschaft hinein, wo wir Kinder nicht gewünscht werden! Und bekomme nachher zur Strafe kein Vanilleeis! Nicht wahr, Käthe?“

„Du bist und bleibst doch eine unbesonnene Hummel! Als ob die große Neuigkeit nicht bis morgen Zeit hätte!“

Kleinlaut faltete Käthe den Brief zusammen und setzte sich dem Bruder gegenüber.

„Was hat denn Onkel Burkhard darunter geschrieben?“ erkundigte sich Siegfried, auf das Blatt deutend.

Käthe wurde rot.

„Ach, Onkel macht wieder Spaß! Weißt du, wegen der Fliedertheegeschichte!“

„Aha!“ Bruder Siegfried lachte.

„Findest du die Einladung nicht auch grausam nett, Siegfried?“

„Wie kann etwas Nettes grausam sein, Käthe!“

„Ach ja, du schulmeisterst immer! Ordentlich freuen sollst du dich!“

„Thue ich auch, Käthe! Nur mache ich nicht soviel Lärm dabei, wie du! Meinst du, ich hätte vergessen, wie einzig nett es in Wiesenhof ist?“

Die Geschwister vertieften sich nun in Ferienerinnerungen und allerlei Reisepläne, bis der Diener, der drinnen in den Gesellschaftsräumen aufwartete, ihnen das Vanilleeis brachte, das Mama ihnen versprochen hatte, mit dem Bescheid, alsdann schleunigst zur Ruhe zu gehen.

Wiesenhof war ein Landgut nicht weit entfernt von der Stadt, die den Eltern von Käthe und Siegfried als Wohnsitz diente. Onkel Burkhard und Tante Marianne, die Besitzer von Wiesenhof, ein kinderloses Ehepaar, fanden Vergnügen daran, die zahlreichen Neffen und Nichten ihres Verwandtenkreises in dem geräumigen Gutshause als Feriengäste zu bewirten, und jedermann folgte mit Freuden solcher Einladung, denn Wiesenhof galt für ein richtiges Ferienparadies.

Zwei Tage nach der Ankunft von Tante Mariannes Brief standen die Geschwister reisefertig mit glückstrahlenden Gesichtern neben dem Wiesenhofer Schlitten, der sie abholen sollte. Dieser Schlitten war ein seltsames Fuhrwerk! Er war eigentlich ein



Ackerwagen, aber man hatte den oberen, kastenförmigen Teil von den Rädern gehoben und auf Schlittenhölzer geschraubt. Statt der Sitzbänke enthielt er Strohsäcke, zu denen die Kinder nun unter Lachen und Jubel hinaufkletterten, nachdem ihnen die Mutter noch einige heiße Bratäpfel eingehändigt hatte, an denen sie sich anfangs die Finger wärmen sollten, um sie dann zu verspeisen.

„Ei, hier versinkt man ja wie die Fliege in der Milchsuppe!" rief Käthe, als sie sich auf den für sie bestimmten Strohsack niederließ. Der Kutscher Krischan, ein bis an die Nasenspitze vermummter Bauernbursch, der die Zügel hielt, wandte sich um und fragte:

„Seid ihr oben? dann kriecht nur in die Fußsäcke!" Diese, welche der Onkel mitgeschickt hatte, bestanden aus Tuch, innen mit Schafpelz gefüttert. Sie waren so tief, daß die Kinder bis an die Arme darin versanken.

„Nun sind wir zwei Wickelkinder!" schrie Käthe im hellsten Vergnügen. Dann fuhren sie mit Schellengeläut von dannen auf die beschneite Heide hinaus.

„Hörst du, Käthe, ich soll darauf achten, daß du keine Ferienstreiche machst!"

Käthe that sehr harmlos.

„Was denn für Streiche? Du hast wohl vergessen, Siegfried, daß ich jetzt zwölf Jahre geworden bin?"

„Oh, ich dachte nur an die großen Ferien, Käthe, als du Schuhe und Strümpfe in die Hand nahmst und stundenweit durch die überschwemmten Wiesen patschtest — —"

Käthes lachendes Gesicht verfinsterte sich. Deutlich tauchte vor ihrer Seele die blaugeblümte Theekanne auf, in welcher Mamsell Langwedel, die Wiesenhofer Wirtschafterin, ihr damals Fliederthee bereitet hatte und das dicke schwere Federdeckbett, unter das man die kleine barfüßige Landstreicherin gesteckt hatte, damit sie keinen Husten und Schnupfen bekommen möge!

„Damals war ich acht Jahre alt! Du brauchst mich nicht immer daran zu erinnern, Siegfried! Wir haben erst neulich in der Schule gehabt, daß es nicht hübsch

ist, wenn man jemand immer vorwirft, was er gethan hat! Jemand kann sich doch bessern!"

„Na, Käthe, du bist kein solcher gebesserter jemand! Oder warum hießest du sonst Jungfer Wagehals?" entgegnete der Bruder lachend.

Käthe überlegte einen Augenblick, ob sie diese Antwort übel nehmen und mit dem Bruder zürnen solle.

Aber der Anblick der weißen, glitzernden Schneefelder, das lustige Schlittengeläut und die vielen Krähen, die krächzend vom Wege aufflogen, stimmten sie viel zu froh, als daß sie dem Bruder hätte böse sein können. Die Kinder fanden, daß die Bratäpfel nun genügend abgekühlt wären, und verspeisten sie miteinander.

„Dort ist der Heidekrug," bemerkte jetzt Krischan und deutete mit dem Peitschenstiel auf ein Gehöft, das einsam mit beschneitem Dache zur Seite des Weges lag. Die Geschwister kannten das Wirtshaus von ihren Sommerfahrten her. Im Winter waren sie noch niemals in Wiesenhof gewesen. Der Vater hatte ihnen Geld gegeben, um im Heidekrug zur Erwärmung ein Glas Glühwein zu trinken, während Krischan die Pferde fütterte. In der Wirtsstube, deren weiße Bretterdielen mit weißem Sand bestreut waren, sahen die Kinder zunächst nach, ob der Stiefelknecht hinter der Thür noch an der Kette läge, wie ein böser Hund. Dies hatte ihnen im Sommer viel Spaß gemacht, aber der Wirt hatte ihnen erklärt, daß dies nötig sei, weil sonst die vorüberziehenden Handwerksburschen ihn mitnehmen würden.

Dann tranken sie unter vielem Pusten und Prusten den heißen, roten süßen Wein, der sie prächtig erwärmte. Krischan mußte erst mit der Peitsche knallen, um sie zur Weiterfahrt zu ermuntern, so gut gefiel es ihnen in der Wirtsstube, wo es außer dem Stiefelknecht noch fünf kleine Teckel zu bewundern gab. Dann ging die Reise weiter, und zur Mittagszeit langte der Schlitten in Wiesenhof an.

In der Hausthür des Gutshauses stand Onkel Burkhard, ein rüstiger Landmann, in dickem Flausrocke, eine Pelzmütze auf dem Kopfe und eine kurze Pfeife im Munde.

„Na, Krischan," rief er mit lauter Stimme dem Kutscher entgegen, „lange mir mal die zwei Eiszapfen vom Schlitten herunter! Mamsell hat schon unter dem großen Wurstkessel geheizt, darin wollen wir die Gäste aufthauen!"

Diese Rede, zu welcher der Onkel sich bemühte, recht grimmig auszusehen, ergötzte die steifgefrorenen kleinen Reisenden so sehr, daß sie lachend auf den Strohsack zurückpurzelten, als sie sich aus den Riesenfußsäcken herausschälen wollten.

Im Hausflur empfing sie Tante Marianne und bewillkommnete sie mit freundlichen Worten.

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit," sprach sie, „Mamsell will eben anrichten. Schöne heiße Rosinensuppe und nachher Bratwurst wird euch angenehmer auftauen, als der Wurstkessel, mit dem der schlimme Onkel droht!" —

Da waren die Kinder nun also einmal zur Winterszeit in dem geliebten Wiesenhof! Alles ringsum sah ganz anders aus, als in den Sommerferien, aber schön war es doch! Und dann, was die Hauptsache war — im Koffer der Kinder lagen die Schlittschuhe! Wo hätte es prächtigere Eisbahnen gegeben, als auf den weiten, überschwemmten und überfrorenen Wiesen, die sich rings um das Gutshaus ausdehnten!

Die Mittagsmahlzeit verlief sehr heiter und gemütlich.

„Du hast hoffentlich den Fliederthee nicht vergessen, Käthe?" fragte der Onkel plötzlich.

Käthe zog errötend ein Mäulchen.

„Ach, Onkel," verteidigte sie sich mit altkluger Miene, „du mußt auch bedenken, daß ich jetzt zwölf Jahre alt bin und dergleichen nicht mehr thun würde!"

„Nun gut, das soll mich für das Schlittschuhlaufen freuen! Wo die Fähnchen stecken, wird fortgeblieben! Verstanden, Jungfer Wagehals?"

Und scherzend nahm der Onkel das kleine Mädchen beim Ohrläppchen.

„Ist da das Wasser sehr tief?" fragte Käthe mit großen Augen.

„Nein, aber da haben die Knechte von der Molkerei Eis geholt für den Eiskeller. Weißt du, im Sommer wird dort viel gebraucht, um die Milch und Butter zu kühlen und daher im Winter ein großer Vorrat eingefahren. Solche Stellen sind dann dünner überfroren, als die übrige Bahn und daher gefährlich. Ich zeige euch die Strecken, auf die ihr euch beschränken müßt. Und nun gesegnete Mahlzeit! Siegfried, reiche mir doch mal die lange Pfeife und die Zündhölzer, du weißt ja Bescheid, mein Junge!"

Jungfer Wagehals war mit den besten Vorsätzen nach Wiesenhof gekommen; daran brauchte niemand zu zweifeln. Aber bereits am Abend des ersten Tages hatte sie sich ein blutiges Knie erobert. Als Tante Marianne die Wunde verband, sprach sie kopfschüttelnd: „Aber Mädchen, du Wildfang! Du hast ja Narben wie ein alter Soldat, der aus dem Kriege kommt!"

Käthe lächelte über den drolligen Vergleich, obgleich sie sich eigentlich vor der Tante ihres Mißgeschicks schämte.

Es war merkwürdig, wie schnell die schönen Feiertage verstrichen. Kaum war das Frühstück verspeist, da läutete schon wieder die Mittagsglocke; und der kurze Nachmittag, den die Kinder bis zum frühen Dunkelwerden auf dem Eise verbrachten, verging vollends im Umsehen! Abends saßen dann Onkel, Tante und Mamsell Langwedel mit den Kindern am lustigen Kaminfeuer, in welchem die Holzscheite knisterten und sprühten. Da wurde Domino und Lotto, Blumenorakel und schwarzer Peter um Nüsse und Backpflaumen gespielt. Auch gab der Onkel wohl lustige Rätsel auf, oder die Tante spielte ein Lied oder ein Tänzchen auf dem Klavier.

„Ist morgen wirklich schon Sylvester?" fragte Käthe am dritten Abend, „ich glaube, ihr habt hier einen andern Kalender, als wir! So schnell kann die Zeit doch nicht vergehen?"

Aber das Jahr ging wirklich zu Ende. Am Sylvestermorgen hatte Mamsell Langwedel viel zu thun. Das ganze Haus duftete nach frischgebackenem Spritzkuchen, und Tante Marianne nahm Punschbowle und Gläser aus dem Spiegelschranke und rüstete sie für den Abend. Onkel Oberförster aus dem benachbarten Dorfe ward mit Frau und Kindern erwartet. Seine beiden Knaben und ein Mädchen in Käthchens Alter waren von den Sommerferien her wohlbekannte und gern gesehene Spielgefährten von Käthe und Siegfried.

Da Oberförsters erst gegen Abend eintreffen wollten, gingen die Geschwister, wie täglich, gleich nach dem Mittagsessen auf die Eisbahn.

„Kommt aber zeitig heim, Kinder!" rief die Tante den Davoneilenden noch nach.

Auf dem Eise trafen sie eine Schar Dorfkinder, mit denen sie um die Wette zu laufen pflegten.

„Heute wollen wir einmal eine recht weite Strecke aussuchen!" rief Käthe, „was meint ihr, wenn wir bis zum Kaninchenberge liefen?"

„Dat is tau wid!" sagte einer der Dorfjungen und kratzte sich mit bedenklicher Miene hinter den Ohrklappen seiner Pudelmütze. Aber wenn Käthe etwas durchzusetzen wünschte, entfaltete sie eine glänzende Beredsamkeit. Es dauerte nicht lange, da war der Wettlauf ins Werk gesetzt und zwar ganz so, wie Käthe es wünschte. Sämtliche Kinder stellten sich in einer Reihe auf, Siegfried kommandierte: „Eins, zwei, drei — los!"

Hei, das war nun einmal etwas für Jungfer Wagehals! Die vielen Narben an ihrem Knie hatten die beste Aussicht, noch vervielfältigt zu werden! Sie wollte Siegerin

werden, niemand sollte sie überholen! Aber außer Siegfried lief noch einer der Dorfjungen besser als sie und drohte ihren Sieg zu gefährden. Von Siegfried überholt zu werden, war schließlich in Käthchens Augen keine Schande, aber über die Dorfjungen mußte sie triumphieren, das stand fest bei Jungfer Wagehals. Auf einmal mitten im Lauf riß ein Riemen an Siegfrieds Schlittschuhen, und er mußte auf die fernere Teilnahme an dem Kampfe verzichten. Käthe beachtete das Mißgeschick des Bruders gar nicht, für sie galt es nur, den Dorfjungen zu überholen. Ihr Haar flog im Winde, ihre Wangen glühten, sie jubelte und lachte vor Eifer. Noch hielt sie sich mit dem Gegner in gleicher Linie, da tauchte die letzte Wiesenbucht vor den Kaninchenbergen bereits auf. Zur Linken der Bahn ragten Warnungsfähnchen aus dem Eise empor. — — Wie unangenehm!

Wenn Käthe, der Warnungsfähnchen nicht achtend, quer über die Fläche sauste, so schnitt sie ein beträchtliches Stück der Bahn zu ihrem Vorteil ab und war sicher, den Sieg davon zu tragen. Diese Versuchung war zu lockend für Jungfer Wagehals. Flüchtig erinnerte sie sich an das Verbot des Onkels. Ach was! Es hatte ja in diesen letzten Tagen so stark gefroren, daß die abgeeisten Stellen sie sicherlich tragen würden. Hatte sie nicht den Onkel heute Mittag etwas derartiges zu Siegfried sagen hören? Sie entsann sich des Gespräches nicht mehr ganz genau. Nun, immerhin, wenn das Wagnis gelang, würde wohl niemand sie darob schelten.



Wie von einem Magnetberge angezogen sausten Käthes Schlittschuhe gerade auf die gefährliche Stelle zu. Was half es, daß Siegfried und die Dorfbuben in einiger Entfernung hinter ihr ein Warnungsgeschrei erhoben? Käthe vermochte nun schon gar nicht mehr inne zu halten. Unter ihr knarrte und splitterte das Eis — eine namenlose Angst packte ihre Seele — aber nun gab es kein Zurück mehr — da erscholl jäh ein gellender Schrei aus des Kindes Kehle, ein Hülferuf, wie er noch nie über Käthes Lippen gekommen war. Die Eisdecke unter ihren Füßen zerbrach krachend in große Schollen. Käthe fühlte, halb besinnungslos vor Schrecken, wie der feste Boden unter ihr wich und sie blitzschnell in die Tiefe sank. — —

„Wo nur die Kinder heute bleiben mögen?"

Tante Marianne sprach es beunruhigt und blickte durch das Fenster des Wohnzimmers in den Garten hinaus, hinter dessen von Rauhreif glitzernden Bäumen und

Sträuchern die rotglühende Wintersonne bereits versunken war. „Ich habe dem Siegfried noch nachgerufen, daß sie heute zeitig heimkommen möchten! Und der Junge ist eigentlich pünktlich, nicht solch ein unzuverlässiger Sausewind, wie die Käthe!“

Tante und Onkel saßen am Kaffeetische während dieser Rede. Auf einmal zog Onkel Burkhard mit einem Ruck seine Pfeife aus dem Munde, stand schnell auf und trat ans Fenster.

„Was mag denn los sein?“ murmelte er gespannt.

Eine Schar Kinder näherte sich laufend und lärmend dem Hause. Voran ward ein baumlanger Mann in Wasserstiefeln sichtbar, der an seiner Hand eine zierliche Kindergestalt mit sich fort riß, während er sich in eiligstem Geschwindschritte bewegte.

„Um Gotteswillen, Burkhard, was hat dies zu bedeuten?“ rief Tante Marianne erschrocken. Jedoch der Onkel hörte kaum auf ihre Frage. Er blickte scharf auf den Tumult hinaus.

„Der lange Henning von der Molkerei? Na, na, da hat's sicher Dummheiten gegeben!“

Er hielt bereits den Thürgriff in der Hand und eilte mit großen Schritten dem Hausflur zu, Tante Marianne nicht minder eilig ihm nach.

Das war freilich eine nette Bescherung — der Anblick, der sie erwartete! Da stand schnaufend und athemlos der Knecht von der Molkerei und an seiner Hand zitternd und schluchzend Jungfer Wagehals!

Lebendig war sie für dieses Mal noch, aber wie sah sie aus! Das Wasser tropfte aus ihren Kleidern, ihre Zähne schlugen vor Kälte aufeinander.

Onkel Burkhard wußte sofort Bescheid, ehe noch ein Wort über den Vorfall geäußert worden war.

„Schnell ins Bett mit ihr, Marianne,“ ordnete er an. „Die Stiefel aufschneiden, wenn sie so nicht abgehen!“

Dann zu dem Knecht gewendet, fragte er nach dem Hergang des Unfalls. Und der lange Henning berichtete. Er war nicht weit von den Kaninchenbergen beschäftigt gewesen, Eis aufzuladen. Da hatte er Käthes Hülferuf vernommen, dann das Geschrei der übrigen Kinder, und war eiligst herzugelaufen. Dank seiner Wasserstiefel und der langen Stange, deren er sich beim Eisen bedient hatte, war es ihm gelungen, Käthe zu retten!

Aber er wußte sehr wohl, daß nur möglichst schnelle Bewegung in den nassen Kleidern das Kind vor einer vielleicht tötlichen Erkältung zu bewahren vermochte. So hatte er sie denn im eiligsten Laufe mit sich fortgerissen.

Onkel Burkhard schüttelte dem braven Henning die Hand, ließ ihm zur Erwärmung für den Heimweg Branntwein bringen und händigte ihm eine ansehnliche Belohnung ein. „Nicht daß ich glaubte, Ihnen Ihre edle That bezahlen zu können, Henning,“ sprach er dabei, „aber Sie haben kleine Kinder zu Hause, denen Sie Freude machen können für das Geld!“

Inzwischen war Käthe von Tante Marianne und Mamsell Langwedel entkleidet, in heiße Decken gewickelt und mit einer Wärmflasche versehen, ins Bett gepackt worden.

Kurze Zeit darauf fuhr drunten der Schlitten vor, der die Oberförsterfamilie brachte. Während Tante Marianne hinabeilte, um ihre Gäste zu begrüßen, erschien Mamsell Langwedel mit der wohlbekannten Fliedertheekanne an Käthchens Bett.

„Jetzt höre einmal auf zu weinen,“ sprach sie ernst zu dem noch immer schluchzenden Kinde, „du kannst froh sein, daß dein Schutzengel den Henning herbeigeholt hat! Wenn ich du wäre, Käthe, so würde ich nachher, ehe du einschläfst, die Hände falten und dem lieben Gott recht von Herzen danken! Du selber hast soviel Gutes kaum verdient

für deinen Ungehorsam, aber ich denke mir, dem lieben Gott haben gewiß deine Eltern leid gethan, die nur ein einziges kleines Mädchen haben und es beinahe hätten begraben müssen!" —

Während nun drunten im Gesellschaftszimmer Siegfried seine Bekanntschaft mit Oberförsters Willi und Theodor erneuerte, und die kleine Agnes immer wieder mit großen Augen den schrecklichen Bericht von Käthes Einbruch und Rettung zu hören verlangte, lag Käthe droben einsam ihren Gedanken überlassen, bis sie sich in den Schlaf geweint hatte. Ach, und wie hatte sie sich auf den Sylvesterpunsch, die schönen Spritzkuchen und das ganze fröhliche Beisammensein gefreut! — — —

Als Käthe am Neujahrstage noch ein wenig blaß und von Husten und Schnupfen geplagt am Mittagstisch erschien und Onkel Burkhard ihrer ansichtig wurde, sprach er mit ungewöhnlicher Strenge zu ihr: „Weißt du, was du diesmal verdient hättest, Jungfer Wagehals? Hals über Kopf nach Hause geschickt zu werden!"

Als er jedoch das bleiche Gesichtchen und die thränenvollen Augen der Kleinen gewahrte, die trotz ihrer gefährlichen Keckheit immer sein Liebling gewesen war, da schmolz sein Zorn dahin, und er fügte milder hinzu: „Na, wollen's für diesmal genug sein lassen, Käthe! Bist ohnehin schon gestraft durch den Schrecken, der nicht klein gewesen sein wird! Aber komm mal hier heran! Meinst du denn, du Taugenichts, daß es uns ganz gleichgültig gewesen wäre, ob wir in den Ferien eine Käthe zum Besuch gehabt hätten, oder nicht?"

Käthe fühlte tief die unverdiente Güte in den Worten des Onkels. Dankbar und zärtlich schmiegte sie sich an seine Seite. —

Nun möchtet ihr wissen, ob Jungfer Wagehals noch ähnliche Streiche verübt hat, wie diesen am Sylvestertage? Ach nein, davon war sie nun ein für alle Mal kuriert. Denn es ist ein eigen Ding, einer Todesgefahr ins Auge zu schauen und ihr dann noch einmal mit Gottes gnädiger Hilfe zu entrinnen!



Ein Herr Chinese bin ich,
Mein Hut ist äußerst sinnig,
Und äußerst praktisch für den Durst,
Lacht ihr mich aus, so ist mir's: —

(Das Wort fand man nicht fein für mich,
Drum steht nur ein Gedankenstrich!)
Wer es nicht kann erraten,
Kriegt einen Golddukaten.



Zur Kirche.

Vom Dorf ertönet Glockenläuten;
Da sieht mit ernstem, stillem Sinn
Man unsre Fischermädchen schreiten,
Sie wandern all zur Kirche hin!

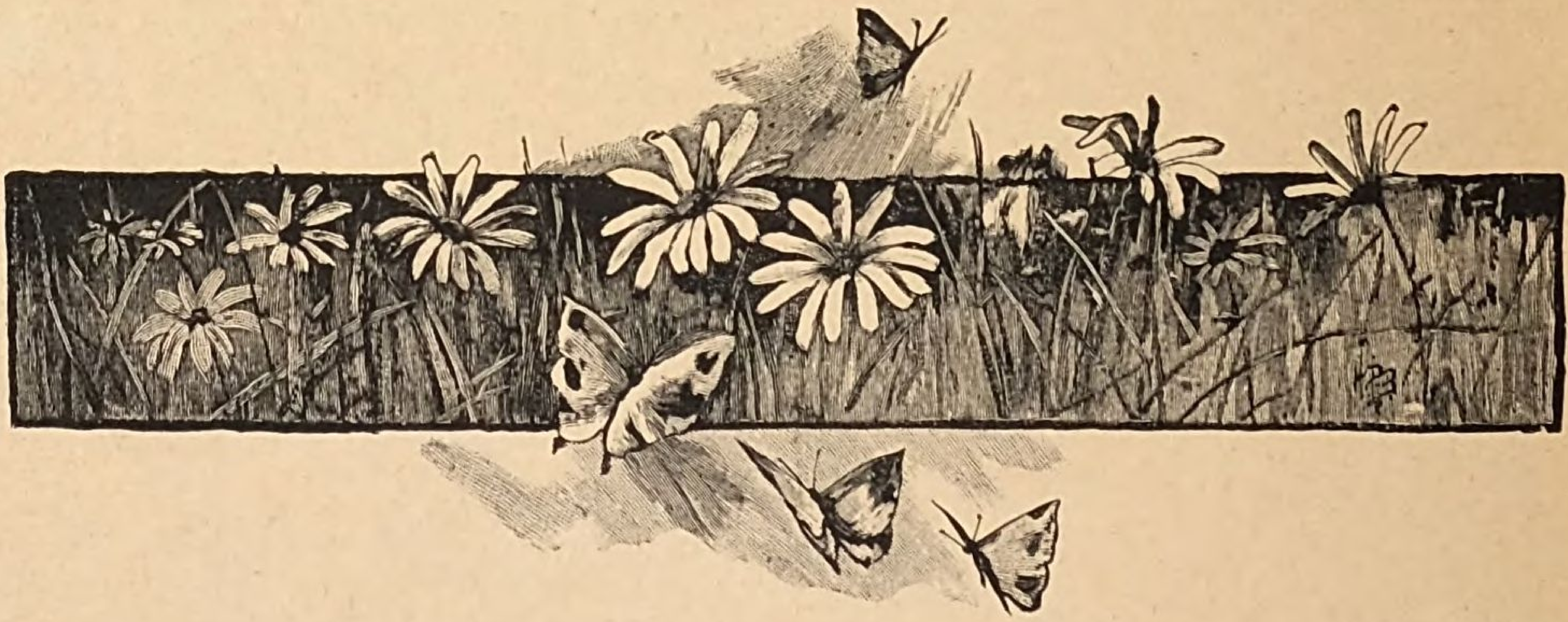
Sie sind im Kahn zu Land gefahren;
Dort auf der Hallig steht ihr Haus,
Da lebt, umgeben von Gefahren,
Das Fischervolk im Wogenbraus.

In manchen sturmdurchtobten Nächten,
Wo man die klare See nicht kennt,
Da gilt es Kämpfe auszufechten
Mit dem erzürnten Element.

Da heißt's: „Sieh' der Gefahr entgegen,
Bleib' auf dem Posten, wo's auch sei!"
So wird das Fischervolk verwegen,
So wird es ernst und fest und treu.

Und Gottes Gnade fühlt es walten
Auch überm kleinsten, schwanken Haus.
So zieh'n die kernigen Gestalten
Zum Dorf hinan ins Gotteshaus!

Therese Schefer.



Das betende Kind.

Wer sitzt denn an des Waldes Saume
So einsam dort, so ganz allein,
Ausruhend an dem Buchenbaume?
Das muß doch Müllers
Hannchen sein.
Das Hannchen aus dem Dorfe drüben,
Aus jenem kleinen, niedern Haus,
Das fleiß'ge Kind, das alle lieben —
Doch warum sieht es traurig aus?

Die Augen blickten sonst,
die lieben,
So fröhlich in die lichte Welt —
Wo ist der Sonnenschein geblieben,
Der Kinderantlitz sonst erhellt?
Wohl sind die Müllers arme Leute,
Der Vater ist schon lange tot —
Der Wäschekorb steht ihm zur Seite,
Drückt schon das Kind
des Lebens Not?

Ich glaub' es fast, sie scheint zu zagen,
Man sieht's dem lieben Dirnchen an,
Ich geh' ihr nach, ich will sie fragen,
Will sehn, ob ich ihr helfen kann.
Doch nein! Schau hin,
du darfst nicht stören,
Sie blickt empor wie im Gebet. —
O, möge Er das Kind erhören,
Der alle seine Not versteht!

Noch einmal schaue ich hinüber —
Ein betend Kind —
nichts ist dem gleich. —
Ich steh' und sinne nach darüber;
Welch Glück! Gott machte
mich ja reich.
Gleich will ich in das Häuschen gehen,
Ob sich die Sorge mir enthüllt —
O, hätte Gott mich ausersehen,
Daß Kinder Flehen sich erfüllt!



Das betende Kind.



Das zerbrochene Fenster.

Von Henriette Schmidt.

Vergiß nicht, lieber Norbert, wie ärgerlich Vater ist, wenn du, wie es schon oft geschehen, zu spät zu Tische kommst; du weißt, er hält auf Ordnung und Pünktlichkeit!“ So ermahnte Frau Helbich ihren kleinen Sohn, während sie ihm einige Äpfel und ein Stück Schwarzbrot in die Tasche steckte.

Der Knabe sah bei der Mutter ernsten Worten mit seinen großen, blauen Augen fragend zu ihr empor. Obgleich er erst acht Jahre zählte, verstand er recht gut, daß er in allen Dingen den Eltern zu gehorchen habe. Er gelobte es denn auch mit kindlicher Treuherzigkeit.

Auf dem Nachhauseweg aber, wenige Stunden später, nachdem er in der Schule gerechnet und gelesen, geschrieben und seine Verse aufgesagt hatte, waren schon der Mutter mahnende Worte und alle guten Vorsätze wieder vergessen.

Norbert ging stille und ruhig, die Hände in den Taschen, aus der Schule; er stritt und tobte nicht wie die andern Jungen, aber er blieb von Zeit zu Zeit wie träumend stehen und sah dem Treiben der Kameraden zu, oder besah auch da und dort die Schaufenster.

An der Ecke der nächsten Straße zog besonders ein Konditorladen des Knaben Aufmerksamkeit an. Die Zucker- und Chokoladefigürchen interessierten ihn sehr, sein kleines Leckermäulchen hätte auch einmal die Süßigkeiten schmecken mögen. Nicht oft gibt es Süßigkeiten für ihn, denn der Vater sagt: „Von Näschereien bekommen Kinder schlechte Zähne und einen kranken Magen; bei Milch, Obst und Schwarzbrot jedoch bleiben die Wangen frisch und rot.“

Darüber dachte der Knabe etwas wehmütig nach und besah die guten Sachen mit Wohlgefallen. Da sprang plötzlich eine Schar großer Schüler herbei; sie schrieen und schlugen mit dicken Stecken um sich her. Die Schüler des Gymnasiums und der Realschule lagen in fortwährendem Kampfe. Norbert wußte es, wußte auch, daß von den Lehrern diese Streitigkeiten strenge gerügt und verboten waren. Er beteiligte sich auch nie daran, aber es belustigte ihn, dem tollen Treiben der großen Knaben zuzusehen. An das Nachhausegehen dachte er jetzt nicht, auch nicht mehr an die Süßigkeiten und an das Mittagsbrot daheim.

Immer unbändiger und wilder wurde der Streit der Knaben, und immer beharrlicher blieb Norbert Zuschauer. Augenblicklich war er der einzige, da die Straße ziemlich entlegen und dort um die Mittagszeit wenig Verkehr war. Da hörte man plötzlich

ein jähes krach — krach! ein unheimliches Klirren von Glas. Ein derber Knotenstock war, von einem der Streitenden nach seinem Gegner geworfen, just in das große Schaufenster des Konditors gefallen und hatte es total zertrümmert. In tausend Scherben prasselte es nach der Straße.

Im Nu war der Streit beendet, die Buben, meist schon dreizehn bis vierzehn Jahre alt, stoben mit großer Eile nach allen Richtungen auseinander Keiner wollte der Schuldige sein, aber auch keiner den andern verraten. Nur



Norbert, noch immer die Hände in den Taschen, blieb sprachlos und starr stehen. Jetzt bückte er sich und zog den Stecken zwischen dem zertrümmerten Fenster heraus. Da fuhr auch schon die Thüre der Konditorei auf, und der gestrenge Besitzer, Herr Zobel, stürzte erregt auf den Knaben zu, packte ihn an den Schultern und zog ihn in den Laden hinein.

„Da, da sieh' her, du loser Schlingel, du nichtsnutziger Bube du!“ schrie der erbitterte Mann.

Ganz verblüfft, mit dem unschuldigsten Gesichtchen, sah der Kleine ihn an. „O, ich habe es nicht gethan, gewiß, ganz gewiß nicht!“ versicherte er ruhig.

„Was, jetzt lügst du auch noch?“

„Nein, ich lüge nicht!“ sagte Norbert mit Thränen in den Augen, „die Buben, die großen Buben — “

„Ja, so macht ihr es alle, auf andere die Schuld schieben, das ist recht bequem. Ich habe dich ja noch mit dem Stecken in der Hand gesehen.“

Alle Versicherungen seiner Unschuld waren vergebens, der arme, kleine Knabe war in den Augen des Konditors der Unheilstifter. Als er sich aus der Hand Zobels loswinden wollte, hielt ihn dieser nur um so fester, führte ihn endlich in eine dunkle Kammer, die nach dem Hofe lag und erklärte, ihn nicht eher frei zu lassen, als bis ihm Norberts Vater vollen Schadenersatz gegeben habe.

Da wurde es dem Knaben recht traurig zu Mute. Er sollte hier bleiben? Sein Vater sollte das bezahlen, was er doch nicht verschuldet hatte? O wie furchtbar war sein Ungehorsam bestraft! Hätte er doch der Mutter Mahnung befolgt! Er weinte, er betete und gelobte dem lieben Gott, sich nie wieder so träge und gedankenlos auf der Straße aufhalten, auch nicht an anderer Unarten sich erfreuen zu wollen. Ja, das gelobte er jetzt.

Hätte er gehorcht, so säße er nun bei Tische mit den Seinen fröhlich und wohlgemut. Da schlug von einer Uhr, die wohl in einer Stube nebenan hängen mochte, die zweite Stunde. Norbert zählte mit Herzklopfen nach. So lange hatte er sich versäumt, und zur Schule sollte er jetzt auch; auch dort erwartete ihn Strafe, wenn er nicht kommen konnte; er weinte bitterlich. — —

Mit großer Sorge hatte Frau Helbich längst der Rückkehr ihres einzigen Söhnleins entgegen gesehen. Bei Tisch bemerkte sie den Unmut ihres Mannes, sie wußte, daß er beim Essen die Seinen um sich versammelt haben wollte, wenn er vom Geschäfte zurückkam. Bald sah die gute Frau ängstlich nach ihm, bald nach den beiden Töchtern, die sie verständigte, kein Wort über des Bruders Ausbleiben zu sagen, um den Vater nicht zu erregen. Da begann dieser selbst: „Der Bube wird seine Arbeiten nicht gemacht haben, gewiß muß er in der Schule nachsitzen. Schade, kommenden Sonntag wollte ich mit euch allen eine größere Partie auf den Hohenstaufen machen. Norbert muß natürlich zur Strafe zu Hause bleiben.“

Niemand wagte gegen diesen Ausspruch Einrede zu thun. Aber doch hoffte die Mutter leise, daß der Grund des langen Wegseins Norberts vielleicht ein anderer sein könnte; machte doch der Knabe seine Schularbeiten sonst immer pünktlich.

Emma und Alice, die beiden Töchter, die nur um wenige Jahre älter waren als der Bruder, machten sich früher wie sonst zur Schule bereit, um sich nach ihm umzusehen. Sie konnten sich vielleicht an der Realschule, die er besuchte, bei einem Mitschüler nach ihm befragen. Doch ach! keiner wußte von ihm. Traurig gingen die Mädchen weiter und waren in ihren Schulstunden unaufmerksam und zerstreut, was ihnen Tadel des Lehrers zuzog, der sonst immer so zufrieden mit den beiden Kindern war.

Der Bürgermeister der Stadt saß am Abend desselben Tages gemütlich im Kreise

der Seinen und erzählte unter anderem auch von dem unliebsamen Vorfall bei dem Konditor. Er hatte schriftlich davon Anzeige erhalten und war um Einziehung des Geldes für das zerbrochene Fenster gebeten worden. Er bedauerte lebhaft den braven Vater, der so viel bezahlen sollte, und nannte es ein großes Unrecht von dem bösen Buben, den Eltern solches Leid anzuthun.

Die Bürgermeisterin bemerkte bald, daß des Vaters Worte einen tiefen Eindruck auf ihren vierzehnjährigen Sohn Bruno gemacht hatten. Er war erbleicht, sie glaubte auch Thränen bei ihm gesehen zu haben. Kurz darauf verließ er das Zimmer. Die Mutter ging ihm nach und fand Bruno, den Kopf müde auf die Hand gestützt, am Fenster sitzen.

Indessen kam der Diener des Gerichts zu Frau Helbich und übergab dort ein versiegeltes Schreiben. Der Mann fragte, ob sie einen Sohn habe, der Norbert heiße und acht Jahre alt wäre.

Zitternd sprang die arme Frau vom Stuhle empor.

„Ja, ja — wo ist mein Kind, hat man ihn gefunden?"

„Nur Geduld!" mahnte der Diener mit großer Ruhe, „leset dieses Schreiben!" —

„Wir kennen keinen Konditor Zobel! Und wie könnte mein Knabe aus Bosheit —"

„Das wird sich schon aufklären!" meinte der strenge Mann.

„Ist er denn eingesperrt? Unser Bruder im Gefängnis?" fragten die Schwestern ängstlich.

„So viel ich weiß," sagte der Diener wieder, „sitzt der Schlingel so lange bei dem Konditor fest, bis Sie entweder die verlangte Summe bezahlt haben oder dieses Schreiben unterzeichnet ist."

„O, zwanzig Mark!" klagte Frau Helbich, „wie vermöchten wir eine so große Summe zu bezahlen. Man muß auch erst Gewißheit haben. Zudem kann ich ohne meinen Mann nichts thun, und der wird erst in zwei Stunden aus dem Geschäfte kommen!"

Bei diesen Worten schlich sich Alice, die jüngere von Norberts Schwestern, leise aus dem Zimmer. Wie ein Vöglein flog sie von Straße zu Straße, und fand endlich auch den Konditorladen, der noch nicht geschlossen war. Behutsam öffnete sie die Thüre. Der Konditor stand am Tische und zählte die Tageseinnahme.

Er hatte das kleine Mädchen im Eifer seiner Arbeit nicht bemerkt; jetzt stand sie dicht vor ihm. Ihre langen Locken waren ihr halb über das hochgerötete Gesichtchen gefallen, mit Thränen in den Augen sah sie bittend zu dem strengen Mann empor.

„Was willst du noch so spät?" fragte er unfreundlich.

„O, du mußt nicht böse sein!" bat Alice sanft.

„Du hast mich erschreckt mit deinem Einschleichen. Was willst du denn von mir?"

„Du bist gewiß nicht böse und nicht grausam," sagte sie, aber ihre Stimme zitterte.

Zobel war von des Kindes Anmut überrascht, sein Blick wurde freundlicher.

Da griff sie rasch nach seiner Hand und küßte sie, dann sagte sie flehentlich: „O, führe mich doch zu meinem Bruder, gib ihn frei, gewiß, er ist unschuldig!"

Da flammten des Konditors Augen noch einmal auf. „Wenn du mir etwa das Geld für das zerbrochene Fenster bringst, kann er mit dir gehen, sonst nicht!"

„Das Geld?" Alice sah traurig zu Boden. „Bitte, bitte, warte nur so lange

bis Emma und ich groß sind und Geld verdienen, dann zahlen wir alles. Weißt du, wir wollen nämlich beide Lehrerinnen werden."

Zobel mußte verstohlen lächeln über die kindliche Tröstung; doch die Kleine fuhr ruhig fort: „Eigentlich könnte ich dir gleich etwas geben" — sie griff mit beiden Händen nach ihren Locken. „Mir hat eine Dame einmal gesagt, die könnte man verkaufen, sie brächten Geld ein! Ich will sie dir gern geben, schneide sie nur ab!"

Da der finster vor sich hinblickende Mann nichts erwiderte, legte sie wieder ihre Hand zutraulich auf seinen Arm. „Willst du nicht? Dann weißt du was, behalte du mich und laß Norbert nach Hause gehen."

„Hör' mal, Kleine, du kannst für den Bruder recht beharrlich bitten," sagte der Konditor milder. — „O, er ist auch kein Bösewicht, er ist gut, sehr gut, und ich habe ihn so lieb. Die Mutter ängstigt sich, wenn er nicht kommt, und der Vater wird zanken, sehr bitter zanken. Kannst du auch zanken? Hast du auch Buben, die dich erzürnen?" Zobel schüttelte verneinend den Kopf. „Hast du auch keine Mädchen?" Wieder verneinte er.

Da meinte Alice, es müsse bei ihm doch furchtbar langweilig sein; er möge doch Norbert nach Hause schicken, der werde dort dann sagen, daß sie für ihn da geblieben sei.

„Dein Bruder ist in einer dunklen Kammer eingesperrt, dort würde es dir gewiß sehr unheimlich sein!" sagte der Konditor.

„O, ich fürchte mich nicht, laß mich doch hier bleiben!" bat sie immer dringender.

Unbemerkt war vor wenigen Minuten der Bürgermeister mit seinem Sohne eingetreten, doch dicht an der Thüre stehen geblieben.

Endlich fragte Zobel sanfter: „Glaubst du, daß dein Vater mir den Schaden ersetzen wird?"

„Ach," antwortete sie zögernd, „es ist leider gar so viel, und wir sind nicht reich, ich wollte wohl meine Sparbüchse geben, aber viel ist nicht drinnen."

Nun legte sich die Hand des Konditors sanft auf den lieblichen Lockenkopf: „Du hast mich bezwungen mit deinen Fürbitten, komm' nur, ich führe dich zu deinem Bruder, er kann gehen!" Bei diesen Worten wandte er sich um und bemerkte erst jetzt den Herrn Bürgermeister mit seinem Sohne.

„Wir stehen schon einige Zeit hier, Sie haben unser Kommen nicht beachtet, und das war gut," sagte freundlich der Stadtvorstand, „ich habe zum großen Teil gehört, was Sie mit dem Kinde gesprochen haben. Bisher hatte ich Sie für einen — — zürnen Sie nicht, etwas harten Mann gehalten. Jetzt weiß ich es anders. Wie freue ich mich, mich darin getäuscht zu sehen; Sie haben ein warmes Herz! Doch bitte, lassen Sie die Kleine nicht länger warten, man wird sich um die unschuldigen Kinder ängstigen. Führen Sie, bitte, den kleinen Norbert zuvor noch hierher, mein Bruno muß ihn sprechen!"

Dem Wunsch folgend, nahm der erstaunte Konditor Alice bei der Hand und führte sie nach der dunklen Stube.

Trotz des matten Scheines der Lampe, die der Konditor in der Hand hielt, erkannte doch der kleine Gefangene sofort seine Schwester. Mit einem Freudenschrei umschlang er sie stürmisch. Dann hörte er mit leuchtenden Blicken die Kunde von seiner

Befreiung. Als sie wieder in den Laden kamen, wo der Bürgermeister und sein Sohn sie erwarteten, trat letzterer beschämt auf Norbert zu, reichte ihm die Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Willst du mir verzeihen? Durch meine Unart und durch meine Unbedachtsamkeit hast du viel Bitteres durchzumachen gehabt, ich habe es nicht gedacht. Jetzt bereue ich es tief, und es hat mir keine Ruhe



gelassen, als ich davon hörte. Denn ich, ich bin der Schuldige, ich habe das Fenster eingeworfen und bin, gleich wie meine Kameraden, dann fortgelaufen."

„Gelt, du weißt es auch, daß ich es nicht gethan habe?" fragte Norbert freudig. Der Bürgermeister legte wohlwollend die Hand auf des Knaben Kopf: „Ja, wir alle wissen es, daß du es nicht gethan hast. Doch du solltest nicht uns deine Freiheit danken, deine Schwester hat dich

frei gebeten." Triumphierend schlug Alice die Hände zusammen: „O, ich wußte es auch, Norbert ist nicht böse, er thut kein Unrecht!"

„Jawohl, liebes Kind, du wußtest es freilich," sagte Zobel und steckte lächelnd Süßigkeiten in eine Tüte, die er ihr gab, forderte sie auch auf, bald wieder zu kommen. Dann ging der Konditor mit den späten Gästen in die Stube, wo ihm der Bürgermeister den Grund seines Kommens noch näher erklärte. „Als ich Ihr Schreiben erhalten hatte," sagte er, „war ich über den Bubenstreich ordentlich böse, ich erzählte im Kreise der Meinen davon und sagte auch, daß Sie den kleinen Wildfang so lange festhalten wollten, bis Ihnen der nötige Schadenersatz gegeben werde. Ich hatte kaum geendet, als mein Ältester rasch das Zimmer verließ. Das mütterliche Auge meiner Frau hatte bemerkt, daß die Erzählung auf Bruno einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Sie ging ihm nach, fand ihn, mit Thränen am Tische sitzend, den Kopf auf die Hände gestützt. Er gestand nun der Mutter, daß er es war, der den verhängnisvollen Stecken geworfen hatte. Er hatte nicht geahnt, welche schlimmen Folgen es nach sich ziehe, und wie auf einen unschuldigen Knaben die Schuld kommen könnte. Er und seine Kameraden wären alle davon gesprungen, den kleinen Norbert hätten sie nicht beachtet. Aber Sie, Herr Zobel, sollen keinen Schaden haben. Morgen werde ich Ihnen die nötige Summe schicken."

Schon lange hatte der Diener des Gerichts die Wohnung Helbichs verlassen, als Alice erst vermißt wurde. Man sorgte sich aber nicht um sie, denn man dachte, sie werde bei ihrer Freundin im Nachbarhause sein, und die Mutter bangte augenblicklich so sehr um ihren Sohn und dessen Unvorsichtigkeit, daß sie über Alices Fortsein nicht weiter nachdachte. Da hörte man kleine Füße die Treppe heraufspringen. Wenige Augenblicke nur, und des Knaben Arme umschlangen stürmisch den Hals der Mutter. Als Alice die ernste Miene der Ihren sah, lachte sie herzlich, schlug die Hände zusammen und sagte: „O, Ihr müßt nicht gar so ernst und traurig sein, Norbert ist frei und war auch nicht der Schuldige," und die Kinder erzählten lebhaft, wie sich alles aufgeklärt hatte.

Indessen hatte, von niemand bemerkt, der Vater die Stube betreten, hatte die Mitteilung der Kleinen gehört und fragte, ob man ihnen alles glauben könne.

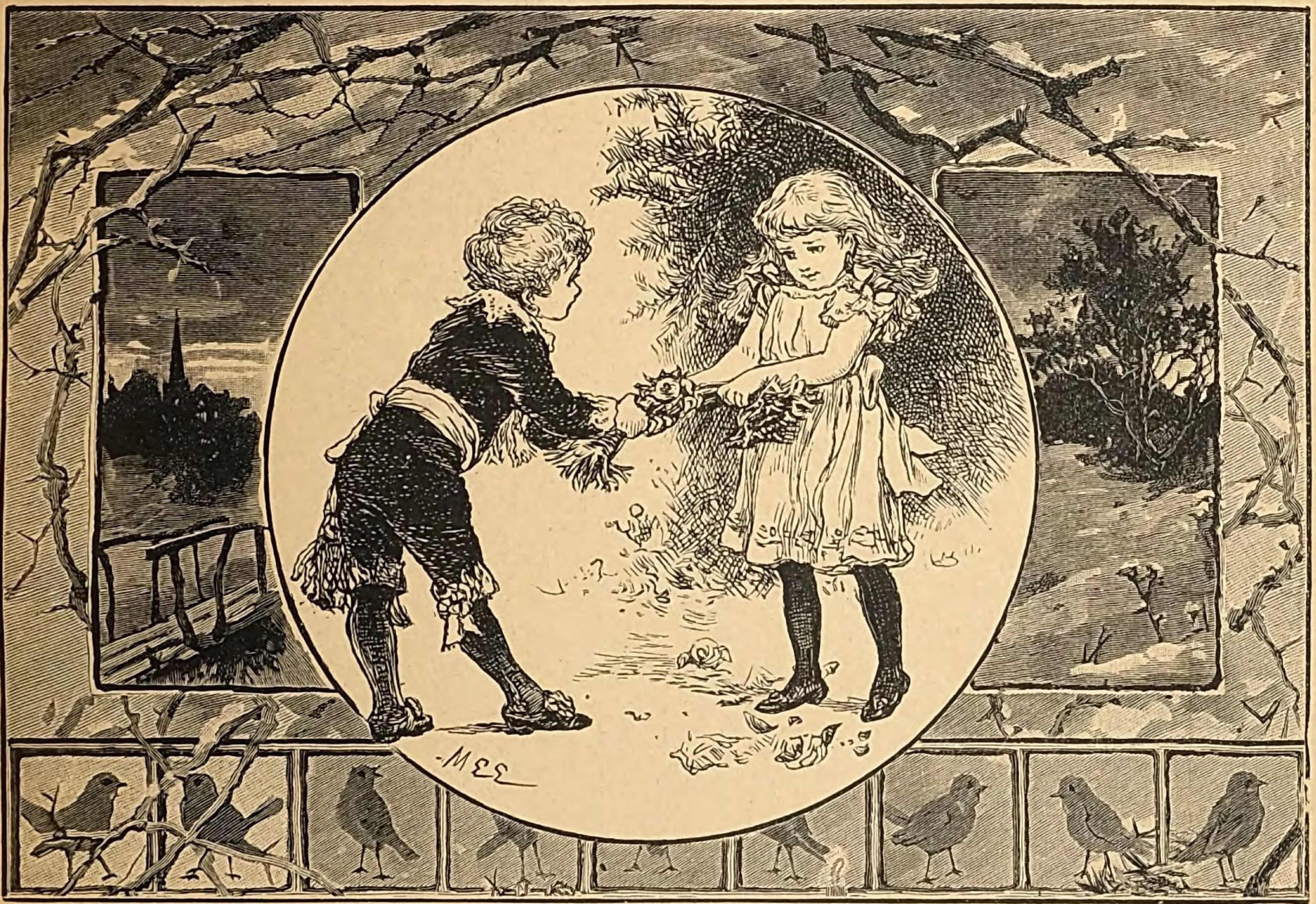
„Ja, Vater, es ist die volle Wahrheit," sagte Alice. „Aber du erlaubst doch jetzt, daß Norbert die Partie nach dem Hohenstaufen mitmachen darf? Er hat ja nichts Böses gethan."

„So, ist das nicht einer Strafe wert, daß er der Mutter Mahnung, nicht unnütz auf der Straße zu verweilen, nicht befolgt hat?" fragte der Vater sehr ernst.

„O, er hat ja schon reichlich Strafe gehabt, ganz unschuldig viel Angst ausgestanden!" und die Schwestern suchten vereint den Vater zu bestimmen, Norbert alles zu vergeben.

„Deine Schwestern meinen es gut mit dir, lohne ihnen ihre Liebe, ich muß wohl ihren Wunsch erfüllen, zumal, da mir der Bürgermeister, den ich soeben auf dem Weg gesprochen habe, alles genau sagte. Bedenket aber, wenn Bruno ein verstockter Junge gewesen wäre, hätte mir die Sache trotz Norberts Unschuldsversicherungen viele Sorgen bereiten können, und ich hätte die Summe bezahlen müssen. Nimm es dir zu Herzen mein Sohn:

Gehorsam sei in allen Dingen,
Nur dies allein kann Segen bringen!"



Knallbonbons.

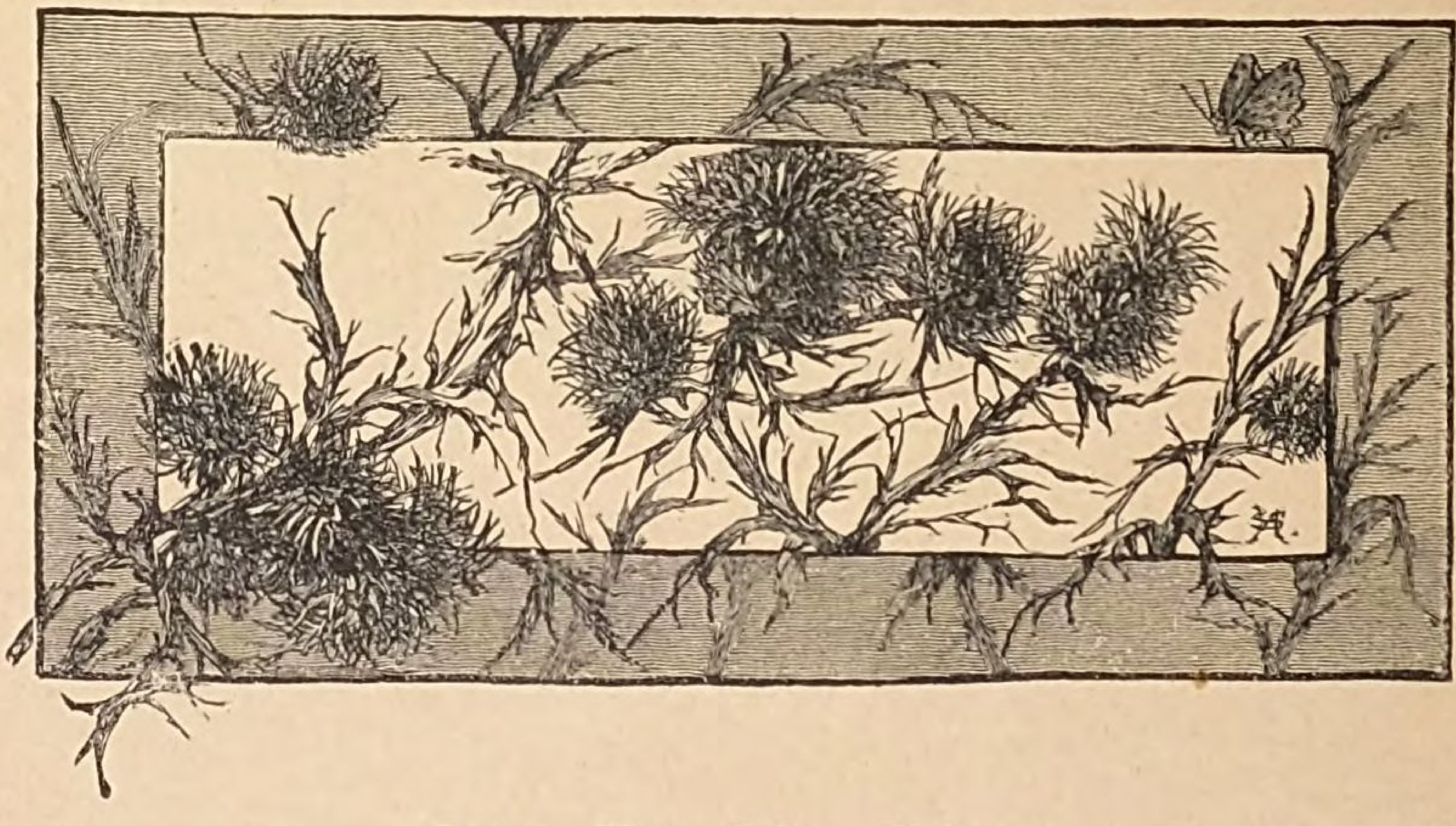
Nun seht, wie ziehn die Kinder da
 Mit aller Kraft und Macht;
Für jedes hat die Großmama
 Ein Knallbonbon gebracht.

Da freuten sich Marie und Fritz;
 Das Knallen macht ja Spaß!
Und wenn so hell das Feuer blitzt;
 Wie lustig ist doch das!

Hei, und was alles drinnen steckt!
 Ein Mützchen von Papier,
Das allerfeinste Fruchtkonfekt,
 Ein kleiner Zettel hier.

Was drauf gedruckt, euch ist's zu schwer,
 Doch spitzt einmal das Ohr,
Und gebt mir euren Zettel her,
 Dann les' ich ihn euch vor.

Therese Schefer.



Der Vöglein Bitte.

Der Wind weht so kalt, und der Schnee fällt so dicht,
Doch drinnen im lauschigen Stübchen,
Da spielen so fröhlich, da frieren ja nicht
Die lustigen Mädchen und Bübchen.

Wenn Hunger sich meldet, da können sie reich
An Mütterchens Brotschrank sich laben,
Und werden sie müde, bedenken sie gleich,
Welch molliges Bettchen sie haben.

Doch draus in der Kälte, daß Gott erbarm',
In den nassen, rieselnden Flocken,
Viel Bettelleutchen, so traurig, so arm,
Viel hungrige Vögelein hocken.

Kein Beerlein schimmert, kein Mückchen klein,
Kein Krümchen ist rings zu erblicken,
Kein trockenes Nestchen, kein Sonnenschein,
Ach nichts, was sie könnte erquicken.

Nun tönt es so kläglich: „Piep, piep, piep!
— Denn fröhlich will's nimmermehr klingen —
Ach bitte, bitt'! ihr Kinderlein lieb,
Wollt ihr nicht ein Krümchen uns bringen?

Wir wollen nicht Kuchen, nicht Zuckerbrot,
Nicht kostbaren Schmaus wir begehren,
Ach, streut uns nur Krümchen in unserer Not,
Wie sie Reiche nimmer entbehren.

O, decktet ihr jetzt uns Vöglein den Tisch,
Wie würden wir alle gleich munter,
Wie flögen wir alle so fröhlich und frisch
Als lustige Gäste hinunter.

Wie öffneten wir unsere Äugelein weit
Und piepten so traurig nicht länger:
Ihr Kinder, Gott schützt euch in Winterszeit,
Gedenkt auch der hungernden Sänger!



Der Vöglein Bitte.

Auf Reisen.

Es waren einmal zwei Häschen, die wollten auf Reisen gehn,
Und sich recht froh und fröhlich die schöne Welt besehn.
Das Säckchen auf dem Rücken, die Tasche in der Hand,
Ziehn auf dem ersten Bildchen sie mutig über Land.

Nicht lang, so treffen beide dort in dem dunklen Tann
Vier fröhliche Genossen bei lust'gem Spiele an.
Doch wie schnell sie entfliehen, als sie die Zähne sehn,
Kannst auf dem zweiten Bilde du noch am „Schwänzchen" sehn.

Und weiter wandern beide, o weh! was ist denn da?
Da ist der Schwanz vom Fuchse, gewiß ist er noch nah.
Rings drohen viel Gefahren! Ganz leise auf den Zehn,
Hier auf dem dritten Bildchen die beiden weiter gehn.

Nun raschelt's unterm Baume, Frau Häsin spitzt das Ohr,
Herr Hase spitzt die seinen, was lugt da unten vor?
Ein neuer Feind, ein Wiesel, schnell, liebes Männchen, flieh,
Ja, teure Frau, geschwinde! (Bild vier, da siehst du sie.)

Feind hier, Feind da, wie sorgen die beiden sich so sehr,
Da hören laut sie schnarchen, wo kommt der Ton wohl her?
Hier schläft der Fuchs, der arge, Bild fünf, nach leck'rem Schmaus
Und ängstlich sieht Herr Hase und auch Frau Häsin aus.

Ganz leis schleicht fort der eine, der andre hinterdrein,
Da klingen seine Tritte, o weh! er holt sie ein!
Schon treibt im sechsten Bilde er heim das Hasenpaar,
Da wird er selbst getrieben von böser Hundeschar.

Kaum sehen das die beiden, so atmen frei sie auf;
Nicht wandern sie nun weiter; blitzschnell im raschen Lauf,
Das Säckchen auf dem Rücken, das Täschchen in der Hand,
Hat Hasenfrau und -Herrchen zur Heimat sich gewandt.

Dort kriechen sie vergnüglich und froh ins niedre Haus
Und ruhen sich behaglich von allen Nöten aus,
Hier auf dem Bildchen sieben siehst du, wie sie sich freu'n,
Fern von der Welt, der bösen, im sichern Heim zu sein.


1
2
3
4
5
6
7

Von Sonntagskindern.

Der Winter, der frostige König hat
Der kleinen Boten gar viele,
Die schickt er hernieder auf Land und Stadt
Zu Arbeit und neckischem Spiele.
Die guten Elfchen decken mit Schnee
Die Blüten, die Blätter, die Gräschen,
Die Eiskoboldchen thuen uns weh
Und zwicken uns Ohren und Näschen.

Woher ich das weiß? — Hab' sie nimmer gesehn!
Doch die kleinen vermummten Gesellen,
Die sahen sie heut im Vorübergehn
Mit den Sonntagsaugen, den hellen.
Die zwei sind nämlich ein Zwillingspaar,
Des Sonntags Punkt zwölf Uhr geboren,
Die nehmen gar vieles auf Erden wahr,
Was uns andern gehet verloren.

Die sagten es mir, und ich sage es dir,
Doch mehr kann ich nimmer berichten,
Sie waren ja selber verängstigt schier
Von den wunderbaren Geschichten.
Und wenn ihr gern mehr von den Sachen wißt,
So sucht nur ein Zwillingspärchen,
Das am Sonntag Punkt zwölf Uhr geboren ist,
Das erzählt euch die herrlichsten Märchen.



Die Elstern.



Wir haben im Garten ein paar Feinde, die uns viel Ärger bereiten und sich gar nicht fangen lassen. Es sind ein paar ganz kecke, diebische Elstern, die uns alle unsere hübschen, munteren Singvögel verjagen und sich einbilden, ihre Gesellschaft genüge uns, den Garten so angenehm zu machen, daß wir gar kein Verlangen nach anderen gefiederten Bewohnern empfänden. Im vorigen Jahr war ihnen der Tod schon geschworen, und dennoch sind sie durch ihre Schlauheit der Gefahr entronnen. Wir hatten einen Rittmeister im Quartier, einen Herrn Grafen, der oben von seinem Zimmer, das gerade auf den Garten hinausging, die Elstern sehr genau beobachten konnte. Er wollte auf jeden Fall den zudringlichen Gesellen einen Denkzettel geben; sie kamen bis dicht an die Fenster, liefen auf den Gartenwegen umher und schienen in jeder Weise unbesorgt. So hatten sie es den ganzen Sommer hindurch gethan, so thaten sie es auch den ersten Tag, als der Herr Graf oben wohnte. Aber siehe, am zweiten Tag kamen sie nicht mehr so viel, sondern zeigten sich selten. Und trotz aller Mühe und Vorsicht gelang es ihm wirklich nicht, den Tieren so nahe zu kommen, um sie schießen zu können. Sie witterten Gefahr und wurden scheu.

Am letzten Morgen, als der Graf aus dem Hof ritt, siehe, da kamen sie keck herbei und erhoben ein großes Geschrei, als wollten sie triumphieren, daß sie ihren Feind überlistet hätten. Dieses Jahr sind sie auch wieder in unserem Garten eingetroffen, haben sich wieder oben in der schwankenden Spitze der höchsten Pappel ihr Nest gebaut, und Frau Elster sitzt ganz zuversichtlich und brütet, als könne auch dieses Jahr ihr und ihren Kindern nichts geschehen. Eine luftige Wiege hat sie für ihre Kleinen ausgesucht, das muß man sagen, denn der Wind schaukelt die Pappel so tief, daß ich oft denke, das Nest muß herabfallen. Wären es Menschenkinder da oben in dem luftigen Bau, sie müßten entschieden die Seekrankheit bekommen. Aber warte nur, Frau Elster, deine Stunde wird schon noch schlagen! Dieses Jahr kommt wieder ein Jägersmann zu uns, der bleibt länger, der wird sich schon keine Mühe verdrießen lassen, und dir oder dem Herrn Gemahl den Garaus machen, dann haben die armen Singvögel im Garten vor dir Ruhe und können uns wieder durch ihren Gesang erfreuen.



Die wanderlustigen Fröschlein.

Es lebten einst der Fröschlein zwei
In grün und gelbem Strumpf,
Mit Unk' und Kriechtier mancherlei
Behaglich in dem Sumpf.

Als Schnattergänslein an dem Teich
Viel von der Welt erzählt,
Da werden unsre Fröschlein gleich
Von Reiselust beseelt.

Der Vater Quak belehrte sie:
„Heim ist der beste Ort!“
Doch eines schönen Morgens früh
Da hüpfen beide fort.

Nun ist erfüllt der Fröschlein Traum,
Sie reisen in die Welt,
Und schlagen einen Purzelbaum,
Weil's ihnen so gefällt.

Doch höher steigt die Sonne auf,
Versendet heißen Strahl
Und trocknet unsern Fröschlein drauf
Ihr Röcklein aus zumal.



Wie schmerzt, wie brennt, wie quälte das
Die beiden Fröschlein da;
Oh, nicht ein Tropfen feuchtes Naß
Kein Bächlein rieselt nah!

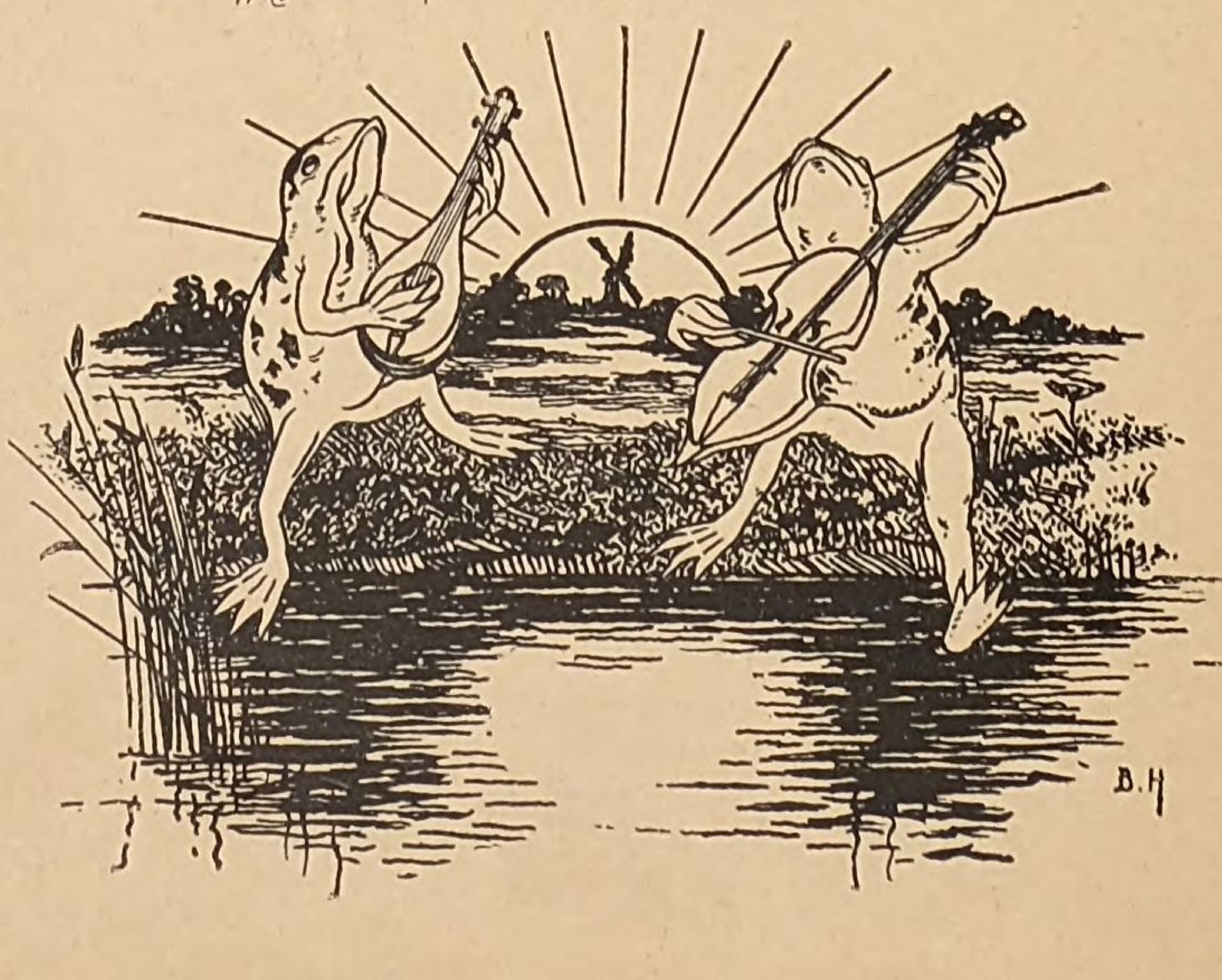
Sie hungern, ach! nichts finden sie:
„Wie waren wir doch dumm,
Zu Haus gibt's alles ohne Müh'! —“
Und schleunigst drehn sie um.

Kaum reichen ihre Kräfte aus,
Doch endlich, welch Triumph!
Da winkt ihr lockendes „Zu Haus,“
Da liegt ihr lieber Sumpf!

Sie hüpfen schnell beglückt hinein,
So dankbar wie noch nie,
Und in der Abendsonne Schein
Schau her, da singen sie.

Da singen unsre Wandrer beid',
Vom hohen Thron im Ried
Zu Quaks und aller Guten Freud'
Dem Sumpf ein Dankeslied.

Frosch links hebt an, Frosch rechts fällt ein,
Und beide fort und fort,
Sie singen — denn sie sehen's ein —
„Heim ist der beste Ort!“





Das Reh.

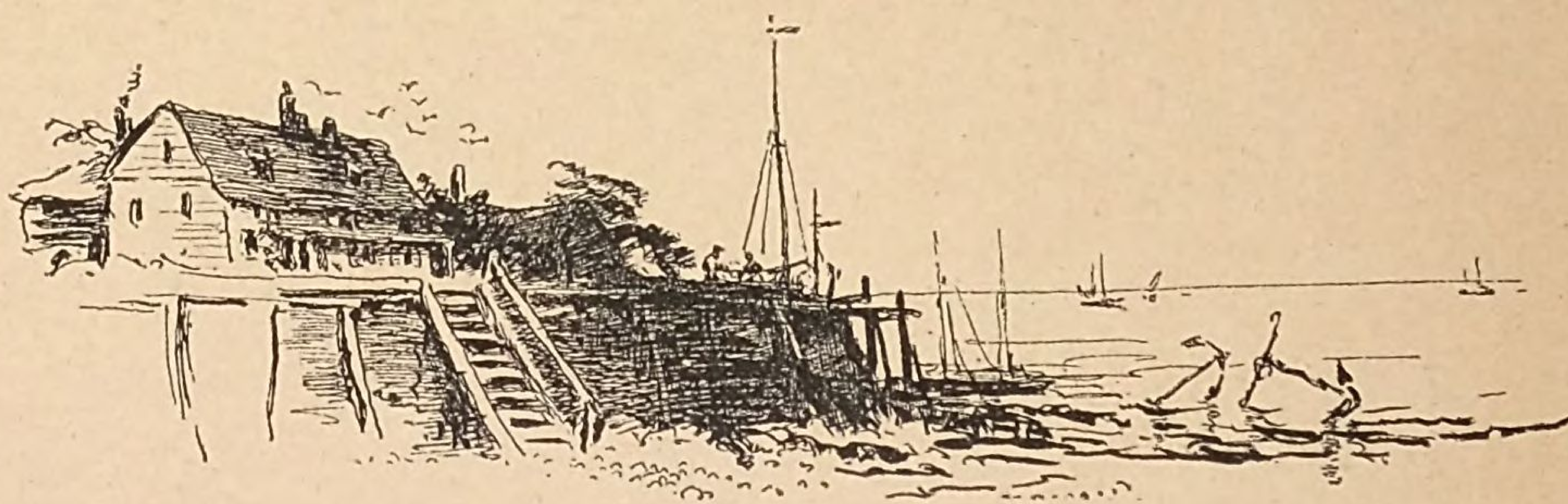
Still schweigend senkt die Nacht sich nieder,
Ein Flüstern gehet durch den Hain,
Die Bäume rauschen hin und wieder,
Als wiegten sie sich träumend ein.

Die Mondfee schwebt von Ast zu Aste
Und webt mit wunderzarter Hand
Um das Gezweig mit mildem Glaste
Ihr zauberisches Silberband.

Kein menschlich Wesen ist zur Stelle
In trauter Waldeseinsamkeit,
Nur Rehe kommen zu der Quelle
Und äsen in Behaglichkeit.

Zuweilen lauschen sie hinüber,
Und ängstlich forscht ihr kluger Blick. —
„O, Jäger, komm nicht hier vorüber
Und störe nicht das stille Glück!"

Emmy Giehrl.



Am Strande.

Seid ihr schon an der See gewesen
In schöner Sommerferienzeit,
Habt Muscheln an dem Strand gelesen,
Seid Kahn gefahren, o so weit,
Habt mit viel lust'gen Kameraden
Die schönste Sandfestung gebaut,
Und durftet in dem Meere baden,
Wo man gar keinen Grund erschaut?

Ach, Kinder, das ist solch Vergnügen,
Uns allen hier ist es bekannt,
Seht, gleich sind wir hinabgestiegen,
Ein Treppchen noch, dann kommt der Strand.
's hat jedes einen kleinen Spaten,
Selbst Lieschen, welche Grete führt,
Und dieses Schiff, — könnt ihr's erraten? —
Wird heut zum erstenmal probiert.

Die Suse trägt's. Mama will's haben —
Ich wär' so gerne Kapitän.
Das paßt doch besser für uns Knaben,
Ich kann es wirklich nicht verstehn. —
Hm, freilich, eins ist fortgeschwommen,
Mein Schiff, ich trug's zu tief hinein,
Da hat's die Woge mitgenommen — —
Doch heute würd' ich klüger sein.

Wie wird es seine Segel blähen,
Seht nur, zwei große sind daran,
Ich wollt', ihr alle könntet's sehen,
Ihr hättet eure Freude dran.
Hier sollte es euch schon gefallen,
Wo es so schön ist, weit und breit,
Drum kommt mit euren Freunden allen,
Zum Strande kommt zur Ferienzeit!





Der Osterengel.

Ein lustiges Osterspiel mit Musik und Gesang in 2 Aufzügen
von Agnes Brauer.

Personen:

1. **Der Osterengel.** Ein größeres Kind, etwa 12—14 Jahre alt, in schlichtem, weißem Gewand, mit silbernem Glöckchen; (zuerst im dunkeln Mäntelchen.)
2. **Der Frühling.** Ein Kind von etwa 10—12 Jahren; dargestellt in kurzem, lichtgrünem Röckchen, mit Frühlingsblumen (können auch künstliche sein) und einem Stab in der Hand mit Papierschmetterlingen.
3. **Die Kinderlust.** Dargestellt von einem kleineren, lebhaften Kind, zuerst in gewöhnlichem, eher ärmlichem Anzug, alsdann im Rosakleidchen, einen Blumenkranz im Haar.
4. **Der Jäger.** Mit Flinte und Hund. (Dackel oder kleiner Jagdhund, auch Pinscher.)
5. **Ein Klausner** mit einer Glocke (Schelle).

Verschiedene Kinder: Max, Elsa, Heinrich, Fränzchen, Otto ꝛc. Der kleine Paul. Minna.

Mehrere Kirchgänger. Von denselben Kindern dargestellt vermittelst leichter Überwürfe, Kapuzen, Mäntel, Hüte ꝛc., welche sie dann schnell abwerfen können.

Das Osterhäschen. (Ein kleines Pelzhäschen.)

Ort der Handlung: Ein Feld oder Weg am Waldessaum; viele grüne Reiser, Tannenzweige ꝛc. sollen letzteren bezeichnen; im Hintergrund eine Erhöhung, grün umkleidet, in der Mitte ein noch höherer Stand für eine Person (fester kleiner Holzstuhl ꝛc.) kann auch während der letzten Szene erst hineingeschoben werden. — Der Vordergrund bleibt immer derselbe.

I. Aufzug.

Osterengel (über sein Gewand ein kurzes, graues Mäntelchen, darunter das silberne Glöckchen, tritt vor und spricht):

„Osterenglein bin ich —
Hab' gar viel zu thun,
Komm vom gold'nen Himmel
Auf die Erde nun:
Muß im Wald die Glocken läuten
Und die Festlichkeit bereiten;



Muß das liebe Häslein holen,
Daß es Eier leg' verstohlen;
Und ringsum in allen Hecken
Hübsche, bunte soll verstecken.
Muß es rings den Blümlein sagen,
Ihre Glöcklein aufzuschlagen;
Und den Weiden auf den Wiesen,
Daß sie rings in Palmen sprießen —
Und der Welt es künden werden:
„Ostern — Ostern sei auf Erden!“
bim—bam— (läutet mit dem Glöckchen)
— „Halt, wer kommt denn da?“

Frühling (mit Blumenkörbchen und Stab, um welchen vermittelst eines dünnen Drahtes kleine Papierschmetterlinge zu schweben scheinen, nähert sich dem Osterengel und spricht):

„Ei, seh' ich recht? Wirklich ein Englein vom lichten, blauen Himmelszelt? Und Osterenglein dazu! Potztausend, was thust denn du schon hier, wo ich selber kaum erst eingezogen bin und es immer noch so dunkel und kalt hier ist?“

Osterengel:

„Bin auf Befehl des lieben Gottes
hier! —
Und Osterenglein kann doch nichts
dafür,
Daß es noch schaurig ist
und kalt
Im öden Erden-Aufenthalt!
Es ist des Frühlings
Arbeitsfeld —
Zu schaffen Licht und Luft
der Welt!“

Frühling:

„Hast recht, lieb Englein,
hab' nur keine Sorgen,
Ich will es auf der Stelle
schon besorgen!“

(sagt oder deklamiert):

„Bin der muntre Frühlingsknab',
Mit dem bunten Wanderstab.
Jag' den Winter flink hinaus,
Kehr' und putz' das ganze Haus!
Und wo ich geh' im schnellen Lauf,
Wacht gleich ein neues Leben auf:
Bächlein plätschert, Bäumlein rauscht,

Vöglein meiner Stimme lauscht;
Und in Wald und Feld und Moor
Jubelt rings der ganze Chor.

(Hier kann jemand hinter der Szene mit verschiedenen nachgemachten Vogel- oder Froschstimmen ꝛc. dies versinnbildlichen.)

Frau Erde selbst in dunkler Gruft
Die Blumenkinder wach mir ruft,
Und die Sonne lacht herab:
Grüß Gott, du lust'ger Frühlingsknab'!"

Osterengel (nimmt ihn freudig bei der Hand):

„So sag' auch ich: Willkommen, tausendmal willkommen, du liebes, heiteres Frühlingskind, wahrlich, du gehörtest mit in unsern Himmel!"

Frühling (lacht):

„I bewahre! Ich gehöre erst recht auf die Erde! Denn siehst du, liebes Englein, als die ersten, armen Menschenkinder so aus dem schönen Paradies hinaus auf die kalte, liebeleere Erde getrieben wurden, da haben sie den lieben Gott doch selbst gedauert trotz ihrer Sünde, und er sandte mich ihnen zum Troste nach, damit ich doch alle Jahre wenigstens auf kurze Zeit ihnen das verlorene Paradies vor Augen führen und in die Herzen bringen sollte! — Und da hab' ich denn immer genug zu thun, um den dicken alten Wintergriesgram, der sich in seinem Zottelpelz so gern auf der Welt einnistet, wieder ein bißchen nordwärts zu schieben . . . Hahaha! Mag er sich dort alsdann in das dickste Schneesternenbett legen und bis zur Christnacht schlafen und schnarchen, daß der Nordpol wackelt, oder meinethalben einen Eispalast sich erbauen und Kegel mit den Eskimos schieben oder sich die Eisbären als Hauskätzchen halten — mir einerlei! — — Ich spiele dann hier mit Blumen und unschuldigen Tierlein und mache die Welt zum Paradies! . . . Nun aber rasch ans Werk! — Ade, Osterenglein . . . Fröhliche Feiertage!"

(geht ab.)

Osterengel:

Da geht er hin, der gute, glückspendende Himmelsbote! Ja, was thäten die Menschen ohne ihn, der ihnen Lieb' und Unschuld und frohe, lichte Hoffnung wiederbringt! — — Aber ei, ei, da kommt einer des Wegs, der ist keiner von den Unsern! — — potz tausend, gar der Jägersmann. Nun, der hat's auch wieder einmal eilig, den armen Tierlein aufzulauern! Will ihm nur gleich eine Verwarnung mit auf den Weg geben; er möchte sonst vergessen, daß heut Ostern ist! — — — Aber pst — sehen darf mich hier kein grobes Menschenkind!"

(versteckt sich hinter Büsche.)

Der Jäger (mit Hund):

„Komm, Feldmann, wollen sehen, was wir heut für einen Fang thun! (streichelt ihn) „Guter Hund, bist immer flink und fleißig bei der Sache!"

„Und nun geht es in den Wald —
Piff—paff—puff— daß rings es knallt!
Hirsch und Fuchs —
und Has und Reh —
Was ich nur von weitem seh! . .
Tra—ri—ra—
Wär's Häslein nur schon da!"

Osterengel (drohend hinter dem Busch):

„Wart ein bißchen! — Halt! . . ."

Jäger (erstaunt):

„Wer spricht denn da im Wald?"

Osterengel (wie vorher):
— „Ist einerlei!
Verkündet dir nur sei:
Gar streng ist untersagt
Heut alle Hasenjagd! . . .
Wonach zu richten,
sonst geht dir's schlecht! . ."

Jäger:
„Potz, der ist streng!
Mir scheint, es sei —
So einer von der Osterpolizei!
Und — hm — im Grunde
hat er recht! — —
Was würden meine Kinder sagen,
Wollt' ich den Osterhas erjagen?"
„Aber, he! holla! Du da drin!
(ruft gegen die Büsche hin, von wo die Stimme kam)
Mir scheint, man könnte dem Betreffenden doch ein besonderes Abzeichen anhängen, so was wie ein buntes Band, Glöckchen oder Sternlein!" . . .

Osterengel (laut und streng):
„Nein — nein — nein!
Das kann nicht sein!
Kein Band, kein Glöcklein hell, —
Nicht mal ein Zuckerfell! . . .
„Das Osterhäschen gleicht genau
Den andern Hasen in der Au!" —
Denn so ist die Verordnung
Und alles in der Ordnung!"
(für sich)
Das heißt, ich kenn' ihn wohl, den lieben kleinen Schelm, aber dem Jäger sag' ich's nicht; mit Fleiß, daß er's nicht weiß! . . So haben alle Häslein heut — vor Hund und Jäger gute Zeit — — — Und das ist ihnen wohl auch einmal zu gönnen!
(wieder laut)
„Also, lieber Jägersmann, ich sag' dir's jetzt zum dritten und letzten Mal: Du rührst mir heut kein Häslein an! — — Werd' überhaupt alles Jagen — heut untersagen! . . ."

Jäger (zu seinem Hund):
Na, so müssen wir wohl auf unsern Braten für diesmal verzichten, gelt, alter Feldmann? Hörst's ja, der Oberhof-Osterhasen-Tierschutzverein leidet's nicht! . . . Aber komm nur, guter Freund! Müssen deshalb nicht fasten! Wir wollen uns von der Mutter noch einen Kaffee kochen und Osterkuchen backen lassen! . . Ist auch nicht zu verachten!"
(geht ab mit Hund.)

Osterengel:
„Nun aber fix!
(fängt an sein silbernes Glöcklein zu läuten)
Zum Fest! — zum Fest! —
Ihr Ostergäst'! . . ."
bim—bam—bim—bam—bim—
bum—bim . .

— — — — — — — — — — —

Klausner (stürzt hinter einer Art Wand, die ein Kirchlein vorstellen soll, hervor):
„Was gibt's? Wo brennt's? . . .
— — Was läuten so die Glocken? . . ."

Osterengel (streng):
„Zur Kirche zu locken! . . .
Ostern geht an!
Hast's verschlafen, alter Mann? . ."

Klausner (fällt vor dem Osterengel auf die Knie):
„O, verzeih, Herr Himmelsakristan!
Hab's vergessen halt —
im dämmrigen Wald!
Will's auch gleich nachholen
und läuten, daß es schallt!"
(Zieht und läutet heftig an einer großen Glocke (Kuhschelle 2c.) die mit einem Strick befestigt ist.)
bim—bam—bum—bum—bam—bum—"
(mehrere Kirchgänger kommen des Weges; man hört hinter der Szene singen wie in der Kirche; jemand spielt einen Osterchoral auf dem Klavier. — Der Osterengel ist nicht mehr da. — Der Vorhang fällt.

Ende des 1. Aufzuges.

II. Aufzug.

(Wald mit Tannenzweigen wie vorher.)

Kinderlust (springt fröhlich mit einem Seil herein bis etwa in die Mitte der Bühne, klatscht in die Hände, kann auch vielleicht noch etwas durch das Seil springen und spricht in lebhaftem Tone):

„Heidi, wie schön ist's auf der Welt!
Möcht' wissen, wem es nicht gefällt!
Grad' fuhr der lust'ge Wintersmann
Mit Schlittenklingeln seine Bahn —



Und jetzt zieht schon der Frühling ein
Mit goldner Lust und Sonnenschein!
Palmkätzchen gibt's gewiß auch bald
Und Vöglein singen rings im Wald. —
Ei, blühn nicht Veilchen schon im Gras?

(bückt sich danach und hebt etwas auf — einen kleinen gelben Glassplitter.)

Ach nein, es ist ein Stückchen Glas!

(schaut ringsum die Zuschauer daraus an.)

Die ganze Welt sieht goldig aus. —
Das bring' ich Mütterchen nach Haus!
Doch schau — wer kommt
denn da herein?

Frühling (kommt in lichtgrünem Kleid mit Blumenkörbchen und Schmetterlingsstab)

Wer mag der hübsche Junge sein?
Mit Augen voller Himmelslicht
Und fröhlich liebem Angesicht?
Den ganzen Arm voll Blütenglanz
Und Schmetterlingchen rings
im Tanz! —
Komm, Junge, schenk' mir auch etwas;
Mir machen Blumen immer Spaß!"

Frühling (lächelnd):

„Wie, Bäschen Kinderlust?
Hab' nicht gewußt,
Daß du schon da! — — —"

Kinderlust (tanzt oder springt Seil):

„Trali, trala! . . bin immer da,
Wo's einen Spaß gibt auf der Welt
Und frohen Kindern wohl gefällt!
Winter und Sommer —
und Sommer und Winter
Und auch im obstreichen Herbst
nicht minder!
Wo ich bin, da geht's lustig zu:
Dem Griesgram laß ich keine Ruh!
Und auch der böse Zwiedrian
Muß fort sich schleichen, wo er kann.
Und Alt und Jung — und Jung und Alt
Muß mit mir singen, daß es hallt:
Oh Kinderlust! Oh Kinderfreud! . . .
Wer die nicht gern hat, thut mir leid!"

„Du aber sag' einmal, was thust du denn mit all den vielen Blumen und Schmetterlingen da? (schaut sie genau an, schaukelt und zupft an irgend einer Blume herum und will die Schmetterlinge streicheln). Die willst du doch nicht

etwa gar aufspießen, wie böse Buben thun? Du, aber nachher —"

Frühling (lacht):

I, lieber gar! Meine lieben kleinen Frühlingsboten! Wer denen etwas thäte, der hätte es schon mit mir zu thun! — — Siehst du, ich will die Erde nur ein bißchen bunt und lustig damit ausschmücken, daß nicht alles mehr so kahl ausschaut zum heiligen Osterfest!" . . .

(wirft aus seinem Blumenkörbchen Gänseblümchen, Veilchen, Primeln ꝛc. umher und streut eine Handvoll leichter, bunter Papier-Schmetterlinge in die Luft.)

„O, schau, wie sie blühen und sprießen —
Die Blümlein auf Fluren und Wiesen!"

Kinderlust (hat mit dem lebhaftesten Anteil und Vergnügen zugeschaut, auch einmal in die Hände geklatscht, ein paar Blümchen aufgehoben und gethan, als wollte sie die Schmetterlinge haschen):

„Oh — und die Schmetterlinge
Mit ihrer bunten Schwinge
Die tanzen und fliegen
Erst recht mit Vergnügen —

(thut, als wolle sie welche fangen, während sie fortgeblasen werden.)

Bald hier und bald dort,
Und husch — sind sie fort!"

Frühling (der lächelnd zugesehen und seinen ganzen Vorrat ausgestreut):

Du könntest mir lieber ein bißchen helfen, Bäschen Kinderlust, anstatt hier meine kleinen Schmetterlinge wegzufangen! . . Schau, geh' einstweilen in die Wohnungen der Menschen — du kennst diese ja doch viel besser als ich und verkünd' es jedem, bei Reich und Arm, in Stadt und Land, daß der Frühling da sei mit seinen Blumen und Tierlein und neuem, frischem Leben, damit ein jeder sich daran freuen kann und aus den alten, dumpfen Stuben herauskommt!"

Kinderlust (macht einen Satz vor Freude):

„Juchhe, das thu ich gern! Das ist eine Aufgabe, die ganz nach meinem Herzen ist! . . .
Weg mit dem Wintergrust!
Auf in die Frühlingsluft!
Thut hell die Augen auf
Und schaut gen Himmel auf!
Und öffnet Herz und Brust
Für Lenz und Kinderlust!"

(nimmt ihr Seil und springt damit lustig wieder hinaus.)

Frühling (schaut ihr lächelnd nach):

„Da springt es hin,
das heitre, liebe Kind,
Dem alle Wesen freundlich stets gesinnt,
Und dem kein Feind,
und schau er noch so böse drein,
Im Herzen gram kann auf
die Länge sein!
Mit ihr zieht frohe Lust und Leben ein,
Wie neuer Liebe hoffnungsfroher Schein!
Ihr Glück verkläret Leid und Ungemach,
Vergoldet selbst der Armut
niedres Dach. —
Ein Himmelskind ist sie —
der Erde Wunderstern,
Die schönste Gabe, uns verliehn
vom Herrn! —

(Man hört von außen läuten; die Glocke des Klausners und das kleine Silberglöckchen des Osterengels.)

Doch horch — hör' ich nicht
läuten schon? . . .
Das ist der Osterglocke Ton! . . . .
Wie froh, daß ich mein Werk gethan!
Nun geht schon die Bescherung an!" . .

(Frühling tritt hinter eine Coulisse, die etwas vom Wald darstellen soll und sei es nur durch ein grünes Tuch angedeutet. Auf der anderen Seite sieht man den Klausner an einer Glocke läuten, während der Jäger mit seinem Hund gleichfalls erscheint. Häschen läuft langsam ein paar Mal über den Weg (wird von seitwärts an einer Schnur gezogen). Der Jäger droht ihm lachend mit dem Finger und hält seinen Hund zurück. Im Hintergrund erscheint Osterenglein, hebt das Häschen auf und stellt sich auf die bereits erwähnte, nun eingeschobene Erhöhung; wohin

sich nach und nach Frühling, Klausner und Jäger gleichfalls begeben und zu einer hübschen Gruppe vereinen, doch so, daß Kinderlust, die nachher erst kommt, noch neben dem Frühling, zu Osterengleins Füßen, Platz hat. Dieses trägt ein leichtes, wallendes Gewand von Mull oder dergleichen, aus dessen Falten das Häschen herausschauen kann. Vor ihm, etwas niedriger, Frühling und Kinderlust, die erst mit den Kindern kommt; Jäger und Klausner zu beiden Seiten. Während die Kinder nachher im Vordergrund die Eier suchen, kann auch hier ein kleines Zwischenspiel stattfinden, so z. B. während der Hund des Jägers sich bewegt, streichelt Osterengel das Häschen, wie um es zu beruhigen, auch der Klausner kann sich ihm einmal nähern und das Tierchen bewundernd ansehen und streicheln. — Nach ein paar Minuten erscheint Kinderlust, jetzt im prächtigen Rosakleidchen, Blumen im Haar, das Seil in der Hand. Mit ihr zugleich eine Anzahl Kinder mit Ostereiern 2c. in den Händen. Auch müssen, soviel als thunlich, zwischen den Coulissen oder sonst wo, bunte Eier, Häschen 2c. versteckt liegen. Da und dort auch Palmkätzchenzweige, als ob sie da gewachsen wären.)

Elsa (ein etwas größeres Kind, mit einem Körbchen und Eiern darin, spricht lachend):

„Habt ihr ihn gesehen? Der Osterhase war da, schaut nur!"

Fränzchen:

„Schau nur meine: Rote, blaue und gelbe!" (sucht und findet neue.)

Minna (zeigt einen Zuckerhasen):

„Sieh nur, was ich habe!"

Otto:

„Meins ist doch am schönsten! Der gute, gute Osterhas!"

Der kleine Paul (hat ein Zuckernest gefunden und wiederholt entzückt):

„Der bude, bude Osterhas!"

Max (ein etwas größerer Knabe, gleichfalls Eier in der Hand):

„Wie bin ich froh, daß alle meine Schulaufgaben gemacht sind! Mama hat gesagt, nur dann könne man sich mit gutem Gewissen auf das schöne Osterfest freuen! Die schönen Eier sollen 'mal schmecken!"

Heinrich:

„Mir auch! Aber ich bin noch nicht mit allem fertig! . . Oh, da liegt noch was versteckt! (läuft geschwind hin und hebt ein Zuckerei 2c. aus dem Versteck.) Scheint's, der Has ist immer noch nicht fertig und sorgt für neuen Vorrat! Ach, Elsa — du hast ein Körbchen, bitte, heb' mir meine Eier gleich mit auf! Ich kenn' sie schon!"

Max:

„Meine auch, bitte!" (legt seine Eier auch mit dazu).

Der kleine Paul:

„Meins aus, bitt sön! Sonst mu — muß is meine Häse slachten und bleich essen, belt?"

Elsa (bricht ein Stück von ihrem Zuckerei ab und steckt es dem kleinen Bruder in den Mund):

„Da hast du derweil was von mir, du kleiner Schelm! Dann lassen wir dein schönes Häschen noch leben und heben es gut auf. Schau nur, wie viel ich schon in meinem Körbchen habe!"

(Ordnet und zählt die Eier, wobei ihr der kleine Paul eifrig zusieht. — Fränzchen, die mit den übrigen Kindern indessen eifrigst gesucht hat und auch da und dort etwas gefunden, zupft ihn heimlich am Röckchen und legt ein hübsches Ei vor ihm auf den Boden.)

Der kleine Paul:

„Es hat mis was bezupft! — Elsa, es hat mis was bezupft! — Ahh — (sieht das Ei und hebt es geschwind auf.) „Elsa, Fänzen, (statt Fränzchen) da duckt mal: der bude Osterhas hat son wieder was belegt! Darf is das essen?"

Elsa (nickt und küßt ihn lachend):

„Ja freilich, du lieber kleiner Nimmersatt! Zu was sind denn die Eier da? Nur die hübschen Häschen mußt du noch Mama zeigen!"

Fränzchen zu Elsa:

„Du Elsa, weißt was? Von meinen

Eiern geb' ich eins dem armen Lottchen von drüben! Die kriegt gewiß keine!

Elsa:

„Ich auch! Ich geb' ihr zwei!"

Der kleine Paul (plaudert nach):

„Is aus! Mir beb is swei!"

(Die Kinder lachen.)

„O du kleiner Papagei!"



Minna (kommt gesprungen, zeigt nach dem Hintergrund):

„Elsa, Fränzchen! Seht ihr nicht dort was Weißes durch die Büsche schimmern? Grad wie ein Englein sah es aus!"

Elsa (lacht):

„Es war der Osterhas!"

Minna:

„Nein, nein — der hat doch keine Kleider an! Ein wunderschönes, weißes Kleid!"

Otto (kommt auch):

„Ach, rosa ist es ja gewesen! Ich sah es auch!"

Max:

„Dummes Zeug: Grün war's ja! Ein kleiner, wunderhübscher Junge in einem hellgrünen Kuttchen! Ich sah's ganz deutlich."

Ein anderes Kind:

Der Jäger war's gewiß! Ich sah auch so was mit ihm laufen, wie einen Hund!"

Elsa (neckend:)

„Das Häschen war's, ich sag's euch ja!"

„Häschen mit dem Zuckerei
Und den langen Ohren —
Legt gleich Eier, eins zwei, drei —
Hat hier eins verloren!

(thut, als ob sie eins vom Boden aufhöbe, das sie schon vorher in die Hand genommen, singt und deklamiert:)

„Thät ein Englein niederfliegen,
Hätt's wohl selber sein Vergnügen!
Ach, was ist das für ein Späßchen
Mit dem lieben Osterhäschen!"

(Alle Kinder reichen sich lachend die Hände und tanzen im Ringelreihen, indem sie wiederholen:)

„Ach, was ist das für ein Späßchen
Mit dem lieben Osterhäschen!"

Elsa (wie oben, singt oder spricht vor):

„O welche Lust, ein Kind zu sein!
Die ganze Welt voll Sonnenschein!
Die ganze Welt voll Seligkeit —
O wunderschöne Kinderzeit!"

Alle Kinder (wiederholen, sich im Kreise drehend):

Die ganze Welt voll Seligkeit —
O wunderschöne Kinderzeit!"

Der kleine Paul (einzeln hinten nach):

„Tinderzeit!"

Während des Tanzens und Ringelreihens haben sich die Kinder der Gruppe von Osterengel, Frühling u. s. w. ge-

nähert; Kinderlust klatscht bei dem letzten Refrain fröhlich mit in die Hände, sodaß alle Kinder sich plötzlich umdrehen und die Gruppe gewahren. (Vielleicht war es anfangs möglich, wo die Gruppe den Kindern noch nicht sichtbar sein sollte, während des Eiersuchens ꝛc., diese durch einen dünnen Gazevorhang etwas zu verhüllen, zum mindesten aber durch allerlei vorgeschobene Gegenstände, die möglichst in die Szenerie passen, dem Auge noch etwas zu verbergen; dieselben müssen jetzt natürlich schnell beiseite geschafft worden sein, etwaige Vorhänge, spanische Wände ꝛc. weggezogen.)

Osterengel (mit lauter, deutlicher Stimme):

„Zu allen Menschen rings im Land
Hat uns der liebe Gott gesandt,



Daß einem Jeden werd' zu teil,
Das Osterglück und Osterheil!
Dem Frühling hier im Festeskleid
(weist auf ihn oder reicht ihm die Hand)
Gab Kinderlust ein froh Geleit' —
(zeigt auf diese)
Und guten Kindern schickt zum Spaß
Der liebe Gott den Osterhas!"

— Kleine Pause. —

(schlägt sein Gewand auseinander und zeigt das Häschen den Kindern, die ihre Freude und Spaß daran bezeugen müssen, können auch allerhand ausrufen, wie: „O der liebe, liebe Osterhas!" „O schau das gute Häschen." Der kleine Paul muß mit beiden Armen darnach langen und sich dann von Elsa in die Höhe nehmen lassen, ihn noch genauer anzusehen ꝛc. ꝛc.)

Osterengel (fährt wie oben fort):

„Doch wißt, nicht ird'sche Lust allein
Soll frommer Kinder Ostern sein.
Und nicht zu Spiel und Scherz und Tand
Ward Osterenglein heut gesandt:
Hört ihr die ganze Christenheit
Aufjubeln hell in Seligkeit,
Da aus des Grabes dunkler Nacht
Das Heil der Welt zum Licht erwacht!
Und rings der Osterglocken Ton
Frohlockend schallt dem Gottessohn!
Erlöst — geendigt ist die Not
Im Auferstehungs-Morgenrot!
(noch mehr betont):
Ihr Kindlein, da der Heiland spricht:
Vergeßt die lieben Kleinen nicht! —
Vergeßt auch ihr ihn nimmermehr!
Und bringt ihm eure Palmen her!"

Die Kinder, welche da und dort schon möglichst unbemerkt von der Seite her Palmkätzchenzweige erhalten oder auch solche von den Büschen scheinbar abgezupft, heben dieselben hoch in die Höhe.

Osterengel (fährt fort, wie oben):

„Ob Klein, ob Groß — mit Herz und Mund,
O, thut Ihm eure Liebe kund!
Und bringt, ein heller Jubelchor,
Auch ihr des Dankes Zoll empor: —
Denn Er, der stets die Kinder liebt,
Ins Herz erst rechte Ostern giebt!"

Die Kinder treten unterdessen auch alle zusammen zu einer vereinten Gruppe, welche vor der ersten (mit Osterenglein, Frühling ꝛc.) und etwas niedriger als diese sich gruppieren soll, und singen mit heller, lauter Stimme, wozu jemand hinter der Szene den Choral spielen kann:

„O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende
Osterzeit!"

(Der Vorhang fällt.)

— Ende. —

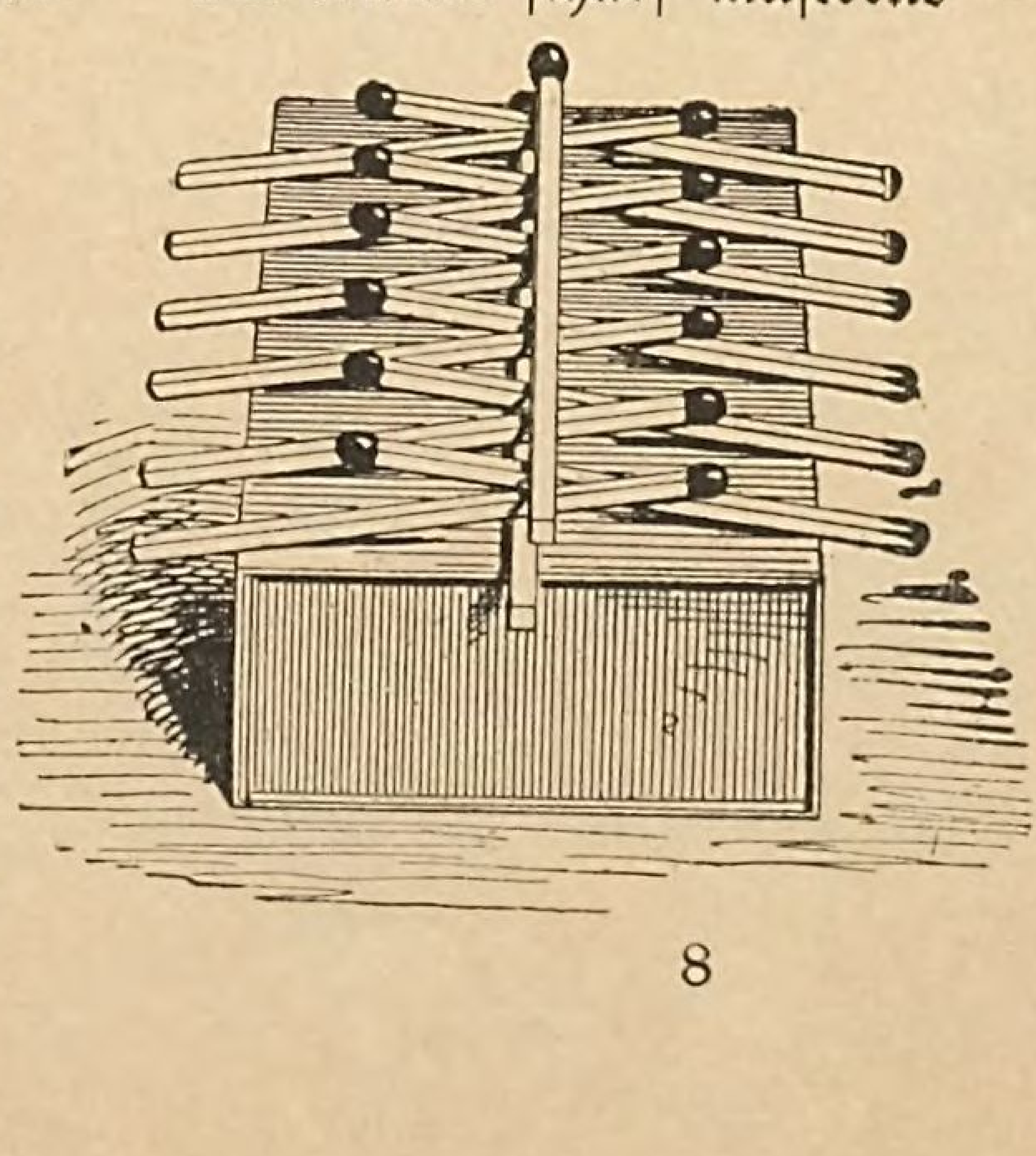
Allerhand Scherze.

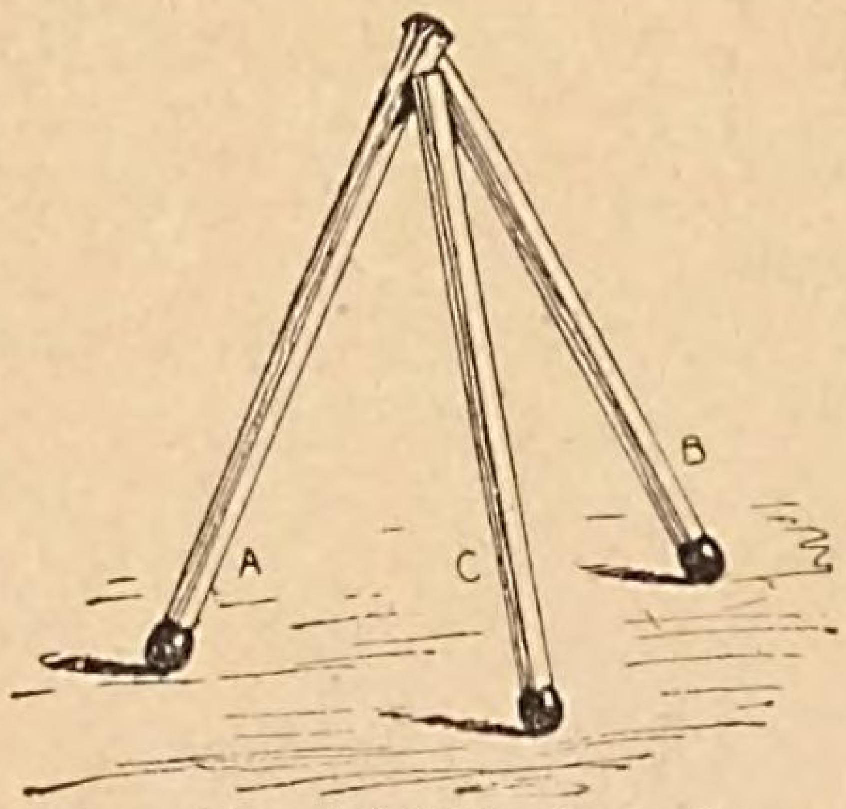


Hans ist unser Spaßmacher; er weiß immer alle möglichen Scherze und Wippchen und kommt selten von einem Geburts- oder andern Fest heim, ohne uns etwas Neues zu zeigen. Dabei hat er für solche Dinge (Vater sagt für Dummheiten) ein ganz besonders gutes Gedächtnis und vergißt deshalb nie, was ihm einmal gezeigt wurde. Wir, Grete und ich, dürfen ihm zuweilen helfen, denn oft braucht er bei seinen Scherzen noch einen oder zwei Gehilfen; aber wir vergessen alles viel eher wieder als er, und er muß es uns oft zwei-, dreimal erklären, ehe wir begreifen, was er von uns will. Wenn wir Kindergesellschaft haben, so holt er all sein Wissen hervor, um die Gäste zu unterhalten. Die haben das auch sehr gern, und wenn wir, vom wilden Spiele müde, von Mütterchen hereingerufen worden sind, alle um den Tisch herum sitzen und Pudding oder sonst etwas Gutes essen, dann heißt es gewöhnlich: „Hans, weißt du nichts Neues?“ — „Hans, zeige uns etwas.“

Eines seiner Glanzstücke ist das Gedankenlesen; was natürlich am besten wirkt, wenn es den meisten Anwesenden unbekannt ist. Neulich hat es großen Jubel erregt, Hans führte es nämlich zum erstenmal vor. Zum Scherz hatte er sich verkleidet, hatte einen alten Cylinderhut und einen Frack angezogen und kam nun feierlich herein.

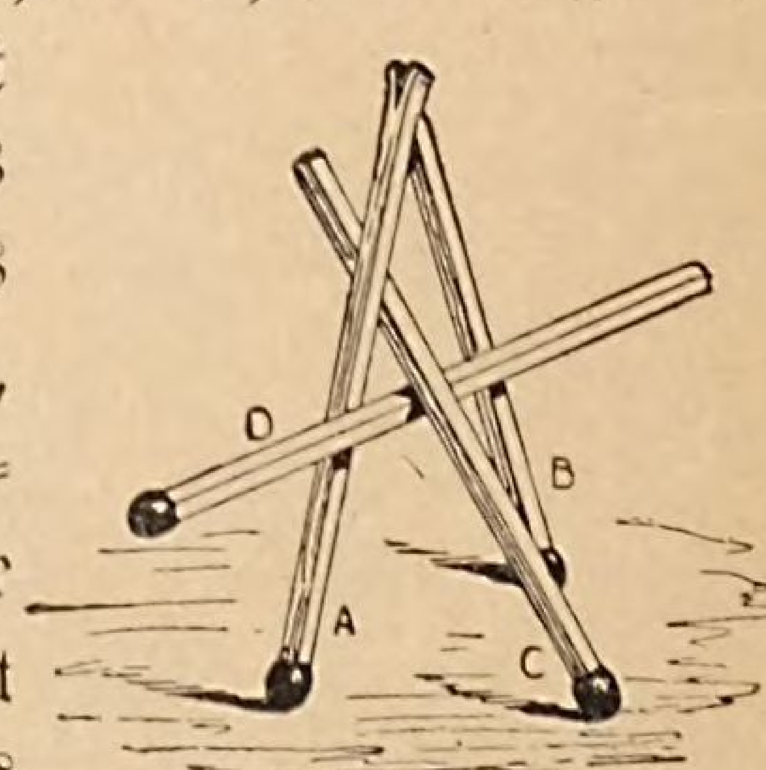
„Vor allem Ruhe,“ bat er, „vollkommen Ruhe, ich kann nur dann die schwierige Aufgabe lösen, die Gedanken eines andern zu erraten, wenn mein Geist durch nichts gestört wird. Reichen Sie mir eine Schachtel Zündhölzer, nun — alle Kinder scharf musternd — und wessen Gedanken soll ich erraten? Halt, die Ihren,“ rief er plötzlich, auf meine beste Freundin zeigend, die nun doppelt feierlich und erwartungsvoll dreinschaute. Aber auch alle andern waren stumm, und es herrschte eine wahrhaft beklemmende Stille. Hans begann nun, fast am andern Ende des Kreises anfangend, jedem Kind mit geheimnisvoller Miene und Bewegung ganz langsam und abgemessen ein Streichholz zu reichen und schaute ihnen dabei ernst und prüfend ins Auge. Alle waren gespannt. Jetzt





nahte er meiner Freundin; verlangend streckte sie ihm die Hand entgegen, das Streichholz zu nehmen. „Sie denken, Sie bekommen auch eins! Aha! Sehen Sie, wie ich Ihre Gedanken erraten habe,“ sagte er nun — und sie schaute erst verblüfft drein, stimmte aber bald, als alle herzlich lachten, in die allgemeine Freude mit ein.

Ein anderes Kunststückchen, wobei wir Hans helfen können, ist folgendes: Eine von uns legt vor sich auf den Tisch zehn Streichhölzchen so auf, daß sie in ihrer Lage die verschiedenen Teile des Gesichts darstellen, also ein Stäbchen oben wagrecht bedeutet die Stirne, zwei ebenso darunter gelegte die Augen, zwei senkrechte darunter die Backen, zwei etwas weiter nach außen gerückte senkrechte die Ohren, eins die Nase, ein wagerechtes den Mund und darunter das Kinn. Natürlich sehen die Zuschauer nicht gleich, was das bedeutet. Hans erklärt nun, er würde jedes Stäbchen erraten, welches in seiner Abwesenheit berührt werde. Er entfernt sich, man bestimmt ein Hölzchen, er wird gerufen und trifft immer das richtige, was ihm die kleinen Gäste vergeblich nachzuthun vermögen. Natürlich nicht! Aber wie errät es Hans oder auch Grete immer? Ei, sie sehen nur nach mir; ganz harmlos berühre ich nämlich immer mit dem Finger den Teil meines Gesichts, der dem bestimmten Hölzchen entspricht und zeige so den klugen Ratern den Weg. Berühre ich z. B. mein rechtes Ohr, so wissen sie sofort, daß das Stäbchen berührt wurde, welches außen rechts liegt u. s. w. Versucht den Scherz einmal mit euren Freundchen; es wird gewiß Spaß machen. Mit Streichhölzchen weiß Hans übrigens noch allerlei zu zeigen. Natürlich vermag niemand seiner Forderung, dreizehn Streichhölzchen mit einem einzigen aufzuheben, nachzukommen; er legt dann zwölf vorsichtig auf ein einziges, wie die Abbildung zeigt, thut nun noch das dreizehnte darüber und hebt sie so alle auf. Dann stellt er zwei Hölzchen, deren eines er etwas eingeschnitten hat, so auf, daß das zweite in den Einschnitt geklemmt wird, lehnt ein drittes daran und freut sich nun, wenn es keinem gelingt, dies Dreieck mit einem vierten Hölzchen aufzuheben. Er selbst schiebt dann aber das Hölzchen so geschickt dazwischen, daß er, B anfassend, alle mit Leichtigkeit empor bringt.



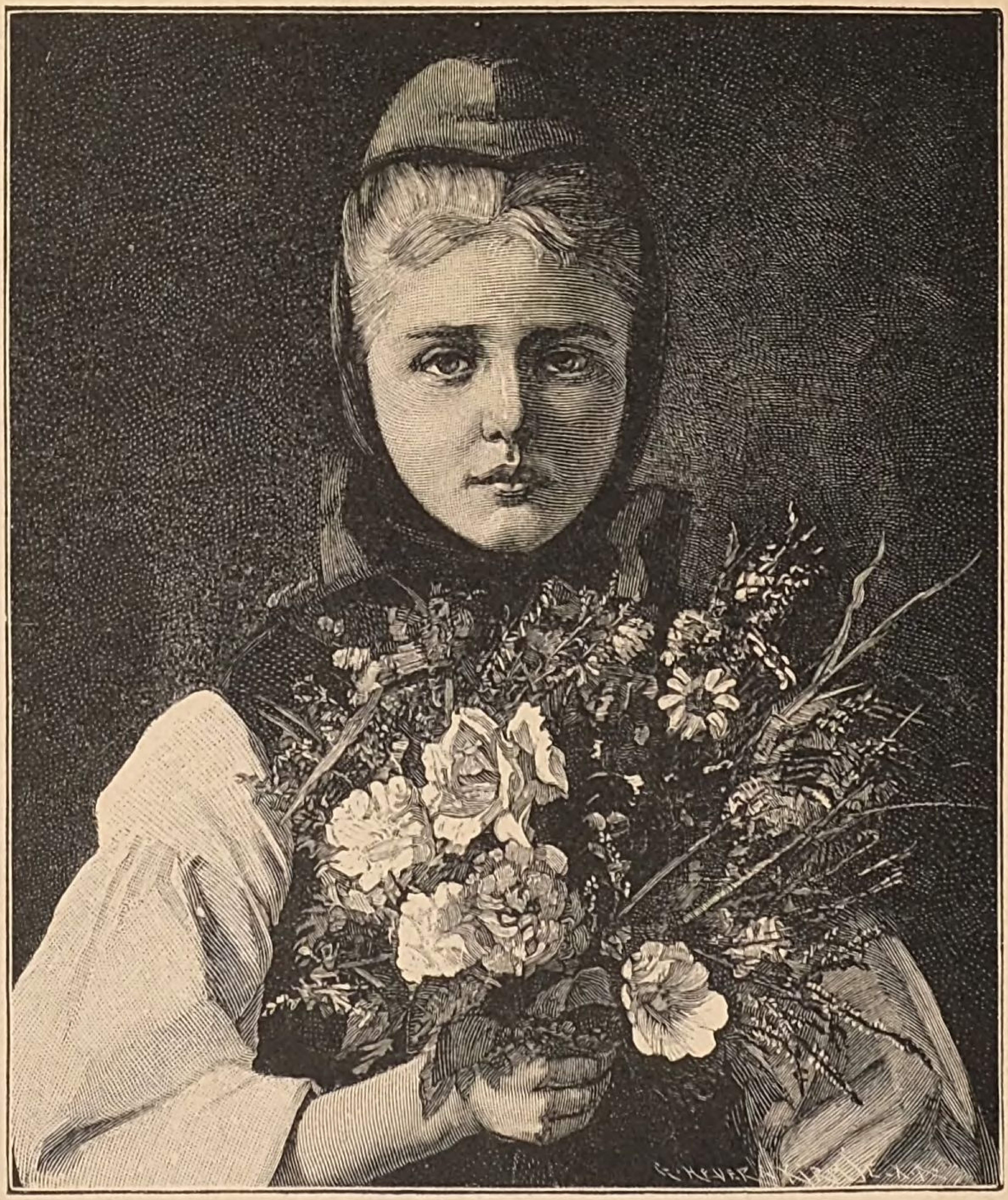
Schwere Entscheidung.

Es gibt im Leben schwere Fragen;
Wenn ihr dies, Kinder, noch nicht wißt,
So wird es euch Klein-Suschen sagen,
Die sehr in Schwulitäten ist.

Rechts oder links soll sie entscheiden,
Und das ist wirklich gar zu schwer;
Denn eine ist gefüllt von beiden,
Die andre Hand jedoch ist leer.



Und diese will sie doch nicht haben,
Nein, auf das Süße freut sie sich. —
„Mach schnell", klingt's von dem kleinen Knaben,
Rechts oder links, besinne dich!
Sag' welche Hand! Nun laß das Schweigen!"
So drängt er, und klein Suschen spricht:
Du mußt sie mir von vorne zeigen,
Von hinten kann ich's wirklich nicht!"



Wart' in Geduld.

„Wie bin ich frischem Röslein hold
In seiner Frühlingspracht,
Besonders wenn der Sonne Gold
So lieblich auf ihm lacht.

Wie bin ich schmuckem Mägdelein
Doch so von Herzen gut,
Besonders wenn der Sonnenschein
Des Glückes auf ihm ruht.

Du, Dirnlein, mit dem Blütenstrauß,
Schaust ernst und traurig drein,
Nach Mißmut sieht mir das nicht aus,
Das muß ein Kummer sein."

Da blickt sie auf den Strauß hinab,
Das Auge thränenschwer:
„Der soll auf unser frisches Grab —
Nicht wahr, Ihr fragt nicht mehr!"

Nein, liebes Kind, und trägst du Leid —
Ich bin dir doppelt gut —
Wart' in Geduld — es kommt die Zeit
Da Sonn'schein auf dir ruht.

Der Glückssucher.

Anton hieß er und war Knecht bei einem rechtschaffenen, herzensguten aber blutarmen Kleinbauern. Er hatte es gut in der Familie, die ihn schon als halbwüchsigen Jungen ins Haus genommen; aber das war immer so gewesen. Er wußte es nicht anders, und deswegen empfand er es nicht sonderlich.

Als er nun sein zwanzigstes Jahr vollendet hatte, und die Bauersleute wieder einmal abends mit ihm friedlich am gedeckten Tisch saßen und ihre Grütze verzehrten, legte Anton seinen Löffel bedächtig bei Seite und sagte:

"Nun müßt Ihr euch nach einem andern Knecht umsehen, Vater, denn ich will auf die Wanderschaft gehen."

Der Kleinbauer erschrak über Antons Entschluß. Er mißte den braven Burschen ungern. Die Hausmutter fing an zu weinen, und Greta, die einzige Tochter, that dasselbe. Sie hatten ihn ja alle so lieb! Aber keine Bitten und Thränen konnten ihn zurückhalten. Er wollte ausziehen, das Glück zu suchen. Wenn er es gefunden hätte, wollte er wiederkommen.

So nahm er denn eines schönen Morgens — es war im Frühling, und die Wanderlust lag in der Luft — sein Bündel auf den Rücken und sagte den Bauersleuten, die auf der Treppe vor dem Hause standen, um ihm nachzuschauen, Lebewohl.

"Geh' mit Gott", sagte der Hausvater. "Ich wünsche dir alles Gute auf den Weg!"

"Möchtest du bald das Glück finden", schluchzte die Mutter. Greta sagte nichts. Sie streckte nur die Hände nach dem Freunde ihrer Kindheit aus, und als er ihren Blicken entschwunden war, ging sie in ihre Kammer und betete zu Gott, daß er Anton geleiten möge. —

"Wer das Glück will hier auf Erden finden,
Darf sich nicht an Herd und Heimat binden.
Suchen will ich's keck landaus, landein,
Denn zum Schornstein fliegt's doch nicht herein!"

sang Anton und wanderte rüstig vorwärts.

Als er so den ganzen Tag marschiert war, gedachte er sich nach einer Herberge für die Nacht umzusehen; aber kein Haus war in der Nähe. Es fing schon an, stark zu dämmern; da erblickte er ein altes Weiblein, das am Rande eines Grabens saß. "Guten Abend, Mütterchen", sagte Anton hinzutretend.

Die Alte nickte freundlich und fragte: "Wohin des Wegs?"

"Ich bin ausgezogen, das Glück zu suchen."

"Ei, das trifft sich ja gut. Hilf mir auf, Söhnchen, so will ich dir den Weg zeigen."

Anton that, wie das Weiblein begehrte, und als sie erst einmal auf den Beinen war, schritt sie so behende vorwärts, daß der Bursch ihr kaum folgen konnte. Sie bogen in einen schmalen Fußsteig ein, der sich in einen finsteren Wald verlor.

„Gehst du auch recht, Mütterchen?“ fragte Anton.

„Wir sind schon am Ziel“, antwortete die Alte und schlug mit ihrer Krücke auf die Erde, die sich alsbald wie eine Pforte öffnete. Ein rosenfarbenes Licht strahlte ihnen daraus mit solchem Glanze entgegen, daß Anton geblendet die Augen mit der Hand beschatten mußte.

„Wo sind wir?“ fragte der Jüngling und wandte sich an seine Führerin. Aber die war verschwunden, und an ihrer Stelle stand eine wunderschöne Jungfrau mit rosenroten Gewändern bekleidet und einem Kranz duftender Blumen auf dem Haupt.

„Du stehst vor einem Palaste des Glückes, und wenn du mir deine Hand gibst, so will ich dich hineinführen“, entgegnete die reizende Gestalt und reichte ihm die Hand.

Anton ergriff die zarten Fingerspitzen; aber kaum hatte er sie berührt, so war es ihm, als ob er ein blutloses Wachsbild anfasse. Hand in Hand traten sie in einen glänzenden Saal. Musik ertönte, Kerzen strahlten, und unter Lachen und Scherzen schwangen sich schöne Paare im Kreise.

Der Jüngling war ganz berauscht von der allgemeinen Lust. Es dauerte eine Weile, ehe er sich an die Schönheit und Pracht seiner Umgebung gewöhnt hatte. Dann wandte er sich an seine Begleiterin, die ihn noch immer bei der Hand hielt und fragte: „Wer bist du, holdseliges Wesen?“

„Ich bin eine Tochter des Glückes, und wenn du mir ein ganzes Jahr treulich dienen willst, so will ich mich dir am ersten Tage des andern Jahres fürs ganze Leben zu eigen geben“, antwortete sie lächelnd.

Das deuchte unserm Anton ein annehmbarer Vorschlag, und er sagte sofort zu. So schnell das Glück zu finden, hatte er gar nicht zu hoffen gewagt.

„Was muß ich denn in deinem Dienst verrichten?“ fragte er.

„Du sollst tanzen mit denen, die tanzen, singen mit denen, die singen, lachen mit denen, die lachen. Du sollst alles nehmen, wonach dich gelüstet, von allem kosten, was sich dir bietet.“

„Ei, das will ich herzensgern“, rief Anton, und kaum hatte er das gesagt, als ihn auch schon eine Schar tanzender Mädchengestalten umringte und in ihren Wirbel zog.

„So habe ich denn das Glück gefunden!“ jubelte Anton und lebte alle Tage wie in einem Rausch. Tausend reizende Dinge boten sich ihm fortwährend zum Genuß, und er kostete sie alle durch. Aber eines Tages ward er der ewigen Lustbarkeiten überdrüssig, und der schäumende Becher, den er an die Lippen führte, hatte einen schalen, eklen Geschmack. Er sah scharf um sich. Ja, die lächelnden Angesichter waren noch dieselben, die Stimmen klangen noch ebenso fröhlich; aber die Worte des Gesanges lauteten:

„Leer' ihn nur, den Freudenbecher,
Armer, sinnbethörter Zecher!“

Von der Stunde an hatte alle Herrlichkeit um ihn her ihren Reiz für Anton ver-



loren. Er fand immer neue Beweise, daß die glänzende Außenseite der Dinge nicht der Wirklichkeit entsprach. Die Früchte an den Bäumen waren prangende Schalen ohne Kerne und die lächelnden Gesichter nur geschminkte Masken. Alle Lust, die ihn vorher berauscht hatte, widerte ihn nun an. Der Rosenschimmer ver-

schwand vor seinen Augen, und als die Tochter des Glückes am ersten Tage des anderen Jahres kam, ihm ihre Hand zu reichen, stieß er sie von sich und rief: „Ich will fort, fort von hier!"

„Thor", höhnte sie und ließ die lächelnde Maske fallen. Da sah er ihr wirkliches Gesicht und schauderte. Dann wurde es Nacht um ihn. Er fühlte, wie er zu Boden sank und alles um ihn her zusammenstürzte.

Als Anton erwachte, saß er auf einem Baumstumpf im Walde, und sein Bündel lag dicht neben ihm. Es war, als fiele ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Er blickte an den hohen Föhren hinauf in den blauen Himmel. Das grüne Moos zu seinen Füßen, die nickenden Waldblumen, der murmelnde Bach, wie schön war das alles! Schwach und krank fühlte er sich, aber beim Anblick der herrlichen Gotteswelt ringsum strömte neues Leben durch seine Adern, und der Gesang der Vögel entlockte ihm ein glückliches Lächeln. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung stand er auf und setzte seine Wanderung fort.

Es wurde Abend, und er gedachte sich nach einer Herberge für die Nacht umzusehen. Aber wieder war kein Gehöft in der Nähe. Schon sank die Dämmerung dicht herab, als er am Rande eines Grabens ein altes Weiblein erblickte.

„Guten Abend, Mütterchen", grüßte Anton.

„Wohin des Wegs, mein Sohn?" fragte die Alte

„Ich bin ausgezogen, das Glück zu suchen."

„Ei, ei, das trifft sich gut, Söhnchen mein. Hilf mir auf, so will ich dir den Weg zeigen." Anton that nach ihrem Begehr, und einmal auf den Beinen, schritt die Alte so hurtig vorwärts, daß der Bursch Mühe hatte, an ihrer Seite zu bleiben. Wieder ging's auf schmalem Fußsteig in einen finsteren Wald hinein.

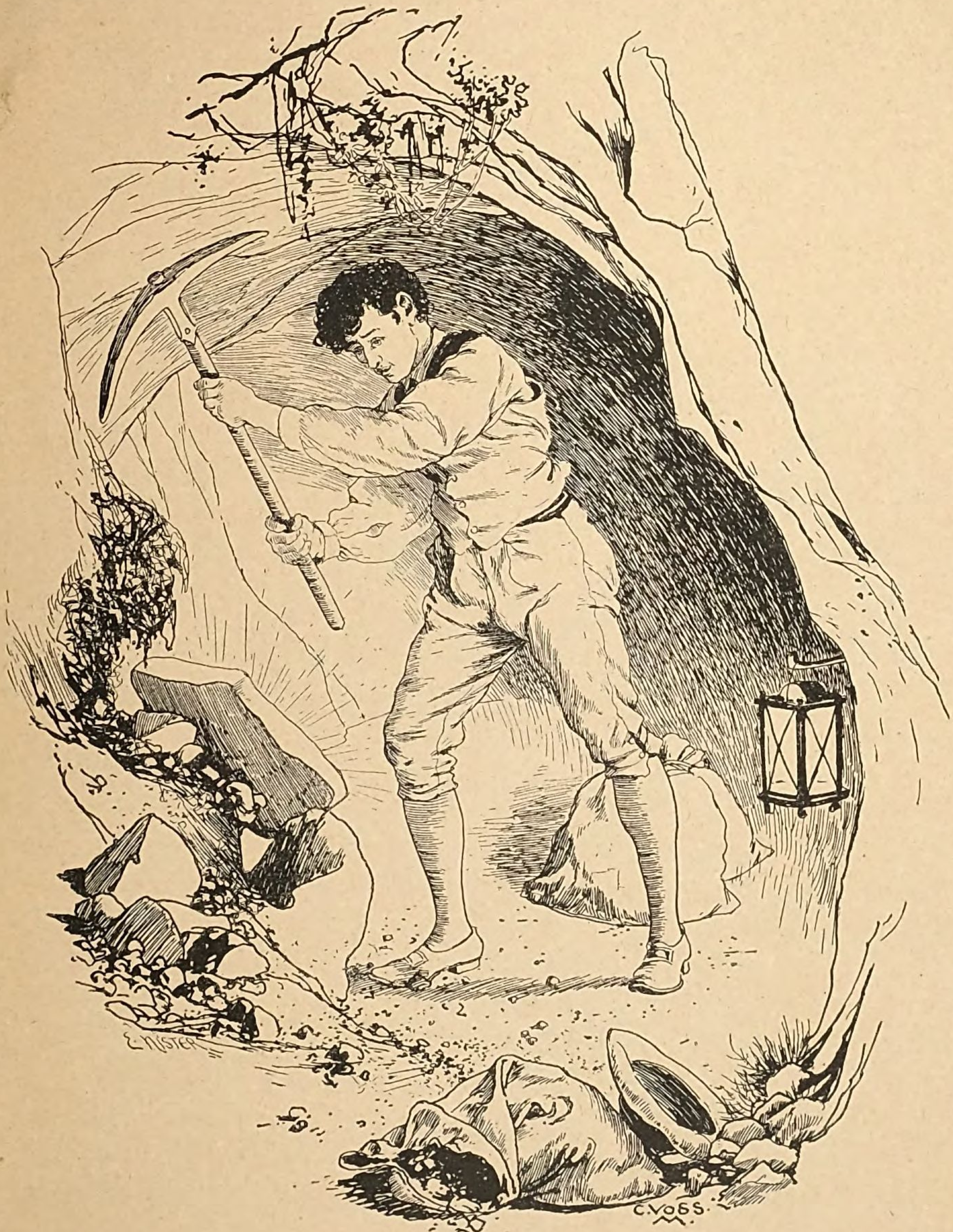
„Gehst du auch recht, Mütterchen?" fragte Anton.

„Wir sind am Ziel", antwortete das Weiblein und schlug mit der Krücke gegen die Felswand, die sich alsbald wie eine Pforte öffnete. Ein blendender Glanz von gleißendem Golde strahlte ihnen entgegen, so daß Anton die Augen schließen mußte.

„Wo sind wir?" fragte er und wandte sich nach seiner Führerin um. Aber die war verschwunden, und an ihrer Stelle stand ein schönes, hoheitsvolles Weib in goldenen Gewändern und mit einer strahlenden Krone auf dem Haupte.

„Du stehst vor einem Palaste des Glückes, und wenn du mir deine Hand reichst, will ich dich hineinführen", sagte die hohe Frau und streckte ihm ihre Rechte entgegen.

Anton ergriff dieselbe, aber kaum hatte er sie berührt, so war es ihm, als ob sie kalt und hart wie das schimmernde Metall da drinnen im Berge wäre. Sie traten in einen prächtigen Saal, und der Jüngling wurde ganz betäubt und benommen von dem grenzenlosen Reichtum ringsum. Die Wände waren vom reinsten Golde und der Fußboden von Silber. An der hochgewölbten Decke strahlten blitzende Sterne aus Edelsteinen und schossen Leuchtgarben herunter, so daß alles in Glanz und Farben getaucht war. Nachdem Anton sich ein wenig gefaßt hatte, fragte er seine Begleiterin: „Wer bist du, königliches Weib?"



„Ich bin eine Tochter des Glückes, und wenn du mir ein Jahr lang treulich dienen willst, so will ich mich dir am ersten Tage des andern Jahres fürs ganze Leben zu eigen geben", erwiderte sie lächelnd.

Der Jüngling sah auf die angehäuften Schätze ringsum und bekam Lust, hier zu verweilen.

„Was muß ich denn in deinem Dienst verrichten?" fragte er die glänzende Erscheinung.

„Du mußt hier in diesem Berge ohne Rast und Ruh nach Gold graben und es aufhäufen, damit es am Ende des Jahres zu einem Thron ausreicht, auf welchem du an meiner Seite sitzen sollst. Aber Tag und Nacht mußt du schaffen und nichts darf dich an deiner Arbeit hindern; denn soll ich bei dir bleiben, so mußt du das Gold über alles lieb haben, mehr als dein Leben und deine Seele."

Anton überlegte einen Augenblick; aber da er doch ausgegangen war, das Glück zu suchen und es ihm hier angeboten wurde, sagte er kurz entschlossen: „Ja, laß mich sogleich ans Werk gehen."

Kaum hatte er seine Zusage vollendet, als ihn Dunkelheit umgab und er sich in einem niedrigen Bergwerksstollen, mit Grubenlicht und Hacke versehen, wiederfand. Ringsum schimmerte es von Goldadern in den Bergwänden.

Er begann rüstig zu arbeiten. Anfangs ging es prächtig, und er freute sich seines Glückes. Aber eines Tages geschah es, daß er einen ungewöhnlich großen Goldklumpen ans Licht förderte, der war so blank, daß er sich wie in einem Spiegel darin sehen konnte. Der Jüngling traute seinen Augen nicht, so verändert sah er aus. Die frischen roten Wangen waren bleich und abgezehrt, und der Blick seiner Augen war scheu und unstet. Lange starrte er sein verändertes Ich an, und es preßte ihm etwas die Brust zusammen; aber da hörte er plötzlich den klingenden Schritt der Tochter des Glückes, die ihn an ihre Bedingungen mahnen wollte. Es gab für ihn kein Rasten, kein Besinnen. Er hob die Hacke und schlug den Spiegel in Stücke.

Nun arbeitete er wieder mit aller Kraft und allem Eifer und scharrte und häufte unermeßliche Reichtümer zusammen. Aber am letzten Tage des Jahres legte er wieder einen Goldklumpen bloß, der so groß und spiegelblank war, daß er sich darin bis auf den Grund der Seele sehen konnte. Anfangs glaubte er, es wäre nicht seine Seele, in die er hineinblickte. Dann erschrak er, denn sie war finster und verkümmert.

„Nein, das ist nicht das Glück, welches ich suche", rief er traurig und schlug mit der Hacke gegen das tote Metall. Da brach alles um ihn her mit furchtbarem Getöse zusammen, und er selber fiel bewußtlos zu Boden.

Beim Erwachen fand er sich im Walde auf einem Baumstumpf, ihm zur Seite sein Bündlein. Er lachte vor Freude, als er den wilden Hagebuttenstrauch mit seinen roten Röslein erblickte und den würzigen Duft der Heide einatmete. Matt und elend fühlte er sich zwar; aber mit jedem Atemzug in Gottes schöner Natur kam neues Leben in ihn, und bald erhob er sich, seine Wanderung fortzusetzen.

Es wurde Abend, und er spähte nach einer Herberge aus; doch vergebens. Da saß wieder ein Mütterchen am Graben; die konnte ihm vielleicht Bescheid geben.

„Guten Abend, Mütterchen", sagte Anton, sich der Alten nähernd.

„Guten Abend, mein Sohn", erwiderte die alte bekannte Stimme, und die guten Augen seiner Hausmutter vom Bauernhof sahen ihn freundlich an.

„Seid Ihr's wirklich, Mutter?"

„Ja, und du, Anton? Bist du zurück und bringst das Glück mit?"



„Noch nicht, gute Mutter; aber ich gedenke es noch einmal zu verſuchen. Jetzt muß ich zur Herberge, um auszuruhen.

„So komm mit nach Hauſe, mein Sohn.“

Anton ſah ſich prüfend um und merkte zu ſeiner Überraſchung, daß er gar nicht

weit von der alten Heimat entfernt war. „Sollte ich denn nicht weiter weg gewesen sein?“ fragte er staunend. „Ich weiß nicht!“ erwiderte die Mutter und schritt ihm voran.

Große Freude herrschte im ganzen Hause bei Antons Rückkehr. Greta fiel ihrem Pflegebruder um den Hals, des Bauern Gesicht glänzte wie Sonnenschein, als er ihm die Hand zum Willkomm bot, und die Mutter trug das beste, was sie hatte, auf, den Gast zu pflegen.

Als er sich gestärkt hatte, begann der Hausvater:

„Nun erzähle uns von dem großen Glück, das du in der Fremde gefunden hast.“

„Es wartet noch auf mich, daß ich es aufsuche“, antwortete Anton. „Morgen mache ich mich wieder darnach auf den Weg.“

Greta traten bei diesen Worten die Thränen in die Augen, und sie sah Anton so schmerzlich an, daß ihm ganz wunderlich zu Mute wurde. Aber keiner sagte ein Wort, und nachdem Greta das Abendgebet gelesen hatte, gingen sie alle zur Ruhe.

Kaum ging die Sonne am nächsten Morgen auf, so war Anton auch schon reisefertig; aber grad als er die Schwelle überschreiten wollte, schien ihm alles ringsum, was er tausendmal mit gleichgültigen Blicken gestreift hatte, so schön, so lieb und vertraut, daß er noch ein wenig zögerte, um sich die alte Heimat recht ins Gemüt zu prägen. Und nun trat Greta herzu und streckte ihm beide Hände hin und sah ihm dabei so liebevoll in die Augen, daß er plötzlich laut ausrief:

„Greta, Greta, um *dich* will ich ein Jahr lang treulich dienen, wenn du am ersten Tage des andern Jahres mein fürs Leben werden willst!“

Ja, das wollte sie, und die Eltern waren's auch zufrieden, und so legte er denn sein Bündel ab und begab sich sogleich ans Werk. Und nie zuvor war ihm die Arbeit so von Händen gegangen, nie zuvor war er so fröhlich und guter Dinge gewesen, und es wurde von Tag zu Tag schöner.

Und als der erste Tag des andern Jahres herankam, führte Anton seine Greta im Brautschmuck zur Kirche. Auf dem Heimweg sah er ihr tief in die Augen und sagte:

„Ein Narr war ich, da ich auszog, das Glück in der Weite zu suchen und hatte es doch so nah.“

„Ja, ja, mein Anton; aber das ist einmal so im Leben“, antwortete sie ernst. „Wir müssen es erst auf vielen Umwegen und durch bittere Erfahrungen lernen, daß das Glück nicht in der Ferne, außer uns, sondern daheim und im eigenen Herzen zu finden ist.“

Helene Krüger.



Eine lehrreiche Geschichte.

Gar unternehmend ziehn sie aus
Nach einem schönen Blumenstrauß:
Der Bruder und das Schwesterlein
Nebst Mop, dem Hündchen,
hinterdrein,
Das aber von der ganzen Schar,
Wie sich's bald zeigt, der klügste war.

Ein leuchtend Blümlein
winkt vom Sumpf,
Hin waten gleich in
Schuh und Strumpf
Der Bruder und
das Schwesterlein,
Doch Mop geht nicht
mit hinterdrein.
„Denn," sagt der klüg-
lich, „solch ein Moor
Kommt mir gar nicht
behaglich vor!"





Kleid, Schuh und Strumpf vom Sumpf so schwer,
Und's Herz von Sorge noch viel mehr.

Mop, einsam und sehr ernsthaft hier,
Sagt's Ende der Geschichte dir.
Und mahnt nebst schwarzem Schuh und Strumpf:
„Ihr Kinder geht nicht in den Sumpf,
Weil es euch sonst auch wohl passiert,
Daß ihr vom Moor ins Bett spaziert!"



Daß recht er hatte offenbar,
Wie bald ward das den beiden klar!
Von frohem Auszug sprach mein Reim,
O weh, wie kläglich zieht man heim.

Finettchen.



„Finettchen, Finettchen! Nein, das heißt man doch den Spaß zu weit getrieben! So warte doch endlich, Finettchen, süßes Finettchen! Komm doch, warte doch! Ich — ich — —“ aber Fräulein Jettchen gingen die Kräfte aus. Sie mußte sich an eine Wand lehnen, um Atem zu schöpfen.

Das war in der That den Spaß etwas zu weit getrieben, wie Fräulein Jettchen richtig bemerkte. Aber Finettchen sah die Sache auch gar nicht so an; er wollte allen Ernstes durchgehen. Und er blieb seinem Vorsatz treu.

Als Fräulein Jettchen sich wieder so weit erholt hatte, um ihren Dauerlauf fortsetzen zu können, verschwand Finettchens stumpfes Schwänzchen eben auf Nimmerwiedersehen um die Straßenecke.

Geknickt und bekümmert saß seine Herrin am Abend vor ihrem einsamen Tischchen. Finettchens Teller stand zwar wie immer bereit: Wurst, Butterbrot und selbst ein Näpfchen Thee, — denn Finettchen hatte sehr vornehme Gewohnheiten angenommen — aber sein Platz blieb leer. Die Mitternacht zog schon am Himmel herauf, als Fräulein Jettchen sich endlich schweren Herzens zur Ruhe begab; so lange hatte sie noch gewartet auf die Heimkehr ihres leichtsinnigen Pfleglings. Mit verdrießlicher Miene schickte sich Lene, die alte treue Dienerin an, den Tisch wieder zu ordnen. Was z'viel is, is z'viel! und dös is z'viel!“

„Nun, nun,“ begütigte Fräulein Jettchen, „du mußt nicht gleich brummen, Lene! Ich mußte doch abwarten, ob Finettchen nicht vielleicht doch den Weg zurückfinden würde. Denke doch, wenn er dann hungrig und matt vor die Thüre gekommen wäre und hätte müssen draußen liegen bleiben?“

„Justement so!“ erwiderte Lene, welche die Eigentümlichkeit hatte, zuweilen gerade das Gegenteil von dem zu sagen, was sie eigentlich sagen wollte. „Justement so! Aber wenn ich halt das Würstel so anseh und denk an das arme Annerl da drüben im Kellerloch — das unvernünftig Vieh — ich denk halt — ich mein halt — unser Herrgott muß viel sehen, was ihm nit ansteht! — Allemal, Fräulein!“

Fräulein Jettchen verstand die Rede der guten Alten. Aber sie gab keine Antwort. „Du kannst nun zu Bett gehen,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. Lene ging und auch Fräulein Jettchen begab sich zur Ruhe, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Es war nicht die Sorge um den entlaufenen Liebling,

die sie wach hielt, sondern es waren die Gedanken, die sich untereinander verklagten und entschuldigten. Sie dachte an das kranke Kind in der elenden Kellerwohnung, von welchem Lene ihr schon öfter erzählt. Wie wohl müßte es dem armen Ding thun, wenn sie ihm auch nur einen kleinen Teil von all der Liebe, Pflege und zärtlichen Fürsorge zuwenden würde, die sie in so



überreichem Maße an die unvernünftige Kreatur verschwendete. Sie überschlug, was das anspruchsvolle Finettchen täglich verzehrte und verglich es mit dem, was dem armen Kinde zu Gebote stehen mochte, dessen blasses Gesichtchen zuweilen hinter dem kleinen Fenster im Erdgeschoß sichtbar wurde. Sie entsetzte sich über das Ergebnis. „Ich schäme mich vor mir selber,“ sagte sie. „Von nun an soll es anders werden!“ und mit diesem Vorsatz schlief sie getröstet ein. —

Vier Wochen waren verstrichen, ohne daß Finettchen wieder aufgetaucht wäre. Fräulein Jettchen seufzte zuweilen: „Armer Schelm, wo magst du stecken?“ Aber sie mußte sich selber wundern, daß sie das Tier nicht schmerzlicher vermißte. Sie hatte soviel Wichtigeres zu denken!

Nimmer hätte sie geglaubt, daß ein so kleiner Raum so viel Elend einschließen könne, wie sie es in der trübseligen Kellerwohnung im Nachbarhaus gesehen. Auf ärmlicher Bettstatt lag das kranke Kind, ein abgezehrtes Figürchen, unter Schmerzen und bitteren Entbehrungen einem sicheren Tode entgegengehend. Daneben die Mutter, eine Witwe, deren Kraft durch Sorge, Mühe und Mangel fast gebrochen war, drei kleine Kinder, verkümmert und ungesund und mit seltsam greisenhaftem Gesichtsausdruck! Fräulein Jettchen hatte in der That so viel zu reden, zu laufen, zu bitten und zu erklären, bis sie mit Hilfe ihrer Freunde und Bekannten es soweit gebracht hatte, daß die armen Leute in einer bessern Wohnung und Annchen in einem Spital untergebracht war, daß sie ihren alten Gefährten beinahe darüber vergaß.

Eines Tages aber fand sie auf ihrer Schwelle eine klägliche Gestalt. Es war Finettchen, schwach und elend, abgezehrt und jämmerlich. Schlaff hing die Haut über das dürre Knochengerüste, und an der Stelle, wo ehemals sein linkes Öhrlein lustig geflattert, starrte jetzt ein kläglich Stümpflein vom Kopfe ab.

Nur ganz langsam und allmählich erholte er sich wieder. „Aber sieh doch, wie anspruchslos er geworden ist, der arme Schelm!“ sagte Fräulein Jettchen, wenn Finettchen mit dankbarer Freude eine einfache Milchsuppe verzehrte, anstatt ihr wie sonst mit stolzer Verachtung den Rücken zu kehren.

„Justement so,“ sagte Lene und schmunzelte vergnüglich. „Es ist kein Schaden so groß, es ist ein kleiner Nutzen dabei! — allemal Fräulein!“ Und leise für sich murmelte sie: „'s Viehchel hat auch was g'lernt!“

Ja, sie hatten beide etwas gelernt, Fräulein Jettchen und Finettchen, und bei beiden hielt die gute Wirkung an. Fräulein Jettchen dachte oft an jene Nacht, welche auf Finettchens Flucht gefolgt war. Und Finettchen?

Niemand hat erfahren, was mit ihm vorgegangen in den vier Wochen, welche zwischen seiner Flucht und Heimkehr lagen. Er hat mit keiner Seele darüber gesprochen. Aber vor drei Dingen hat er von jener Zeit an einen auffallenden, fast unnatürlichen Abscheu und Schrecken an den Tag gelegt: Vor Bulldoggen, Ofenlöchern und spanischen Röhrchen! Wenn er eins von diesen dreien erblickt, dann zieht er mit ängstlicher Scheu das Schwänzchen ein; wehmütiglich zuckt das verstümmelte Öhrlein, und ihm wird gar absonderlich zu Mute. Dann erscheint vor seinen Augen eine jämmerliche Gestalt, die im dunkeln Loche kauert und sich die Thränen aus den Augen wischt. — Wer aber die jämmerliche Gestalt ist, das sagte er keinem Menschen. —

Cornelie Lechler.

Aus Großmütterchens Jugendzeit.



Vor langer Zeit saß in der kleinen Bergstadt Lenzlingen auf der Thürschwelle eines ärmlichen Häuschens, das dicht am Flusse lag, ein kleines Mädchen und spielte mit seiner Puppe. Seine Puppe! Darunter dürft ihr euch nun freilich nicht solch zartes Wachsgebild mit goldnen Locken, Schlafaugen und offnem Mündchen mit kleinen Perlenzähnen vorstellen, wie ihr es wohl besitzt, und wie man sie hinter den Schaufenstern der Spielwaarenmagazine bewundern kann; nein, Wachspuppen kannte man damals noch nicht; noch nicht einmal die glänzenden Porzellanköpfe, und nur reiche Leute konnten ihre Kinder mit einer Puppe beschenken, deren Kopf aus Pappmasse hergestellt und mit Farbe und Lack überstrichen war.

Das Püppchen unsrer kleinen Dora war nur von geschickten Händen aus alten Flicken selbst genäht und trug auf seinem ungefügen Körper einen grob geschnitzten Holzkopf mit bunten Farben bemalt, die aber zum Teil schon abgesprungen und zum Teil mit einer Schmutzschicht überzogen waren. Und doch hätte Dora euer modernes Püppchen nicht liebevoller ans Herz drücken können als ihre schmutzige Holzlina. Sie wickelte sie sorgsam in ein altes Tuch, ließ sie von ihrer Semmel kosten und sang sie dann mit einem Wiegenlied zur Ruhe. — Dorchen wohnte mit ihrer Großmutter in dem kleinen Hause; ihre Eltern waren schon lange tot. Die Alte besorgte Botengänge für die Honoratioren Lenzlingens, zwei- bis dreimal wöchentlich legte sie den Weg von Lenzlingen nach Hessenstein und von Hessenstein nach Lenzlingen zurück, und ihr bescheidener Verdienst reichte mit den Einkünften eines kleinen Gartens und eines Stückchen Ackers vollauf hin, sich und ihr Enkelkind einfach, aber ehrlich durchzubringen.

Als Dora so mit ihrem Püppchen an der Thüre saß, kam ein andres kleines Mädchen die Gasse entlang. Es trug auch ein Püppchen auf dem Arm; aber beide waren von der kleinen Dora und ihrem Liebling sehr verschieden. Klärchen von Reißling war das Enkeltöchterchen des Landrats und mit ihrer Mama aus der Residenz des

Königs zu den Großeltern gekommen, um die schönen Sommermonate hier in den Bergen zu verleben. Sie trug ein weißes Kleid mit blauen Achselschleifen und ihre Puppe mit den steifen schwarzen Schmachtlocken von ächtem Haar sogar ein rosa seidenes.

Das kleine Mädchen sehnte sich nach einer Spielgefährtin, es war aus dem großelterlichen Garten gelaufen, hatte die Straßen durchkreuzt und freute sich nun, hier eine gleichalterige Kameradin zu finden. Einen Augenblick blieb Klara stehen; es war so schwer, das erste Wort zu finden. Dann aber trat sie dicht vor Dora hin und sagte: „Zeig' mal deine Puppe." Es war nicht viel an derselben zu sehen, und sie fuhr fort: „Schön ist sie gerade nicht."

Dorchen wickelte ihr Kind in ihre Schürze und sagte kein Wort. Jetzt that's dem lieben Klärchen leid, der armen Kleinen weh gethan zu haben, und sie sagte freundlich: „Aber spielen läßt sich damit auch."

„Ja, spielen läßt sich damit auch," wiederholte Dora, die froh war, daß man ihrem Püppchen doch etwas Gutes ließ.

„Komm mit mir," sagte Klara; wir wollen zusammen in Großmamas Garten spielen; ich bin die gnädige Frau und du bist mein Kindermädchen, willst du?"

Dora nickte und Klärchen fuhr fort: „Wir schlüpfen durch die Hecke, damit Großmama nichts merkt; komm schnell!"

Dora war schon aufgestanden, jetzt setzte sie sich wieder.

„Durch die Hecke krieche ich nicht," sagte sie entschlossen; „wenn du mich nicht durchs Thor bringen darfst, dann bleib' ich lieber hier."

„Na, dann bleibe ich bei dir, komm, wir wollen uns ein bißchen erzählen."

Sie setzte sich neben Dora auf die Thürschwelle, und bald war die Unterhaltung im schönsten Fluß. Klara fragte und Dora gab Antwort; es war wirklich sehr hübsch. Dann führte Dora ihren kleinen Gast im Hause umher, durch das enge Stübchen in die Schlafkammer, von der Kammer in die blank gescheuerte Küche. Zuletzt statteten sie dem Ziegenstall ihren Besuch ab, und Klara war entzückt von den kleinen gefleckten Lämmern, die immer stoßen wollten und doch noch gar keine Hörner hatten.

Endlich kam Klara zu dem Schluß, daß Dora ein ganz nettes Ding sei; sie solle morgen kommen und sie besuchen, richtig durch das Thor, nicht durch die Hecke; Großmama würde es schon erlauben; sie wolle nur nicht, daß schmutzige Gassenkinder in ihren schönen Garten kämen, aber Dorchen sei kein Gassenkind. Die Großmama thue ihr ja auch alles zu Gefallen. Und jetzt solle Dorchen sie begleiten, damit sie morgen den Weg nicht verfehle.

Dora war damit einverstanden. Das Häuschen wurde verschlossen, der Schlüssel bei der Nachbarin abgegeben, und die Kinder hüpften fröhlich die Straße entlang. Jetzt standen sie an der großen Brücke, und drüben bog die Landstraße nach Hessenstein ab. „Diesen Weg ist meine liebe Großmutter gegangen," rief Dora, und bald kommt sie zurück und kocht uns gute Suppe. Und dann kramt sie ihre Kiepe leer und vielleicht — vielleicht ist auch für mich etwas drin!"

Sie machte einen Luftsprung, und vor Klärchens Augen stand das Bild der be-


E. NISTER
ANNA
WAHL

packten Alten so verführerisch, daß sie sagte: „Du, könnten wir ihr nicht ein Stückchen entgegengehen?"

„Aber gewiß können wir das! Wenn du nur willst; ich thue es ja so oft. — Aber deine Puppe! es wäre besser, du ließest sie hier; auf dem Wege findet man Blumen und hübsche Kiesel, da ist es gut, wenn man die Arme frei hat."

Nun liefen sie noch einmal zurück, betteten die Puppe sorglich neben Dorchens Lina, brachten den Schlüssel wieder an seinen Ort und machten sich dann, die freien Ärmchen lustig schlenkernd, auf den Weg.

Sie waren noch klein und unverständig und dachten nicht daran, etwas Unrechtes zu thun. Dora lief ihrer Großmutter ja oft entgegen, und Klaras Mama würde ihrem Töchterchen gewiß auch den Gang auf der Landstraße erlaubt haben, wenn sie darum gefragt worden wäre. Aber sie war ja nicht da, daß man sie hätte fragen können. —

Die Kinder gingen Hand in Hand den Fluß entlang, pflückten hie und da ein Blümchen und freuten sich über die Vöglein, die in den Zweigen jubilierten oder zierlich nickend und mit dem Schwänzchen wippend vor ihnen herspazierten und schnell aufflogen, wenn sie nahe herankamen. Die Wellen glänzten im Sonnenschein, aber es war gar nicht übermäßig heiß, und unsre Kleinen fühlten sich unbeschreiblich wohl. Es begegneten ihnen nur wenig Leute; ab und zu eine Kiepenträgerin, in der sie jedesmal die Großmutter vermuteten, aber sich jedesmal irrten, ein Bauer mit seinem Gespann, ein reisender Handwerksbursche, das war alles. Langweilig war es ihnen aber hier auf der Landstraße durchaus nicht; sie plauderten so vergnüglich miteinander und schritten so tapfer aus, daß sie vorwärts kamen, sie wußten selbst nicht wie.

Klärchen hatte eine Menge Fragen bereit: ob Dora schon einmal mit der Post gefahren, ob sie schon einmal in Hessenstein gewesen sei? Ob sie auch ein weißes Kleid besitze, und ob sie schon in einer Kutsche gesessen habe?

Dorchen hatte freilich für alles nur ein schüchternes „Nein!" und Klärchen konnte mit ihrer Weisheit und Erfahrung gehörig glänzen. Sie hatte sechs weiße Kleider, eins immer schöner als das andre, die Großeltern hatten eigenes Fuhrwerk, das sie mit Mama fast täglich benutzte; in der Postkutsche war sie schon sehr oft gefahren und Hessenstein, die schöne, große Stadt, kannte sie ganz genau. Da wohnte ja Onkel Konrad, den sie im vorigen Herbst mit den Eltern besucht hatte. Ja, der Onkel wohnte gerade dem Palast des Kurfürsten gegenüber, nur der große, freie, am Rande mit Linden bestandene Platz lag dazwischen. Klärchen hatte den hohen Herrn oft vorüberfahren sehen in dem mit herrlichen Isabellen bespannten Wagen. Kutscher und Lakai steckten in goldbetreßten Livreen und trugen einen Hut mit wehendem Federbusch, es war gar zu prächtig!

„Ist der Kurfürst der König?" fragte Dora.

Klärchen lachte laut auf. „Bist du dumm!" sagte sie. „Wir zu Hause haben einen König. Lenzlingen gehört ihm und viele andere Städte und Örter. Er wohnt in einem prächtigen Schloß; Papa hat es mir gezeigt; aber ein Kurfürst, Dorchen, ist doch etwas ganz anderes!"

„Was ist denn der Kurfürst?"

„Der Kurfürst?" Einen Augenblick mußte sich das gescheite Klärchen doch auch erst besinnen, aber dann kam ihr ein kluger Einfall. „Der Kurfürst ist eben ein Kurfürst und der König ein König," sagte sie, und damit mußte sich Dorchen zufrieden geben.

Die Kinder durchschritten ein Dorf. Am Eingang an der Seitenwand des ersten Hauses versuchten sie den Namen desselben zu entziffern, aber es war ganz unmöglich; sie kannten ja noch keine lateinischen Buchstaben; über das kleine deutsche Alphabet waren sie in ihrer kurzen Schulzeit noch nicht hinausgekommen. —

Dorchen wunderte sich, daß die Großmutter noch immer nicht kam; so weit war sie ihr noch nie entgegengelaufen. Aber doch schritt sie mit ihrer Gefährtin frohgemut weiter. Wieder gingen sie auf der Landstraße, die jetzt auf beiden Seiten mit Hecken umsäumt war, hinter denen die Gärtchen der Dorfbewohner lagen. Der Fluß machte einen weiten Bogen, er lag ganz außerhalb des Gesichtskreises der Kinder.

Jetzt endlich, meinte Dora, sei es doch besser, wieder umzukehren. Vielleicht habe die Großmutter in Hessenstein Fahrgelegenheit gefunden, wie das ja schon ab und zu vorgekommen sei und komme nun erst abends spät. Klärchen war damit einverstanden, nur wollte sie sich gern erst ein Weilchen niedersetzen, um frische Kraft zu sammeln für den Rückweg.

So ließen sie sich an der Böschung nieder, und Dorchen fand in ihrer Tasche noch ein paar Restbrocken ihrer Semmel und sogar eine Schnitte groben trockenen Schwarzbrotes, das sie schwesterlich mit Klärchen teilte. Es war ganz ausgedörrt, aber es mundete doch vorzüglich; die Kleinen waren hungrig, und sie hatten ja auch glücklicherweise noch gesunde, feste Zähnchen.

Nachdem sie sich gestärkt, standen sie auf; aber o weh! jetzt wußten die kleinen dummen Kinder nicht einmal mehr, von welcher Seite sie gekommen waren. Klara entschied zwar schnell:

„Nach rechts, Dora; siehst du, da sind die Hecken, und da ist das Dorf."

Aber als Dorchen, um sich zu vergewissern, erst noch einmal nach links schaute, sah sie dieselben Hecken und ein Dorf, das mit seinem schiefergedeckten Kirchturm genau so aussah wie das zur Rechten. Sie hätte nicht angeben können, wo hinaus der rechte Weg führe; aber sie folgte vertrauensvoll ihrer Gefährtin; Klärchen war ja viel gescheiter als sie; sie war schon so viel in der Welt umhergereist; da würde sie auch jetzt gewiß im Rechte sein. — —

Es dämmerte bereits, als eine alte Frau, die Kiepe auf dem Rücken und einen schweren Handkorb am Arm über die Brücke dem Städtchen Lenzlingen zuschritt. Gott sei Dank, daß sie nun bald zu Hause war! Da schimmerte schon das rote Dach ihres Häuschens. Ob Dorchen wohl auf der Thürschwelle saß? Gewiß hatte sie schon lange auf die Großmutter gewartet. Ei, bis zur Brücke hätte ihr das Mädel auch entgegenspringen können, um ihr den Korb nach Hause zu tragen. Ja, daran, daß es der alten Großmutter auch manchmal sauer wird, denkt solch kleines Wesen nicht, das ist so Kinder Art. Freilich, wenn Dorchen wüßte, was auf dem Grund des Korbes für sie verborgen

lag, dann würde sie sich gewiß sputen. Großmütterchen lächelte in sich hinein. Nein, vor dem Hause saß ihr Dorchen nicht, und die Thür war verschlossen.

Die Alte setzte ihre Kiepe ab und lief ins Nachbarhaus, sich den Schlüssel zu holen; dort hoffte sie auch Dorchen anzutreffen. Aber auch hier war das Kind nicht, und die Nachbarin konnte ihr keine andere Auskunft geben, als daß Dorchen am Nachmittag mit Landrats Klärchen davongesprungen sei.

Großmütterchen war nicht ängstlich. Sie dankte der Nachbarin und schloß ihr Häuschen auf. Ihre Kiepe stellte sie auf den Flur und eilte in die Küche, um Feuer anzumachen. Dorchen hatte sich ein bißchen verspätet, über Schwatzen und Spielen die Zeit vergessen; bis sie die Abendsuppe bereitet hatte, würde sich das Kind schon einfinden. Sie ging in den Stall und melkte die Ziege; das sollte eine gute Milchsuppe werden! Wenn Dorchen dazu die Rosinenbretzel verzehrte, die sie ihr von Hessenstein mitgebracht, konnte sie mit ihrem Abendbrot zufrieden sein. Jetzt erst betrat die Alte die Stube. Da stand auf dem breiten Fenstersims der alte Holzkasten, der Dorchens' Puppe als Bett diente, die Puppe lag darin, und neben ihr noch eine andre, gar feine. Ei ja, das mochte das Püppchen von Landrats kleiner Enkelin sein; Dorchen war mit dem Kinde gelaufen und würde schon bald angetrappelt kommen. Großmütterchen öffnete das Fenster und spähte die Straße entlang. Dann ordnete sie all' ihre Päckchen und Pakete, um sie morgen früh gleich abliefern zu können; die Rosinenbretzel legte sie auf das Fenstersims, damit sie Dorchen beim Eintreten gleich erblicke; o, die würde Augen machen! Wo sie nur blieb? Es war doch jetzt wirklich Zeit, heimzukehren. Die Suppe war längst fertig; Großmutter hatte schon ein paar Löffel davon gekostet. Sie brannte die kleine Lampe an, aber sie fand trotz ihrer Müdigkeit keine Ruhe auf dem Stuhle. Wieder lehnte sie sich ans Fenster; aber in der abgelegenen Gasse wurde kein anderer Ton laut als das Rauschen der Wellen. — Beim Lampenlicht betrachtete sie sich die feine Puppe ganz genau; es war doch wohl am besten, wenn sie dieselbe zu Landrats hinbrachte und sich ihr kleines Mädchen heimholte, das so ganz und gar die Zeit vergaß. Müde genug war sie freilich; sie hatte diesmal in Hessenstein besonders viel zu thun gehabt, sich verspätet und dann den Richtweg über die Berge eingeschlagen, der sie zwar schneller zum Ziele brachte, aber dafür um so anstrengender war. Sie hing sich ein Tuch um, packte die Puppe in ihre Schürze und machte sich auf den Weg. Vor der Brücke bog die Straße zu des Landrats Villa ab, die vor dem Thore inmitten schöner Gärten lag. Die Gartenthür, sonst stets verschlossen, stand offen; ebenso das Haus, so daß die Alte ungehindert eintreten konnte. Was ging hier vor? Durch die angelehnte Zimmerthür klang es wie Schluchzen, und jetzt stürzte ein Mädchen, von draußen kommend, an ihr vorüber in das Zimmer hinein und rief: „Sie ist nirgends zu finden, in der ganzen Stadt nicht."

Mit bangem Herzen klopfte die Alte an und die Magd öffnete ihr. Die Puppe in ihrem Arm gewahrend, rief sie aus:

„Ihr bringt die Puppe, dann wißt ihr auch wohl, wo das Kind ist?"

„O, was wißt ihr von meinem Kinde?" wiederholte eine schluchzende Stimme,

und zwei Frauen, Großmutter und Mutter des vermißten Kindes, traten auf den Flur und holten die Alte ins Zimmer.

Ja, die wußte nun auch, daß sie hier ihren Liebling nicht finden würde, und Trost bringen konnte sie den armen Reichen ja auch nicht, dazu war das Herz ihr selbst zu schwer. — Sie erfuhr, daß man die Kinder seit dem Nachmittag vermißte; daß man in der Stadt und der Umgebung Boten umhergeschickt habe, die aber ohne jede Kunde zurückgekommen seien. Das einzige, was man in Erfahrung gebracht hatte, war, daß eine Frau am Spätnachmittag die Kinder den Weg nach Hessenstein hatte einschlagen sehen.



Also hatten sie ihr entgegenlaufen wollen! Aber das war ja unmöglich! Sie hätte ihnen begegnen müssen, denn zur letzten Strecke Weges hatte sie wie immer die Landstraße benutzt; und weiter als zum nächsten Dorf konnten die Kinder ja auf keinen Fall gegangen sein.

Mit schwerem Herzen ging die Alte wieder heim; sie wollte die Unruhe in dem großen Hause nicht vermehren helfen. Wo waren die Kinder hingeraten? War ihnen etwas zugestoßen? Diese Fragen bewegten ihr Herz. Der Fluß rauschte zu ihren Füßen. Er sah so schwarz, so drohend aus. Wär's möglich? Was für ein entsetzlicher Gedanke packte sie! Ach nein, es war nicht möglich, ganz gewiß nicht! Ihr Dorchen, ihr kleiner Liebling, sollte den Tod in den Wellen gefunden haben? Im lustigen Spiel vielleicht durch einen einzigen unbedachten Schritt! Ein Seufzer drang aus ihrem Herzen zum Himmel empor: „Du Herr Gott über Leben und Tod, beschütze mir mein armes kleines Kind!" und als ob sie sich ihrer Selbstsucht schäme, fügte sie schnell hinzu: „Das andre auch; ja, ja, auch das andre!"

Und dann saß sie wieder allein in ihrem Stübchen und horchte auf jedes Geräusch, auf jedes. Wenn eine Katze über den Weg huschte, wenn der Wind an die Scheiben fuhr, wenn ein Fisch im Wasser emporschnellte oder das alte Holzgerät im Stübchen knackte, immer glaubte sie, den leichten, schnellen Tritt des Kindes zu vernehmen. Sie hielt den Atem an, um aufmerksamer zu lauschen; aber jedesmal war es ein Irrtum, jedesmal. —

Unterdes setzten die Kinder ihre Wanderung neugestärkt fort. So frisch wie am Anfang waren sie allerdings nicht mehr; der Weg dehnte sich auch gar so lang. Sie trabten doch noch ganz tapfer, aber das vor ihnen liegende Dorf schien immer in gleicher Entfernung zu bleiben. Vorher war ihnen der Weg gar nicht so weit vorgekommen. Endlich aber waren die Häuser doch erreicht und da blitzte in der Ferne, dem Lauf der Landstraße folgend, ja auch wieder der Fluß! O, nun war alles gut; nun konnte Lenzlingen ja auch nicht mehr fern sein!

Freilich hätte den Beiden, wenn sie nur ein wenig auf den Weg geachtet hätten, auffallen müssen, daß die Straße jetzt dicht am Dorfe vorüber, nicht, wie vorher, mitten durch führte, und daß der Fluß, den sie zur Linken hätten haben müssen, immer noch zu ihrer Rechten floß; aber auf das alles hatten sie nicht acht. Sie freuten sich der schillernden Wellen, des lachenden Sonnenscheins, der schmetternden Vöglein; sie plauderten miteinander und liefen ohne weiteres Nachdenken immer gerade aus.

Nach und nach aber verstummte ihr munteres Gespräch. Die Beinchen wurden auch wirklich gar zu müde, und noch immer kamen die rotgiebeligen Dächer Lenzlingens nicht in Sicht. Als sie nun gar die Sonne im purpurnen Abendgold hinter den Bergen verschwinden sahen, wurde ihnen sehr bang ums Herz. Sollten sie sich verirrt haben? Aber das war ja nicht möglich; sie hatten die breite Landstraße ja gar nicht verlassen. Es war so sonderbar, daß der Weg kein Ende nahm.

Klärchen dachte an ihre Mama, an die lieben Großeltern; wie würde man jetzt nach ihr rufen und suchen; ach, wenn ihr doch jemand entgegenkäme! Sie konnte nichts dafür; aber Thränen stiegen in ihre Augen.

Auch Dorchen fühlte sich bedrückt. Mit Sonnenuntergang war die Großmutter doch sonst immer zu Hause! Wie ging es nur zu, daß sie einander nicht getroffen hatten; daß die Großmutter, die doch rüstiger ausschritt als die Kinder, sie nicht überholte? Aber doch fühlte sie trotz ihres Kummers die Verpflichtung, ihre Gefährtin zu trösten, die weit mehr von der Müdigkeit litt als sie selbst.

„Sei still, Klärchen, nun kann es ja nicht mehr weit sein," sagte sie.

„Ach Dorchen, wären wir doch zu Hause geblieben! Mama und Großmama werden mich suchen, und ich bin so müde!"

„Willst du dich setzen?"

„Ach, es wird schon so dunkel und mich hungert auch so."

Dorchen durchsuchte ihre Taschen, aber sie fand kein Krümchen mehr, und mutlos schritten beide weiter. Schon flammte in den Dörfern, die im Wiesengrund ringsum verstreut lagen, hie und da in weiter Ferne ein Licht auf. Die Landstraße selbst wurde

immer dunkler; fortwährend stießen die Füßchen an spitze Steine, und die armen Kleinen kamen sich so verlassen vor. Sie hörten den Fluß zur Seite rauschen, aber er glich nicht mehr dem schillernden Bande wie am Tage; nein, die hereinbrechende Nacht ließ ihn schaurig, gespensterhaft erscheinen. Und immer noch kein Zeichen, kein Anhaltspunkt, daß der Weg bald zu Ende sei.

„Ach Dorchen, Dorchen," jammerte Klärchen, „wenn wir die Nacht hier auf der Landstraße bleiben müßten!"

Dorchen wußte keinen Rat. Sie schaute sich nach allen Seiten um, ohne Trost zu erspähen, und dann blickte sie zum Himmel empor. Auch der wölbte sich dunkel und geheimnisvoll hoch über ihren Häuptern. Aber da blitzte plötzlich ein Stern auf; nur ein einziger, und er leuchtete so hell, so freundlich, so trostverheißend, daß sich neuer Mut in die geängstete Kinderseele ergoß.

„Wir wollen beten, Klärchen!" flüsterte sie. Und dann knieten beide am Saum des Weges nieder und sprachen ihr gewohntes Kindergebet. Es paßte gerade nicht besonders, aber das schadete nichts; der liebe Gott hatte sie doch verstanden.

Wieder schritten sie mit ihren müden Beinchen eine Strecke vorwärts, da rief Dorchen plötzlich:

„O, jetzt sieht man Lichter, eine ganze Menge; und ganz nahe sind sie; das ist eine Stadt; das ist Lenzlingen!"

Wirklich, vor ihnen lag ein ordentliches Meer von Lichtern. Sie hatten nur noch wenige Minuten zu gehen, die Steigung des Weges hatte sie ihnen bisher verborgen. Die Freude, endlich das Ziel vor Augen zu sehen, gab ihnen neue Kraft. Jetzt tauchten schon hie und da vereinzelte Häuser auf. Daß sie ganz anders standen und viel, viel größer waren als die Häuser Lenzlingens, bemerkten die Kinder nicht; wie sollten sie es auch in der Dunkelheit. — Der Weg führte sie durch eine enge, unbekannte Gasse, und jetzt standen sie an einer breiten, hellerleuchteten Brücke. — Aber das war die Lenzlinger Brücke nicht; die war viel schmäler und, zu ihrer Beleuchtung diente nur an jedem Ende ein trübes Öllämpchen. Sie waren nicht in Lenzlingen, das wurde ihnen jetzt klar; wo aber waren sie denn? Nun war es aber auch mit ihrer Kraft zu Ende; sie kauerten sich dicht an einander auf den Boden und ließen ihren Thränen freien Lauf.

Es war ein Glück für die Kinder, daß die große Brücke auch am Abend noch sehr belebt war; es dauerte nicht lange, so waren sie von einem ganzen Schwarm gaffender Menschen umringt. Ein Polizeidiener kam auch bald hinzu und redete sie an:

„Was macht ihr hier, ihr Kinder? Steht auf und geht zu eurer Mutter."

Die Kleinen rührten sich nicht; nur ihr Schlucken und Schluchzen wurde hörbar.

„Wo wollt ihr denn hin?" fragte der Mann nun.

„Nach Hause", schluchzte Dorchen.

„Und wo kommt ihr her?"

„Von Hause."

„Wo ist denn euer Zuhause?"

„In Lenzlingen."

„In Lenzlingen!“ wiederholte der Beamte, „das ist ja nicht möglich! — Wie seid ihr denn hierhergekommen?“

„Immer die Landstraße entlang“, berichtete Dorchen. „Wir wollten Großmutter entgegengehen, und als wir müde wurden, setzten wir uns an den Wegrand. Als Großmutter nicht kam, gingen wir zurück; wir gingen immerzu und nun“ . . . . . Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ihr armen, kleinen Dinger“, sagte der Polizeimann mitleidig, „da habt ihr etwas Schönes angerichtet; ihr habt euch nicht umgedreht, sondern seid immer weiter gelaufen. Und jetzt seid ihr in Hessenstein!“

In Hessenstein! Das war ein Schrecken! Meilenweit von der Heimat entfernt, was sollten sie nun anfangen? Sie dachten an die Angst ihrer Angehörigen, an die kommende Nacht und fingen noch bitterlicher zu weinen an.

„Was mach' ich nun mit euch?“ sagte der Mann, „ich muß euch auf die Polizei bringen.“

„O, nicht auf die Polizei“, jammerten die Kinder; „da sind wir ja gefangen, und wir haben doch nichts Böses gethan.“

„Nun, nun, so schlimm ist es nicht; im Wachtzimmer bekommt ihr zu essen und zu trinken, und dann müssen wir sehen, was weiter wird.“

Der Polizeidiener nahm an jede Hand eins der Kinder und führte sie die bergige Straße hinan; aber er mußte sie ordentlich hinter sich herziehen, so hingen sie sich an ihn.

„Ihr seid wohl sehr müde, ihr kleinen Mäuse?“ fragte er.

Die Kinder schluchzten nur.

Da nahm er Dorchen auf seinen Arm, winkte einen Burschen herbei, der es mit Klärchen ebenso machte, und nun ging es schneller vorwärts. — Der gute Mann überlegte, ob er die Kinder nicht mit in sein Haus nehmen sollte. Wäre Dorchen allein gewesen, er hätte es gewiß gethan; sie hätte ganz gut mit seiner kleinen Tochter zusammen im Bettchen schlafen können. Aber für drei ließ sich nicht gut Platz schaffen; auch schien die andere Kleine ihrem Aussehen nach es besser gewohnt zu sein, als er es ihr hätte bieten können.

Bald war das Polizeigebäude erreicht; in der Wachstube konnten sich die Kinder ausruhen, und der freundliche Mann ließ durch den mitgekommenen Burschen schleunigst Semmel und Milch für sie besorgen. Ja, da saßen sie nun und aßen und tranken und vergaßen für den Augenblick wenigstens ihre traurige Lage.

Ein höherer Beamter, dem von den Kindern berichtet worden war, trat jetzt ins Zimmer. Er setzte sich zu ihnen, strich ihnen über das wirre Haar und schaute ein Weilchen zu, wie es ihnen schmeckte. Als sie endlich satt waren, mußten sie ihm Bericht erstatten, wie sie hießen, wem sie angehörten und wie sich die Sache zugetragen. Nachdem er alles genau erfahren, fragte er:

„Habt ihr denn gar keine Verwandte oder Bekannte hier in der Stadt?“

Dorchen wußte niemanden; Großmutter hatte ja Bekannte die Hülle und Fülle

in Hessenstein; aber das konnte dem armen Kind nichts nützen; Dorchen selbst kannte keine Seele.

Aber Klärchen rief mit einem Mal ganz fröhlich aus: „Meinen Onkel, meinen Onkel!“

„Nun sieh, das ist ja prächtig“, sagte der Beamte, ordentlich erleichtert aufatmend, „und wie heißt denn der Onkel?“

„Onkel Konrad!“

Ja, damit war nun wirklich nicht viel anzufangen, und auf den Zunamen konnte sich Klärchen gar nicht besinnen. Sie hatte ihn ganz genau gewußt, ei freilich, und nun war er wie weggeblasen. Es war ein seltsamer Name, der so fremd klang; nicht



der ihre und nicht der der Großeltern. Onkel Konrad war der Mann von Mamas Schwester, das wußte sie ganz genau.

„Aber ich weiß, wo er wohnt“, rief sie nun eifrig. „Bringt mich nur hin zu dem großen Platz, auf dem die schönen, schattigen Bäume stehen. Da liegt an der einen Seite das Kurfürstenschloß und an der andern das große Haus, in dem Onkel wohnt. Und ein Baron ist mein Onkel; wirklich, das weiß ich auch.“

Nach diesen Angaben mußte Klärchens Onkel Baron Oringar sein, und als man dem Kinde diesen Namen nannte, klatschte es in die Hände und rief: „Ja, ja, Oringar! Wie konnte ich es nur vergessen. O, nun wird alles gut, komm’, Dorchen, wir wollen hingehen.“

Dorchen wäre nun freilich viel lieber hier in der Wachtstube geblieben; sie schämte sich vor Klärchens vornehmen Verwandten und wäre es gern zufrieden gewesen, wenn sie sich hier auf der Ofenbank hätte ausstrecken und ihre müden Augen hätte schließen

dürfen. Aber Klärchen faßte ihre Hand so fest und fand es so selbstverständlich, daß sie mitging, daß sie ihre Wünsche für sich behielt. Es war ja auch wohl am besten, wenn sie ihre abenteuerliche Reise, die sie miteinander begonnen, auch gemeinschaftlich fortsetzten.

So zogen sie nun unter Führung des Beamten, der sie auf die Polizei gebracht hatte, wieder durch die Straßen, und es dauerte nicht lange, da lag der weite Platz schon vor ihnen. Klärchen konnte jetzt nicht schnell genug vorwärts kommen; ihre Müdigkeit schien wie weggeflogen.

„Dort ist das Haus, dort an der Ecke", rief sie jubelnd, „und da im ersten Stock, wo die vielen Lichter brennen, ist Onkel Konrads Wohnung!"

Jetzt war die Hausthüre erreicht, und schnell stürmte Klärchen den beiden andern voran die Treppe hinauf. —

Bei Baron Oringar war heute große Abendgesellschaft. Die glänzenden Räume waren hell erleuchtet; geputzte Damen und befrackte Herren wogten auf und ab; es wurde musiziert und gesungen. Plötzlich gab es eine kleine Störung. Der Hausherr wurde abgerufen. Ein Polizeibeamter habe nach ihm gefragt, meldete der Diener. Was mochte da nur besprochen werden? Die Unterredung dauerte so lange.

Endlich trat der Baron wieder in den Saal; auf jedem Arm trug er ein kleines, bestaubtes, verweintes Mädchen, die beide blinzelnd ihre müden Augen vor dem Lichterglanz verschlossen und verschämt die Köpfchen abwendeten, um all den fragenden Blicken ringsum zu entgehen.

„Ja, da bring' ich sie, unsere letzten Gäste", rief Baron Oringar. „Marie, was sagst du dazu?" wandte er sich an seine Frau, die sofort in dem einen Kinde ihre eigene kleine Nichte erkannte und diese jetzt aus seinem Arme nahm.

„Wie geht das zu?" fragte sie bestürzt.

„Ja, ich wußte auch nicht, was ich sagen sollte: aber es ist am besten, wir fassen die Geschichte von der heiteren Seite auf. Denke doch, die Kleinen sind hierhergelaufen. Wie werden sich aber die Eltern ängstigen! Sehen Sie sich die Kinder an, meine Damen und Herren. Sind es nicht ein Paar tapfere kleine Kerle? Ist schon unser Schrecken nicht gering, — so ist er jedoch nichts gegen die Angst und Sorge, die jetzt um dieser Kleinen willen in Lenzlingen herrscht. Deshalb ist es, meine ich, am besten, wir bestellen sofort Schnellpost, und Anton, der zuverlässige Bursche, bringt die Kinder noch in dieser Nacht nach Hause.

Da trat ein alter Herr mit weißem Haar und einer Brille auf der Nase vor und sagte: „Mein lieber Herr Baron, Sie haben ganz recht, die Kinder so schnell wie möglich wieder nach Hause zu schaffen; aber weshalb sie mit dem Diener schicken? Bringen Sie die Kleinen selbst nach Lenzlingen. Unter Ihrer Obhut sind sie doch am besten aufgehoben; und ich sehe es Ihnen an, daß auch Sie es so für richtig halten. Ich glaube im Namen all Ihrer Gäste zu sprechen, wenn ich sage: Wir geben Ihnen gern zu dieser Fahrt Urlaub, es ist ohnehin für uns bald Zeit, nach Hause zu gehen. Aber ein


ANNA WAHL

Weilchen unterhalten wir uns noch mit Ihrer Frau Gemahlin; an Stoff wird es uns ja jetzt nicht fehlen."

„Bravo, bravo!" riefen die Anwesenden, und der Hausherr erwiderte: „Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren. Ich mache gern von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch und hoffe, Sie alle ein anderes Mal umso länger bei uns zu sehen."

Dann kleidete er sich für die nächtliche Fahrt um, und der Diener eilte, die Post zu bestellen. Währenddes bildeten die Kinder den Mittelpunkt der Gesellschaft, und das arme kleine Dorchen in seinem Alltagsröckchen wurde ganz ebenso freundlich behandelt wie Klärchen. Auch hier mußten sie ihre Geschichte erzählen; sie wurden mit Süßigkeiten gefüttert, und es that ihnen selbst ordentlich leid, in der Wachtstube schon so tüchtig geschmaust zu haben. Sie bekamen nun aber zwei große Düten voll zum Mitnehmen.

Da blies schon der Postillon vor der Thüre. Man wickelte die Kinder in warme Tücher, bettete sie auf den Sitzen so behaglich als möglich, und die ganze Gesellschaft winkte ihnen Lebewohl zu. Und dann ging es im Saus in die Nacht hinein. Dorchen fuhr zum ersten Mal in ihrem Leben in der Postkutsche. Das war doch wenigstens ein schönes Ende! Aber lange konnte sie sich dieses seltenen Vergnügens nicht freuen. Wohlthätiger Schlaf breitete sich über die Kinder, während die Pferde dahinstürmten, sodaß die Funken stoben.

Großmütterchen saß noch immer und wachte und wartete. Die kleine Lampe war ganz niedergebrannt, dunkle, friedvolle Nacht lag über dem Städtchen, und das Herz der Alten klopfte immer noch so bang. Mitternacht war vorüber und ihr Liebling noch nicht heimgekehrt. O, über das einsame, thatenlose Warten im stillen Stübchen, wo die alte Wanduhr ihre Sekunden so ruhig weitertickte, als wäre alles wie vordem.

Was aber klang da durch die Stille der Nacht? Der klagende Ton eines Posthorns war's, dem bald Pferdegetrappel und Räderrollen folgte. Jetzt dröhnten die Pferdehufe über der Brücke, dann bog das Gefährt seitwärts, wo es plötzlich Halt zu machen schien. —

Ein Eilpostwagen in der Nacht! Was mochte das bedeuten? Zu jeder anderen Zeit würde die Alte der Sache nachgegrübelt haben, heute hatte sie dafür keine Gedanken. Trost und Hoffnung würde ihr der Postwagen gewiß nicht bringen.

Und wieder erklang das Horn des Postillons. Um die Ecke bog das Gefährt; ganz nah in der Straße erklang das Rollen und das Stampfen der Hufe. Und jetzt wurde vor ihrem Häuschen Halt gemacht. Großmütterchen wankte zum Fenster; sie kam eben recht, um zu sehen, wie der Schlag geöffnet wurde und ein Mann heraustrat, der ein schlafendes Kind im Arme hielt.

Wie zitterten der Alten die Knie. Wär's möglich? War ihr Gebet doch erhört? Sie stand in der Hausthür; sie nahm dem vornehmen Herrn das Kind ab; sie stammelte Dank und hörte in Eile den kurzen Bericht, der sie über alles aufklärte. Und dann rollte die Post ihren Weg wieder zurück, während sie das Kind behutsam in die Schlafkammer trug und aufs Bett legte. Dorchen war so übermüdet, daß sie beim Entkleiden nicht einmal aufwachte, fester, traumloser Schlaf hielt sie umfangen. Großmütterchen

saß noch lange am Bettchen und beobachtete ihren Liebling. Ein heißes, inbrünstiges Dankgebet stieg aus ihrem Herzen zu Gott empor, und endlich legte sie dann ihren alten, müden Körper auch zur Ruhe.

Daß die Freude in der landrätlichen Villa nicht minder groß gewesen war, als der Onkel mit dem verschlafenen Klärchen anlangte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die namenlose Angst verwandelte sich sogleich in hellen Jubel. Das Kind wanderte von einem Arm in den andern, wurde abgeküßt und ausgefragt, und ihr Wunsch, die kleine Leidensgefährtin am andern Tage bei sich zu sehen, wurde ihr gern gewährt.

Erst als der Morgen graute, und Onkel Konrad schon beinahe wieder in Hessenstein angelangt war, fand Ruhe und Schlaf auch in diesem Hause Einlaß.

Und nun fragt ihr wohl, woher ich diese Geschichte aus alter Zeit erfahren habe. Mein Großmütterchen hat sie mir erzählt: mein Großmütterchen, das mir beim Schreiben manchmal über die Schulter blickt und ab und zu Einwendungen macht: „Mit der Brücke war's nicht so, mein Kind, die brauchte man nicht zu überschreiten; Lenzlingen und Hessenstein liegen ja an demselben Flußufer; und die Post fuhr auch nicht vor Großmütterchens Thüre, ein Diener brachte Dorchen in der Nacht nach Hause. Und „tapfere, kleine Kerle" hat der Baron die Kinder ganz gewiß nicht genannt, dazu war er viel zu gebildet und vornehm." — „Aber das macht ja alles nichts", antworte ich meinem Großmütterchen. „Siehst du, ich brauche die Brücken, die Lenzlinger und die Hessensteiner; ich brauche auch den Postwagen vor der Hausthüre mit seinem Räderrollen, seinem Pferdegetrappel und seinem Hornruf, und ich brauche auch die tapferen, kleinen Kerle. Ich möchte doch gern etwas Eigenes zu der Geschichte geben; nicht alles nur so niederschreiben, wie du es mir erzählt hast. Dazu habe ich sogar ein Recht, und die kleinen Leserinnen dürfen gar nicht merken, wo die Wirklichkeit aufhört und die Dichtung anfängt." — Dann nickt sie mir wohl zu, die gute Alte und meint, wenn sich die Sache so verhielte, sollte es ihr schon recht sein.

Und nun will ich euch noch eins anvertrauen: Mein Großmütterchen von heute mit dem lieben, runzlichen Gesicht, den treuen Augen und dem schneeweißen Haar, das schlicht gescheitelt unter dem schwarzen Mützchen hervorlugt, ist ja das kleine Dorchen von damals.

Therese Schefer.



Die kleine Wäscherin.

Wie gut ist's, daß es Seife giebt,
Warm Wasser und 'ne Wanne,
Für Eine, die das Waschen liebt,
Für unsre kleine Hanne!
Die folgte brav dem Mütterlein
In diesen letzten Wochen,
Drum darf sie heute Waschfrau sein,
Wie man es ihr versprochen.

Wie schaut sie doch so fröhlich drein!
Ich glaube: Liesel, Käthchen,
Susanne, Line, Gretelein,
Kurz all' ihr lust'gen Mädchen,
Ihr tauchtet alle gerne hier
Die Händchen ein, die raschen,
Und hälfet gern dem Hannchen hier
Die Puppenwäsche waschen.

Was gäb' das für 'nen Seifenschaum!
Wie schnell ging das wohl heute,
Ihr würdet fertig wie im Traum —
Ich weiß, wer sich da freute!
Da freute sich die Holz-Marie,
Die allem mußt' entsagen
Bis auf die gelben Schuhe, die
Das Waschen nicht vertragen.

Du, liebe Waschfrau, denk' daran
Und rege flink die Hände
Sieh, deine arme Holzmadam
Erkältet sich am Ende.
Und wenn sie nun den Schnupfen kriegt,
Dann weinst du, kleine Hanne,
Und bist nicht mehr so herzvergnügt
Wie jetzt an deiner Wanne.



Linna, das Indianermädchen.

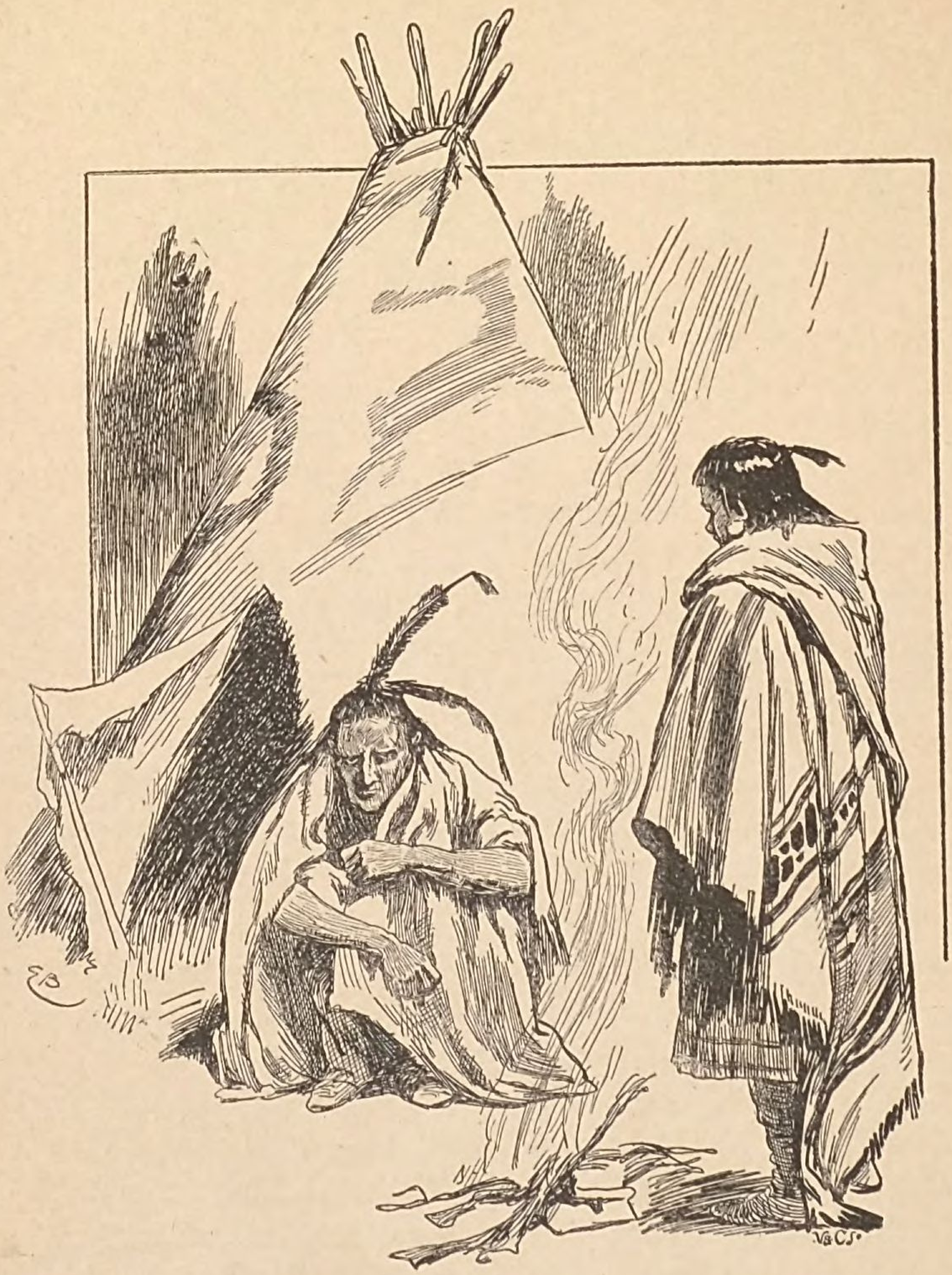
Heute erzähle ich euch eine Geschichte von einem kleinen Indianermädchen. Dazu müßt ihr mir nach Amerika folgen in ein schönes Land, das Pennsylvanien heißt, und das zu der Zeit, wo unsere Geschichte sich zutrug, der Schauplatz vieler Kämpfe zwischen den Fremden, aus Europa gekommenen Ansiedlern und den eingeborenen Indianerstämmen war.

Am Rande des Urwaldes in einem schlichten, einfachen Blockhaus wohnte der Farmer Ripley, der aus England stammte. Er hatte eine liebe, fleißige Frau, einen Sohn Benjamin, kurz Ben genannt, der schon neunzehn Jahre alt war und ihm bei der Urbarmachung des Waldes und auf der Jagd tüchtig zur Seite stand, und ein kleines Töchterchen von acht Jahren, Alice mit Namen. Die kleine Familie war sehr glücklich und zufrieden. Selten kamen sie mit andern Ansiedlern zusammen. Die nächste Stadt war viele Meilen entfernt, und wenn der Vater sich einmal dahin aufmachte, um die Pelze der erlegten Jagdtiere zu verkaufen, und alles das dafür einzuhandeln, was sie durchaus zum Leben bedurften, so blieb er immer einige Tage aus.

Auch jetzt mußte er wieder einmal die Reise antreten. Es fehlte an Pulver und allerlei Kleidungsstücken, welche die fleißigen, geschickten Hände der Hausfrau, die gar viel fertig brachten, doch nicht herstellen konnten. Dieses Mal verließ der liebende Vater die Seinen mit großer Besorgnis, denn vor kurzem hatte er von einem Nachbar gehört, daß die Streitigkeiten aufs neue ausgebrochen seien, und daß die Delawaren, ein feindlich gesinnter Indianerstamm, andere Ansiedler bedroht hatten. Bisher hatte die kleine Familie noch nie von den Indianern zu leiden gehabt, ihre Ruhe war noch nie gestört worden. Sie selbst waren auch immer friedlich gesinnt gewesen und wußten wohl, daß sich viele der Ansiedler durch ihre Härte und die gänzliche Mißachtung der Rechte der Indianer den Haß derselben zugezogen hatten. Aber wenn die Indianer jetzt feindlich vordrangen, so würden sie sich gewiß ebenso gegen sie wie gegen die andern Ansiedler wenden, und wie leicht konnten sie während der Abwesenheit des Vaters das Blockhaus überfallen! Das beunruhigte diesen, und er hätte so gern die Reise aufgeschoben, wenn es sich hätte einrichten lassen.

„Geh unbesorgt, Vater," sagte Ben, „ich schütze Mutter und Alice, bis du zurückkehrst. Ich bin doch groß und stark genug dazu, ja, du hast neulich selbst gesagt, ich verstände eine Waffe zu führen!"

Mit freudigem Stolz schauten Vater und Mutter auf den mutigen Jüngling. Ja, er war ein guter Sohn und ein liebevoller Bruder, das wußten sie.



„Recht, mein Junge," sagte der Vater, „Gott gebe nur, daß du nicht nötig hast, die Waffe zu führen, und daß die Gefahr glücklich vorübergeht. Ich werde mich gleich morgen früh aufmachen und versuchen, so schnell als möglich zurück zu sein!" —

Am andern Morgen gaben Mutter und Kinder dem Vater ein Stück das Geleit, und erst als seine hohe Gestalt unter den Bäumen verschwunden war, kehrten sie in das Haus zurück. „Wir wollen recht fleißig sein, nicht wahr, mein Junge?" sagte die Mutter, deren Herz doch etwas ängstlich klopfte im Gedanken an das Alleinsein in gefährlicher Zeit, „da vergehen die Stunden und Tage bis zur Rückkehr des Vaters schneller. Ich will mich gleich ans Waschen begeben und dann das Haus von oben bis unten blitzblank machen!"

„Und ich will versuchen, das ganze Stück fertig auszuroden, das ich mit Vater begann, er wird sich freuen, wenn er es fertig findet," setzte der Sohn hinzu, griff nach seinem Arbeitszeug und ging dann fröhlich an das schwere Werk. Die kleine Alice, die auch helfen wollte, trippelte erst um Mütterchens Waschfaß herum und spielte mit dem Seifenschaum, dann aber lief sie vor das Haus, einige Schritte in den Wald hinein, wo es schattig war, setzte sich auf den weichen, mit Moos bewachsenen Waldboden und spielte mit bunten Steinchen. So hatte jedes seine Beschäftigung, und wenn sich auch die Mutter sorgte, so ahnte sie doch nicht, wie nahe ihnen die Gefahr war.

Wenige Meilen von ihrer Ansiedlung entfernt, hatten die Indianer im Walde ihr Lager aufgeschlagen. Ungefähr zu derselben Zeit, als Farmer Ripley sich von seinen Lieben verabschiedete, saß vor der Thür seines Zeltes Omas, ein Delawarenhäuptling,

mit finsterm Gesicht. Vor ihm stand seine Frau, die ihn um etwas zu bitten schien, was er nicht bewilligen wollte. „Sie sollen alle umkommen, die Bleichgesichter," sagte er in seiner Sprache.

„Aber nicht die, welche uns Gutes thaten," wagte die Frau einzuwenden, „und der drüben am Waldrand wohnt," sie zeigte nach der Richtung von Ripleys Farm, „hat mich einst, als ich totmüde und hungrig im Walde lag, in seinen Wigwam geführt und mich verpflegt, bis ich wieder Kraft hatte, weiter zu gehen. Nein, Omas ist ein großer Krieger, er vergißt nicht, was man den Seinen für Wohlthat erwiesen. Laß ihn leben, ihn und wer zu seinem Hause gehört!"

Lange schwieg der Krieger, dann sagte er: „Omas ist groß, aber er wird die Bleichgesichter nicht schützen können, wenn seine Brüder kämpfen wollen!"

„Nein, wenn sie schon da sind, dann ist es zu spät, darum gehe jetzt und hilf ihnen!"

Omas schwieg. Da bat die Frau: „So thue das eine; gehe hin und erkunde, wie es dort steht und sieh auch, ob ich nicht wahr rede, wenn ich dir sage, daß ihr Herz gut ist, besser als das ihrer Brüder. Nimm Linna mit, sie mag dir folgen und mir Nachricht bringen, was du entschieden. Möge es Gutes sein!" — So sprach die Frau, und der Krieger saß noch eine Weile in tiefem Sinnen da — dann nahm er sein Gewehr aus der Hütte, rief seinem Kinde und schlug mit ihm die Richtung nach der Farm Ripleys ein. — —

Fröhlich wie immer spielte die kleine Alice unterdes; sie war gewohnt, sich allein zu beschäftigen und pflegte dabei immer zu plaudern, indem sie ihre Stimme den verschiedenen Personen oder Dingen, die sie sprechen ließ, anpaßte. Plötzlich hörte sie schon ganz dicht neben sich einen Tritt, sie schaute auf und sah vor sich einen Indianer, einen Häuptling in vollem Waffenschmuck, der sie mit finsterem Gesicht betrachtete. Furchtlos schaute ihn das Kind an, sie hatte schon öfter Indianer gesehen und wußte nichts von Feindseligkeiten. Sie rief auch nicht nach Hülfe, nein, nach einem Weilchen stummen Staunens sagte sie sogar: „Guten Tag, Indianer!" und reichte ihm die Hand hin. Der Häuptling that, als sähe er es nicht. „Willst du zu meiner Mutter und zu Ben?" fuhr Alice fragend fort, „die sind im Haus. Vater ist nicht da, der ist fort in die Stadt!" Einen raschen Blick warf der Indianer auf das Haus. „Vater wollte nicht gern fort," sagte die Kleine, „wollte uns nicht allein lassen, aber der liebe Gott ist doch bei uns, nicht wahr, Indianer?"

„Ugh," stieß dieser hervor und schaute das Kind, wie es schien, etwas freundlicher an; es war auch solch liebes, unschuldiges Kindergesicht, was sich zu ihm erhob. Was thust du, kleines Bleichgesicht? fragte er, auf die Steinchen deutend.

„Ich spiele," sagte diese, „aber Bleichgesicht heiße ich nicht, ich heiße Alice. Wie heißt du denn?"

„Omas," sagte der Indianer und reckte sich stolz in die Höhe, „Omas, großer Krieger der Delawaren."

„Omas, Omas," sagte die Kleine vor sich hin, wie wenn sie den Namen merken

wollte, und plötzlich fragte sie: „Nennen dich deine Kinder auch Omas? — Du hast doch welche? - Ja?“

Eifrig hing das Gesicht der Kleinen an dem des Kriegers, das sich jetzt aufhellte, als er sagte: „Ja, Omas kleine Linna hat, groß wie du!“

„O, ein kleines Mädchen hast du und Linna heißt sie, bitte, bitte, bringe sie mit her, ich möchte so gern mit ihr spielen! Sieh, ich muß immer allein spielen und alles allein sagen, und das ist nicht schön. Nicht wahr, du holst sie? Ich will sie auch lieb haben. Ist sie vielleicht nicht weit von hier?“ — Das kleine Mädchen war aufgesprungen und dem Krieger nachgegangen, der einige Schritte zurückgetreten war und forschend in den Wald blickte.



„Aber große Bleichgesichter böse gegen kleines Indianermädchen,“ sagte der Häuptling wie unschlüssig.

„Wenn du mit Bleichgesichtern meine Mutter meinst und Ben, nein, das ist nicht wahr! O, die sind gut mit euch, auch Vater, der sagt immer: Die Indianer haben recht, denen gehörte das Land, und wir dürfen sie nicht verdrängen.“

„Ugh,“ sagte der Indianer wieder und schaute das Kind forschend an, im nächsten Augenblick aber stieß er einen leisen und doch durchdringenden Pfiff aus, und gleich darauf kam über die Lichtung her ein kleines braunes Mädchen gesprungen.

„Ach, ist das Linna?“ fragte Alice vergnügt und reichte auch gleich die Hand der Kleinen hin, die nach einem Blick auf ihren Vater auch „Guten Tag“ in englischer Sprache sagte. „Ach, wie gut, daß du sprichst wie ich,“ sagte Linna, da können wir zusammen spielen, komm, ich will dir die Steinchen zeigen! Ich schenke dir auch die Hälfte. Paß auf, so muß man es machen! und nun warf sie eins in die Luft, raffte schnell ein anderes auf und fing das erste dann wieder, und beide lachten fröhlich, wenn es nicht gelingen wollte. Der Häuptling aber, der ernste Krieger, sah zu und hatte gewiß seine Freude daran, wenngleich man auch seinen strengen Zügen wenig davon ansah.

„Alice, Alice, komm nun herein,“ tönte da plötzlich Frau Ripleys Stimme, und gehorsam sprang die Kleine auf.

„Linna, ich muß hinein, nicht wahr, du kommst mit mir zu Mutter und zu Ben.

Die freuen sich auch und haben dich lieb. Omas, Linna darf doch mit mir hineingehen?" Der Krieger schwieg.

„Ich habe mich doch so gefreut, daß ich sie zum Spielen hatte, und nachher will ich ihr das Spiel weiter zeigen und meine Puppe und alles, was ich habe," bat die Kleine.

Einen Augenblick sann der Krieger nach. „Führe Omas zu Mutter."

Gehorsam und furchtlos ergriff die kleine Alice die Hand des Häuptlings und that, was er geheißen. „Sieh, Mutter, das ist Omas," sagte die Kleine, „und Linna will mit mir spielen. Ich möchte es so gern. Nicht wahr, du hast sie lieb, und Ben auch?"



„Aber Kind, was redest du?" fragte die Mutter und sah nicht ohne Schrecken den finster blickenden Krieger an. „Geh," sagte dieser zu Alice und winkte ihr zurückzutreten, dann trat er dicht an die Frau Ripley, stützte den Kopf auf das Gewehr und sagte: „Weißt du nicht, daß Krieg ist zwischen Bleichgesichtern und Indianern?"

„Ja, sagte die Frau, „aber wir sind keine Feinde, wir haben nie einem Indianer ein Leid zugefügt, nun werden sie auch uns nichts anhaben!"

Wieder stieß der Indianer einen Ton des Erstaunens aus. „Krieger kommen, bald hier sein, werden nicht fragen, werden töten!"

„O, was sollen wir thun?“ klagte die Frau. „Können wir uns verbergen? Wollt Ihr uns helfen?“

Eine bange Pause verstrich. „Verbergen, nicht helfen, Indianer schlau, alle finden,“ sagte der Häuptling.

„Was bleibt uns dann übrig,“ sagte die Frau, „mein Mann ist fern, was sollen wir thun?“

„Flüchten in den Wald, junger Krieger, kleines Bleichgesicht, Mutter, alle.“

„Aber wir wissen weder Weg noch Steg, wie sollen wir die Stadt erreichen?“

„Omas wird euch schon führen, Omas und Linna,“ sagte jetzt der Krieger.



„O, habt Dank, aber warum wollt ihr das thun?“ fragte jetzt die Frau, der Bedenken an die Treue des Indianers kamen, und die eine List vermutete.

„Denke des Tages,“ sagte Omas, „dein Mann brachte kranke Indianerin in den Wigwam, Ihr pflegtet sie. Kranke Frau Linnas Mutter, Omas euch dafür danken und Linna auch!“

Frau Ripleys Augen leuchteten auf. „O, wohl weiß ich mich noch zu erinnern, wenig genug war es, was wir thun konnten für die kranke Frau, und wir thaten es gern. Sollte die Liebesthat so reiche Früchte tragen? Dank sei euch, tausend Dank!“

Der Indianer wies allen Dank von sich. „Ich jetzt gehen, kommen und sagen, wenn Flucht nötig!“ sagte er, dann schaute er auf und sah die Kinder, die am Haus standen und auf die Erlaubnis zu warten schienen, näher kommen zu dürfen. Die Mutter winkte: „Komm, mein Kind, komm Kleine, bist du Linna?“

„Ja,“ sagte diese jetzt schüchtern und ängstlich, wurde aber zuversichtlicher, als Frau Ripley freundlich über ihr Haar strich. Dies sah der Krieger mit augenscheinlichem Wohlgefallen. „Bitte, Mütterchen,“ bat Alice, „sage doch Omas, daß er Linna erlaubt, heute bei mir zu bleiben den ganzen Tag und bitte, auch die Nacht!“

„Sehr gern, liebes Kind, wenn wir nur selber hierbleiben können.“

„Wie, hier in unserm Hause? warum denn nicht?“ fragte die Kleine ganz verwundert.

„Die Feinde kommen, Indianer!“ sagte die Mutter.

„Ach, die thun uns kein Leid, Vater ist ja so gut mit ihnen. Weine nicht, Mütterchen. Omas, nicht wahr, du thust uns nichts — und du läßt Linna hier.“

Der Krieger antwortete: „Ja, Omas wird Linna holen, wenn Zeit ist. Nicht fürchten! Bald wieder!“ Und ehe die andern noch etwas sagen konnten, eilte er schon dem Walde zu. „Danke, danke Omas,“ rief Alice noch nach, „laß mir, bitte, Linna recht lange.“

Als der Häuptling sich entfernt hatte, rief Frau Ripley ihren Sohn herein und teilte ihm mit, was sie erfahren hatte. Sofort nahm der mutige Jüngling sein Gewehr von der Wand. „Laß sie nur kommen, Mütterchen, ich schütze euch!“

Wenn sie aber in großer Zahl sind, was dann? Nein, mein Sohn, der Delaware hat uns gesagt, wir müßten fliehen.“

„Wie? er selbst, fragte Ben, und ist doch der tapfersten Krieger einer; wie geht das?“ — „Das ist das Verdienst deines guten Vaters, der einst seiner Frau Obdach gewährt hat,“ sagte die Mutter, „zum Dank dafür will uns Omas schützen. Ich habe Vertrauen zu ihm und werde thun, was er sagt.“

Was für einen fröhlichen Nachmittag verlebten die beiden kleinen Mädchen! Alice wurde nicht müde zu zeigen und Linna nicht müde zu sehen und sich zu wundern über die vielen Dinge, die sie noch nie gesehen hatte. Als es endlich dunkel wurde, und sie beide hinaufstiegen in das Giebelstübchen, wo sie schlafen sollten, staunte Linna Alices Bett an. Sie selbst wollte sich weder in dieses noch in ein anderes, für sie bereitetes legen. Ohne ihre Kleider abzulegen, streckte sie sich neben Alices Bett auf die Erde nieder, und Frau Ripley hüllte sie in eine Decke ein. „Ach, Mutter, so kann sie doch nicht schlafen,“ meinte Alice bedauernd, aber die Mutter sagte: „Laß sie, mein Kind, sie thut, wie sie es gewohnt ist.“ Da schwieg das kleine Mädchen, sagte ihr Abendgebet, reichte durch ihr Gitterbettchen noch einmal Linna die Hand hin und schlief dann ein. Bald war alles still im Hause, auch die Muter war trotz ihrer Sorgen eingeschlafen.

Noch war es finster draußen; da hob plötzlich die kleine Linna den Kopf hoch und lauschte. Ein leiser Ruf, wie der eines Vogels ertönte. Sie hielt die Hand an den Mund und antwortete in derselben Weise. Dann sprang sie auf. „Frau,“ rief sie, „Omas ist da, mein Vater, ich höre ihn; öffnet das Haus!“

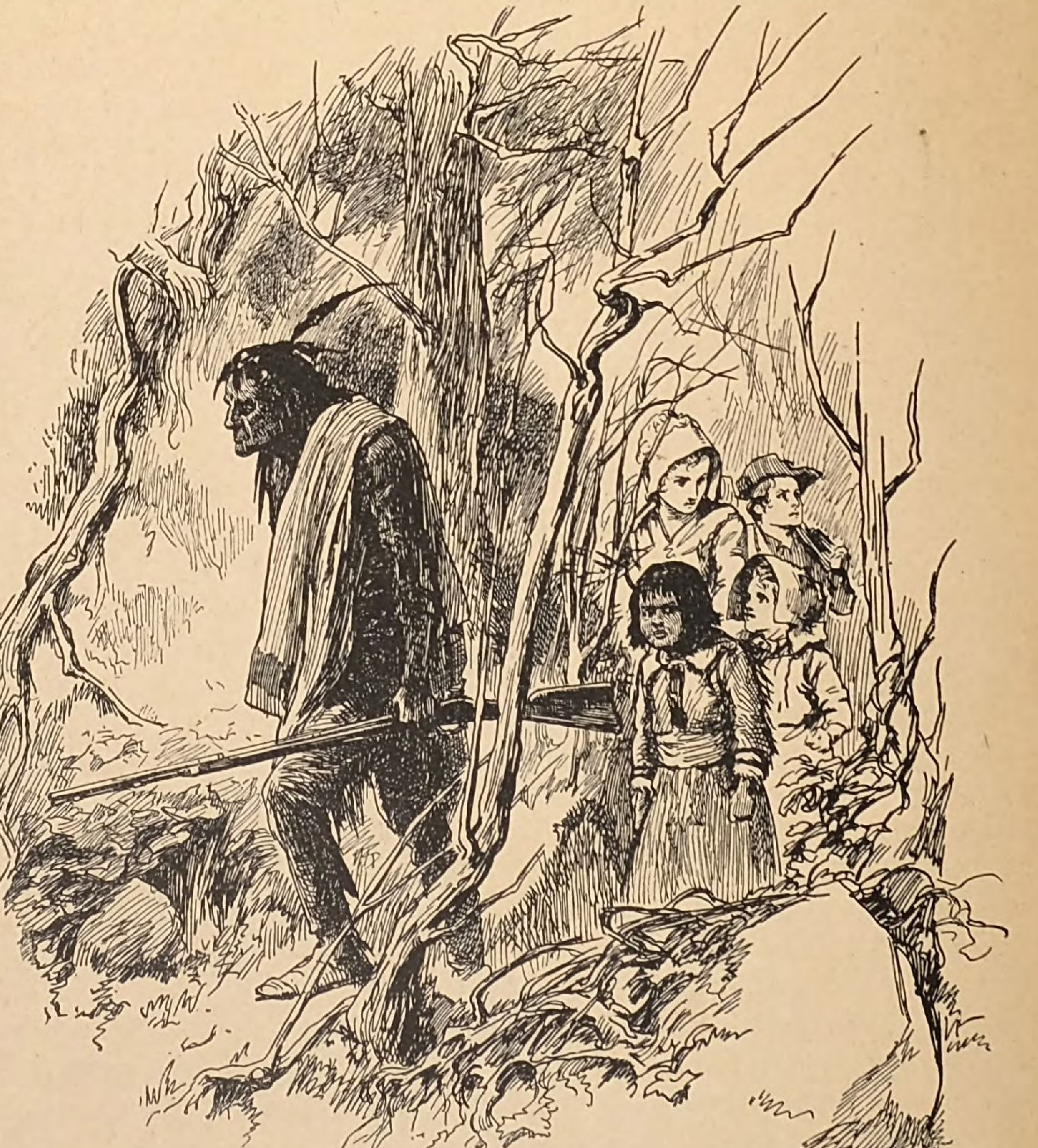
Mit zitternden Händen zündete Frau Ripley Licht an, warf ihre Kleider über und eilte die Treppe hinab, um die Hausthür aufzuschließen. Das kleine Indianermädchen war ihr schon vorausgeeilt, hatte unten ein Fenster geöffnet und sich hinausgeschwungen. Mit Omas trat sie an Frau Ripleys Seite, als diese die Thür öffnete. „Feinde nah, sagte der Indianer, „bald hier. Fliehen, Frau, Sohn, kleines Mädchen!“

„Wir? jetzt in der Nacht?“ fragte Frau Ripley.

„Morgen zu spät! Schnell, Kinder wecken, Wald flüchten! Nicht fragen mehr, thun!“

Frau Ripley zauderte nun nicht mehr und verlor keinen Augenblick. Sie weckte ihren Sohn, der sich sofort vom Lager erhob und sich bereit machte, sie hob die Kleine aus ihrem Bettchen, kleidete sie an und suchte sie zu beruhigen, was ihr auch gleich gelang,

als sie ihr sagte, daß Linna mitgehen werde. Dann raffte sie zwei wollene Decken von dem Bettchen zusammen und eilte in die Küche, um etwas Speisevorrat in ein Säckchen zu packen. Da folgte ihr Linna und zupfte sie am Ärmel. „Fort," drängte sie, „Omas wartet!" Gleich darauf verließen die Flüchtlinge das Haus und traten in den dämmernden Morgen hinaus. Dicht hinter ihrem Vater schritt das kleine Indianermädchen, mit ihren



schwarzen Augen eifrig umherspähend und augenscheinlich ganz gewöhnt an solche gefahrvolle Wanderungen. Ihr folgte Alice, jetzt gar nicht müde, in kindlicher Unschuld sich der Abwechslung und des Spaziergangs freuend. Was würde sie nun alles im Wald zu sehen bekommen! Sie hatte sich schon immer gewünscht, einmal recht, recht tief hinein zu kommen, und bis jetzt hatte sie der Vater noch nicht mitnehmen wollen. Nun ging es auf einmal hinein und noch dazu mit einer kleinen Gefährtin, mit Linna, die sie schon so lieb ge-

wonnen hatte. Fröhlich schaute sie zu ihrer Mutter auf. — „Mütterchen, ich freue mich," hatte sie sagen wollen, als sie aber sah, daß die Mutter mit tieftraurigem Blick nach dem Häuschen zurückschaute, da wagte sie nicht, ihre Freude zu zeigen, ergriff der Mutter Hand und streichelte sie nur lieb und freundlich. Es war doch recht schmerzlich und traurig, das liebe Häuschen, das die fleißigen Hände ihres Mannes und ihre eigenen mit hatten aufrichten helfen, in dem jedes Stück ihr lieb und vertraut war, in dem sie zufriedene, glückliche Jahre verlebt hatte, verlassen und mit ihren Lieben sich flüchten zu müssen. Und wie würde ihr Mann erschrecken, wenn er, zurückkehrend, ihre Wohnung in einen Trümmerhaufen verwandelt fände? Würde er nicht glauben müssen, sie seien alle tot! Wohl hatte sie Omas gebeten, sie nach der Stadt zu geleiten, wo ihr Mann weilte, aber wie unwahrscheinlich war es, daß sie ihn treffen würden! Omas hatte ihr angedeutet, daß er, um den sie vielleicht verfolgenden Feinden zu entgehen, nicht in gerader Richtung nach der Stadt gehen, sondern Seitenwege einschlagen müsse; natürlich würden sie so längere Zeit brauchen, um die Stadt zu erreichen, und ihr Mann würde längst den Heimweg angetreten haben, ehe sie dort eintreffen würden. Und dann! Welche Gefahren drohten ihnen bei der Flucht! Wie würde das zarte kleine Mädchen solche Mühseligkeiten und Beschwerden ertragen können! Frau Ripley seufzte traurig auf bei diesem Gedanken! Da schaute die Kleine liebreich zu ihr auf. „Nicht weinen, Mütterchen," sagte sie, „der liebe Gott geht ja mit uns."

„Ja, du hast recht, Kind," antwortete die Mutter, „er wird uns behüten, es kann ja nichts geschehen, als was er hat ersehen." Sie faltete die Hände und schaute empor zum Himmel, und Trost und Vertrauen zogen in ihr Herz. Und wie sie nun sich umwandte und in das frische, mutige Gesicht ihres Knaben blickte, da wich die Furcht, und sie ging getröstet weiter. Dieser erste Tag der Flucht verstrich ohne besondere Erlebnisse. Omas führte den Weg, achtete auf alle Zeichen, die ihm die Richtung erkennen lehrten; mittags ruhten sie im Schatten der mächtigen Bäume, und Frau Ripley teilte aus ihrem Säckchen allen aus; die Kinder waren fröhlich und gesprächig und klagten noch nicht über Müdigkeit, auch kein Feind ließ sich hören, und sie kamen ein gutes Stück vorwärts. Am Abend suchte Omas einen Lagerplatz aus, hieß die Kinder Reisig zusammensuchen, zündete ein Feuer an, und nun lagerten sich alle um dasselbe! Bald fielen den Kindern die Augen zu, und Frau Ripley, dankbar, daß sie die Decken hatte mitnehmen können, hüllte die beiden in dieselben ein. Alice legte sich aber nicht nieder, ohne erst ihr Abendgebet zu sagen, und Linna schaute ihr mit ernster Miene zu.

„Gute Nacht, Linna," sagte dann die Kleine, „sieh, heute schlafe ich auch wie du, aber weißt du, im Bettchen liegt es sich doch besser," setzte sie leise, um ihre Mutter nicht dadurch zu betrüben, hinzu. Gleich darauf aber schlief sie schon. Die Wanderung durch den Wald hatte sie so ermüdet. Die Erwachsenen, die still und nachdenklich um das Feuer saßen, bemerkten mit Freude, wie die Kleinen ruhten. „Mutter auch schlafen," sagte der Delaware, „Kraft brauchen morgen, noch viele Tage. Sohn jung, der wachen!"

„Ja, liebe Mutter, ruhe aus!" bat auch Ben. „Versprich mir aber, mich um Mitternacht zu wecken," verlangte die Mutter. „Heute nicht, heute schlafe du bis zum Tagesanbruch; aber sollte ich müde werden, so will ich dich rufen," versprach der Sohn.

Da widerstand die Mutter nicht länger, lehnte den Kopf an den Baumstamm und schloß die Augen. Tiefe Stille herrschte ringsum im Walde. Ben schaute hin nach dem gespenstisch dunkeln Wald, dann wieder in die Flammenglut und zuweilen auf die Gestalt des Indianers neben ihm. Wie gut, daß Omas bei ihnen war! Mit seiner Hülfe würden sie gewiß ihren Weg durch die Wildnis finden! Aber würde er bleiben? So schweigsam der Indianer gewesen war, so hatte er doch heute einige Andeutungen gemacht und Ben allerlei Verhaltungsmaßregeln gegeben, die den Jüngling schließen ließen, daß der Indianer sie nicht den ganzen Weg geleiten würde. Forschend blickte Ben plötzlich den Indianer an und, als hätte er dessen Gedanken erraten, sagte der Delaware plötzlich: „Merke, bis hierher hat Omas euch gebracht, nun fort zum Kampf."

„Wie, Ihr wollt fort?" rief der Knabe erschrocken.

„Junger Krieger stark genug, Linna auch da!" antwortete der Häuptling. „Linna alles wissen im Wald. Sie euch führen. Immer dahin" — er zeigte nach Sonnenaufgang. „Bald an Fluß kommen, Susquehanna, Lauf folgen. Omas da, wenn Gefahr!"

Damit erhob sich der Indianer ganz leise vom Feuer, und nachdem er einen Blick auf die schlafenden Kinder geworfen, schlüpfte er lautlos fort und war bald im Dunkel des Waldes verschwunden. Ben kam alles wie ein Traum vor, und er schaute immer wieder auf die leere Stelle hin, wo der Indianer eben noch gesessen, um sich zu vergewissern, daß er wirklich fort sei. Ein eigentümliches Gefühl beschlich Ben; Furcht und doch auch wieder Stolz und Freude darüber, daß er nun die Verantwortlichkeit für den Schutz seiner Lieben allein trage, daß er nun wirklich mit seiner Wacht ihr Hüter sein müsse. Er faßte seine Büchse fester, legte frische Reiser aufs Feuer, horchte lauschend in die Nacht hinaus, und die Augen, die vorhin, als der wachsame Indianer noch neben ihm gesessen hatte, schon begonnen hatten, sich ein wenig zu schließen, öffneten sich weit mit dem Entschluß, die ganze Nacht wach zu bleiben. „Hilf mir, Herr, daß ich meiner Mutter und der kleinen Schwester ein treuer Schützer sein kann!" betete er. Die Nacht verging; der Morgen brach an. Noch schlummerte die Mutter, von den Anstrengungen und der Sorge des vergangenen Tages ermattet, und der gute Sohn hatte nicht den Mut, sie zu wecken. Er wollte warten, bis es hell genug geworden war, um die Wanderung fortzusetzen. So dachte Ben und überlegte sich sorglich, wie sie dann die Reise fortsetzen wollten, und wie er gewiß auf alle Zeichen achten würde, um die Richtung





nicht zu verfehlen. Da klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter, und aufschauend sah er in Linnas kluges, forschendes Gesicht.

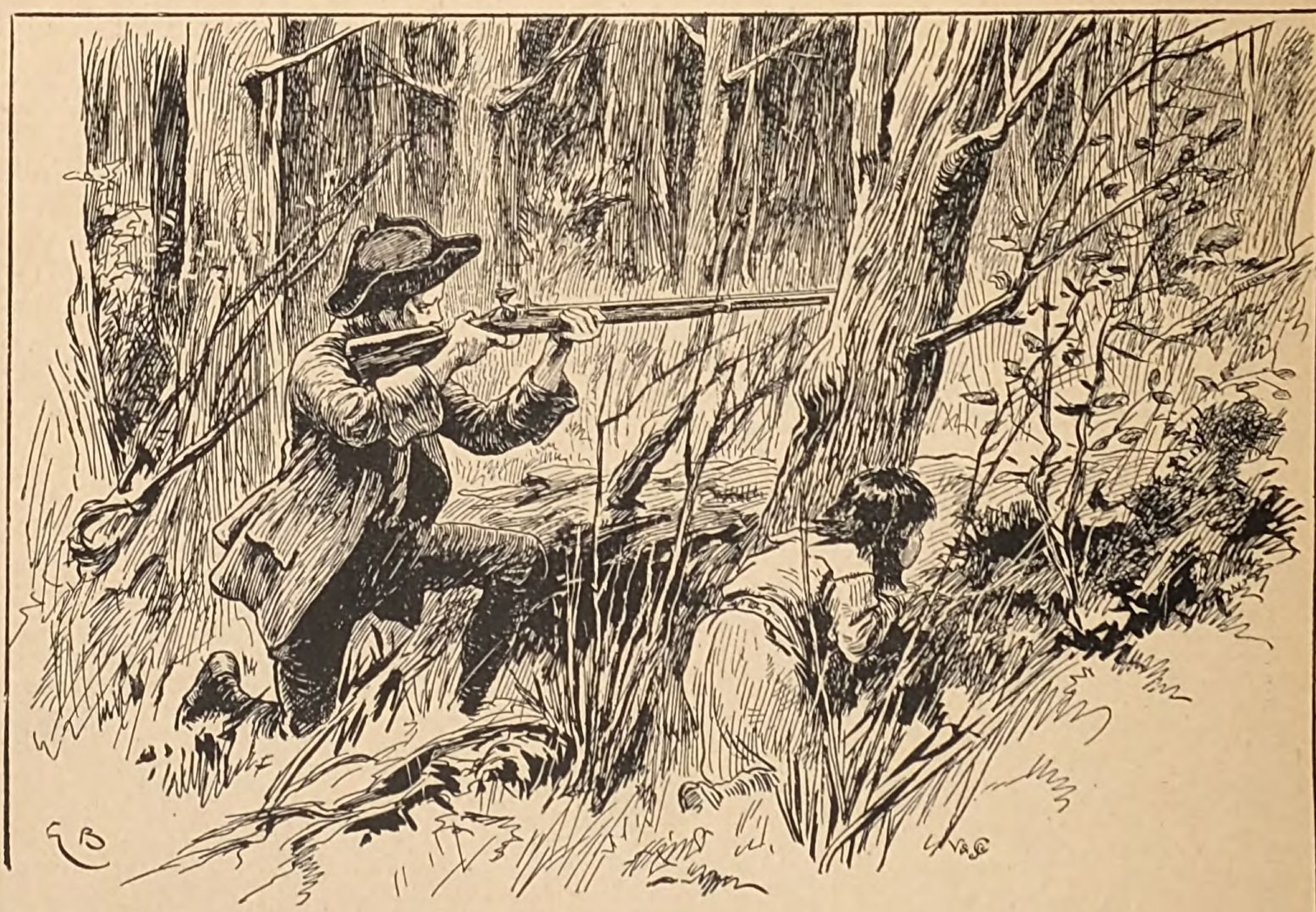
„Du schon auf?“ fragte er.

„Ja, Omas fort, weiß schon, will dir helfen Weg finden.“

„Gut, kleiner Kamerad,“ sagte Ben freundlich und reichte ihr die Hand, „ich danke dir.“

„Auch Essen besorgen,“ fuhr Linna fort.

„Ja, damit wird es schlimm stehen,“ seufzte Ben, dem auch vorhin schon eingefallen war, daß Mutters Mundvorrat nicht weit mehr reichte, „wie sollen wir etwas bekommen, ich darf kein Wild verfolgen, sonst verlieren wir die Richtung.“



Linna lächelte: „Hierher locken,“ sagte sie, „dann schießen!“

„Ja, wenn ich das könnte,“ fuhr Ben fort, „dann wäre es gut, aber das verstehe ich doch nicht!“

„Komm!“ sagte Linna nur, und der erstaunte Ben, der nun schon verstehen gelernt hatte, wie klug das kleine Indianermädchen war, folgte ihr. Leise schlich Linna einige hundert Schritte in den Wald, dann blieb sie stehen, schaute prüfend und aufmerksam um sich und suchte sich endlich einen starkstämmigen Baum, in dessen Nähe viel Unterholz stand, welches ihr Schutz gewährte. Dann winkte sie Ben, sich hinter einem andern Baum zu verbergen und sein Gewehr zum Schusse bereit zu halten. Das that auch Ben ganz gehorsam, durchspähte aber vergeblich den Wald nach irgend einem Wild und

schüttelte, nach Linna schauend, den Kopf, als wenn er sagen wollte: „Aber was soll ich denn schießen!“

„Nur warten,“ sagte das Kopfnicken Linnas, und gleich darauf drang an Bens Ohr ein wunderbarer durchdringender Ton, der sich in bestimmten Zeiträumen wiederholte. Er kannte diesen Laut wohl, es war das Locken des wilden Truthahns, mit welchem er die Hennen herbeiruft. Sollte einer in der Nähe sein? Nein, nichts war zu sehen; aber ganz deutlich hörte er den Ton immer wieder, und nun war kein Zweifel mehr, er kam von Linna. Bewundernd schaute der junge Jäger nach dem klugen Kinde, das geduldig immer wieder das Locken hören ließ. Eine Viertelstunde mochte wohl so vergangen sein, da wandte Linna den Kopf und zeigte mit dem Finger nach einem nahen Baum. Gleichzeitig hatte auch Ben bemerkt, daß eine Truthenne sich dort niedergelassen hatte und sorglich ausspähte nach dem vermeintlichen Gefährten. Ein Knall, einige Flügelschläge, und das erlegte Tier fiel als Beute zu Boden. Triumphierend brachte Linna den schönen Vogel zu Ben, der ihr in lieben Worten dankte und ihre Klugheit pries.

„Nun schnell zur Mutter und zu Alice, sie werden sich ängstigen, wenn sie den Schuß hören und uns nicht sehen,“ sagte Ben, und eilig kehrten sie zum Lager zurück. Schon auf dem Weg dahin kam ihnen die Mutter mit Alice entgegen, und ihre Sorge wurde schnell in Freude verwandelt, als sie Ben und Linna unversehrt sahen und ihre Jagdbeute bemerkten.

„Der soll uns heute Abend munden, jetzt reicht dein Vorrat noch, liebe Mutter, und da es hell geworden ist, wollen wir schnell aufbrechen. In der Morgenkühle wandert es sich am besten, und nach dem Schlaf geht es gut vorwärts!“

„Ja, aber du, lieber Sohn, wie müde wirst du sein nach der Nachtwache! Wo ist aber Omas?“ setzte die Mutter hinzu. Jetzt erst bemerkte sie die Abwesenheit des Kriegers.

„Sorge dich nicht, liebe Mutter, er ist fort. Es hielt ihn nicht länger hier, nun müssen *wir* euch führen, das thun wir gern, nicht wahr, Linna, mein kleiner Kamerad?“ Ben scherzte, um die Mutter zu beruhigen, die doch sorgenvoller war, als sie zeigen wollte. Schnell wurde das Frühstück verzehrt, und nachdem Linna mit Bens Hülfe die Truthenne gerupft hatte, damit sie leichter zu tragen war, begann die kleine Gesellschaft die Wanderung fortzusetzen. Sorgsam achtete Ben auf den Stand der Sonne und auf alle die Zeichen, die ihm Omas tags vorher als wichtig eingeprägt hatte, und Linna, die munter plaudernd Hand in Hand mit der kleinen Alice dahinschritt, wies ihm hier und da, wenn er einen falschen Weg einschlagen wollte, zurecht. Mit Bewunderung schaute auch die Mutter jetzt auf das kleine Mädchen, das schon so viel Scharfblick zeigte. Heute wollte es mit dem Vorwärtsgehen schon nicht so gut gehen wie am Tage zuvor; die kleine Alice war augenscheinlich schon müde, und obgleich sie sich sehr zusammen nahm und ihre Mattigkeit nicht zeigen wollte, merkte es die sorgende Mutter gar bald, daß die Kräfte nachließen. Dazu kam, daß die Sonne an dem Tag sehr heiß brannte, und der Weg sehr beschwerlich war. Was aber für alle als das schwerste sich zeigte, das war der Durst. Vergeblich hofften sie, den von Omas bezeichneten Fluß zu finden; je weiter sie wanderten, desto

mehr verlangten sie nach Wasser, und alles Hoffen schien umsonst. Da legte plötzlich Linna ihr Ohr auf die Erde und lauschte. Nach einer Weile stand sie auf. „Dort," sagte sie und wies nach einer andern als der bisher verfolgten Richtung, „dort Fluß!" Hoffnungsfreudig folgten die andern der Voraneilenden und standen wirklich nach einiger Zeit an einem Fluß, der hier über Felsblöcke rauschend durch den Urwald dahinfloß.

„Das muß der Susquehanna sein, liebe Mutter," rief Ben erfreut, „nun können wir den Weg nicht verfehlen, denn wenn wir das Ufer des Flusses auch einmal verlassen müssen, so können wir uns leicht wieder zurückfinden und wir brauchen nur dem Lauf zu folgen, um in die Stadt zu gelangen!"



„Ja, aber wie weit ist die noch entfernt?" fragte die Mutter.

„Freilich, einige Tage dauert es noch; aber nun erfrischen wir uns an dem klaren Wasser und ruhen während der heißen Mittagsstunden aus, dann geht es doppelt gut vorwärts, nicht wahr, Schwesterchen?" so sagte er und nickte der kleinen Alice zu, die schon mit Linna um die Wette über die Steine sprang, die am Flußufer lagen. Ach, wie der frische Trank sie erquickte! Mütterchen hatte nur noch trockenes Brot, den Rest der mitgenommenen Vorräte; aber mit dem Wasser schmeckte es den Reisenden trefflich, und dann suchten sie sich ein schattiges Plätzchen, einige Schritte vom Ufer entfernt, um zu schlafen. Auch Ben gab jetzt den Bitten der Mutter nach und schloß die Augen. Wie schnell war er eingeschlafen. Linna erklärte Frau Ripley, sie werde jetzt wachen, Indianermädchen mache eine Wanderung durch den Wald nicht müde. Einige Stunden verstrichen, da fühlte Ben ein Kitzeln an der Wange, griff mit der Hand darnach und



erwachte. Linna hatte ihn geweckt und zwar auf diese Weise, um die andern nicht zu stören. „Komm," winkte sie; er stand auf und folgte. Sie führte ihn an das Ufer des Flusses und mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer auf eine Spur zeigend, sagte sie: „Wildes Tier dort gewesen, Pfad durch den Wald, sieh!" Ben strengte seine Augen an, konnte aber nichts entdecken. Plötzlich stieß Linna einen Schreckenslaut aus; diesmal lauter als sonst. „Sieh da — ein Bär — dort drüben!" Die Mutter und Alice, die der Ruf Linnas herbeigelockt hatte, folgten mit ihren Blicken der Richtung, die sie angab und wirklich, jetzt sahen auch sie einen mächtigen Bären, so groß, wie ihn die Mutter und auch Ben nie gesehen hatten, am jenseitigen Ufer stehen.

Jetzt hatte der Bär auch sie bemerkt; er ließ ein dumpfes Brummen hören, wiegte den Kopf hin und her und schaute zu ihnen herüber. Hier gerade war der Fluß schmal; die felsigen Ufer näherten sich einander. Es wäre für den Bären eine Kleinigkeit gewesen, herüber zu schwimmen und sie anzugreifen. Jeden Augenblick konnte er sich ins Wasser stürzen und was dann?



„Baumsteigen!" riet Linna, „nicht auf großen, er klettert nach, nein, auf kleinen, dünnen!"

„Wartet noch," rief Ben, der seine geladene Flinte bereit hielt, „vielleicht kommt er nicht. Kommt er, so schieße ich!"

Und der Bär kam nicht! Noch eine Weile schaute er hinüber nach den Wanderern und dann — er mußte wohl nicht sonderlichen Hunger haben — machte er Kehrt und trabte dem Wald zu. Die vier Flüchtlinge waren einmal wieder gerettet. Dankbar schaute die Mutter zum Himmel empor und drückte dann zärtlich ihr kleines Mädchen an die Brust. Dann kehrten sie an den Lagerplatz zurück, rafften ihre Sachen auf und setzten ihre Wanderung, dem Laufe des Flusses folgend, fort, bald dicht am Ufer, bald etwas davon entfernt gehend.

Noch waren sie kaum eine Viertelstunde vorwärts gegangen, als ein die Waldesstille jäh unterbrechender lauter Schuß sie alle zusammenfahren ließ.

Erschrocken schauten sie sich an. Ein klagendes Brummen folgte und kündete ihnen, daß der Schuß ihrem Petz von vorhin gegolten hatte. Aber wer hatte ihn abgegeben?

Bisher hatten sie keine menschliche Spur im Walde gefunden; jetzt war es sicher, daß Menschen in der Nähe waren, und es mußten Feinde sein!

Wenn sie Indianern in die Hände fielen, waren sie sicher verloren.

Flüsternd berieten sie, was zu thun sei und kamen endlich dahin überein, ihren Weg so vorsichtig als möglich weiter zu verfolgen.

Gewiß würden die Jäger augenblicklich mit dem erlegten Tier zu thun haben; der Schuß war aus der Gegend, die ihnen rechts lag, hergekommen, vielleicht würde es ihnen jetzt am leichtesten gelingen, zu entkommen.

Ein Glück für sie war, daß sie jetzt am steinigen Flußufer wandern konnten, wo ihre Spur nicht so leicht zu verfolgen war, wie wenn sie auf dem weichen Waldboden hätten dahinschreiten müssen. So gingen sie denn tapfer weiter und selbst die kleine Alice



that ihr Möglichstes, um ihre Müdigkeit zu überwinden. Nach und nach wurden sie auch zuversichtlicher, getroster; es schien wirklich, als wenn die unbekannten Jäger ihre Nähe nicht ahnten, und als ob die Entfernung zwischen ihnen immer größer würde. Von Zeit zu Zeit legte Linna ihr Ohr an den Boden und lauschte, aber das Ergebnis war immer, daß sie den Kopf schüttelte und sagte: „Niemand zu hören!“ —

So brach der Abend heran, ohne daß sie irgend etwas Beängstigendes oder Verdächtiges bemerkt hätten, und da sie sehr hungrig waren und kein Stückchen Brot mehr hatten, so beschlossen sie, trotzdem das Feuer sie leicht den Feinden verraten konnte, an geschützter Stelle im Walde ein solches anzubrennen, dann aber für die Nacht an das

steinige Flußufer, das ihnen besseres Versteck gewährte, zurückzukehren. Mit Linnas Hilfe, die so flink und gewandt war, brannte bald ein Feuer empor und die Truthenne briet kunstgerecht am Spieße. Nach der Mahlzeit fühlten sich alle ganz gestärkt; schnell wurde das Feuer ausgelöscht und, so gut es ging, jede Spur desselben verwischt und dann begaben sich alle an das Flußufer, wo sie sich schon vorher einen möglichst von Felsen verdeckten Platz zur Nachtruhe ausersehen hatten. Die Kinder wurden in ihre Decken gehüllt und schliefen bald, die Mutter erklärte, den ersten Teil der Nacht wachen zu wollen und drang in ihren Sohn, während dieser Zeit zu schlafen. Dieser gab der Mutter nach, aber schon zwei Stunden später fuhr er aus unruhigem Schlafe auf und bat sie, nun wachen zu dürfen. Da die Mutter seine Pflichttreue und seine Sorglichkeit anerkannte, sträubte sie sich nicht länger und lehnte den Kopf an das Gestein um zu schlafen. Ben aber saß still und unbeweglich, das Gewehr in der Hand und lauschte in die Nacht hinaus. Plötzlich war es ihm, als sähe er vom Wald her, gerade von da, wo sie vorher ihre Mahlzeit eingenommen hatten, einen hellen Feuerschein leuchten. Sollte ihr Feuer sich wieder entzündet haben? Nein, das war nicht möglich, es war ja ganz niedergebrannt gewesen. Dann konnten nur Feinde, jedenfalls die Jäger, deren Schuß sie heute erschreckt hatte, es aufs neue entzündet haben. War dies aber der Fall, so hatten sie auch ihre Spur bemerkt, würden sie sicher verfolgen und ohne Frage in ihre Gewalt bekommen. Sicherer Tod würde dann ihr Los sein! Er, Ben, würde wohl kämpfen und sich verteidigen, er würde wohl als Krieger fallen, aber seine Mutter, sein Schwesterchen, wie traurig wäre es, wenn sie auch umkämen! Und sie waren, nachdem sie das Ufer des Flusses erreicht hatten und nun gewiß wußten, daß sie die rechte Richtung eingeschlagen hatten, schon so hoffnungsfreudig gewesen! Jedenfalls mußte er, Ben, seine Lieben schützen und deshalb jetzt versuchen, zu erkunden, woher der Lichtschein kam und wer das Feuer entzündet hatte. Er erhob sich und schlich, sein Gewehr fest in der Hand haltend, mit der äußersten Vorsicht vorwärts. Bei jedem Schritt untersuchte er erst den Boden, ob nicht ein dürres Reis, das ihn verraten könnte, daläge und alle seine Sinne anspannend, ging er dem Feuerschein nach. Sein Herz klopfte hörbar, hing doch von dem, was er sehen würde, so viel für sich und die Seinen ab. Es konnten ja auch Ansiedler sein, die gleich ihnen vor den Indianern flüchteten. O, wenn es so wäre, wie glücklich und dankbar wollte er sein! Aber nein, er kam näher, jetzt sah er alles. Ganz deutlich bemerkte er zwei Indianer in Kriegsrüstung, die um das Feuer saßen, das, er sah es ganz deutlich, ihr Lagerfeuer vom Abend war, dessen Spuren die Indianer entdeckt und das sie aufs neue entfacht hatten. Die Indianer am Feuer, die ihm den Rücken zukehrten, schienen zu beraten; jetzt bemerkte Ben zu seinem Schrecken noch einen dritten, wild aussehenden Krieger, der tief zur Erde gebückt, offenbar den Boden nach Spuren der Flüchtlinge untersuchte. „Ugh!“ stieß er plötzlich hervor, hob etwas auf, — es schien nur eine Nadel zu sein — und trat dann zu seinen Gefährten, jedenfalls um ihnen seinen Fund zu zeigen. Diese stießen auch einen Laut des Erstaunens aus; während sie aber ruhig und bewegungslos am Feuer sitzen blieben, ergriff der dritte ein brennendes Stück Holz, das ihm zur Fackel dienen sollte, und begann sein Forschen und Untersuchen

aufs neue. Plötzlich wandte er sich und näherte sich, seine Fackel hochschwingend, der Stelle, wo Ben, hinter einem Baume versteckt, stand. Wenn er noch zwanzig Schritte weiter ging, mußte er ihn entdecken. Bens Herz klopfte; er war ein tapferer, unerschrockener Knabe; aber seine Lage war eine sehr gefährliche. Und er zitterte besonders in Gedanken für die Seinen. „Herr hilf", betete er, und sein Gebet wurde erhört. Etwa zehn Schritte war der Indianer vorgedrungen, da zog wieder etwas seine Aufmerksamkeit auf sich. Er bückte sich, hob etwas empor, und Ben sah bei dem hellen Feuerschein, daß er einen Knochen in der Hand hielt. Es waren die Überreste ihres



Mahls, die der Indianer jetzt gefunden hatte. Er kehrte um, begab sich zu seinen Gefährten zurück und ließ sich, offenbar nun im Klaren über das, was er über die Flüchtlinge hatte wissen wollen, ebenfalls am Feuer nieder. Den Augenblick, wo er seinen Gefährten Bericht erstattete, benutzte Ben, um womöglich noch behutsamer und vorsichtiger als er gekommen, wieder zurückzugehen. Er wußte ja, daß die Indianer beim leisesten Geräusch auffahren, ihn suchen und ihn sicher entdecken würden! — Gott sei Dank, er gelangte unentdeckt zu seinen Lieben zurück! Wie ruhig die Kinder schlummerten, ja selbst die Mutter, deren Gesicht freilich bleich und sorgenvoll aussah, schlief fest und ahnungslos. Sollte er sie wecken? Sollten sie fliehen? Ben kam zu dem Entschluß, daß er sie in Frieden schlummern lassen wollte. So nahe den Indianern, wäre es doch für sie alle

fast eine Unmöglichkeit gewesen, ungehört zu entkommen, und selbst, wenn dies geglückt wäre, konnten sie den Indianern, die ihre Spur entdeckt hatten, doch nicht entrinnen. Gewiß hatten diese ganz genau aus den Spuren erkannt, aus wieviel und was für Personen ihre kleine Gesellschaft bestand, wußten ganz genau, daß sie in ihre Hände fallen mußten und spielten nur mit ihrer sicheren Beute wie die Katze mit der Maus, bis es ihnen gefallen würde, sie gefangen zu nehmen. „Nur Gott kann euch schützen, ich kann es nicht mehr," sagte Ben vor sich hin, „darum schlaft wenigstens in Frieden, bis der Morgen anbricht, an dem ich euch nichts mehr verschweigen kann!" Mit liebendem Blick schaute Ben nach der Mutter und den Kindern und lauschte aufmerksam auf jedes Geräusch vom Walde her. Die Stunden verrannen; alles blieb still. Jedenfalls schliefen auch die Feinde, bis auf den Wächter, den sie gewiß bestimmt hatten. Der Morgen brach an; Ben sah den Himmel sich röten und die leuchtende Sonne, die so vielen heute Glück und Segen bringen würde, aufgehen. Was würde sie ihnen bringen? — Er mußte nun die Mutter wecken und ihr alles sagen.



„Lieber Junge", sagte diese, als er geendet, „ich bin getrost. Laß uns hoffen, mir ist trotz deines traurigen Berichtes, als künde die aufgehende Sonne Gutes für uns."

„Ach, Mütterchen, da fühle auch ich neuen Mut, vielleicht finden wir einen Ausweg, aber wie?"

„Wir wollen Linna fragen, sie weiß vielleicht Rat", sagte die Mutter, und Ben weckte seinen kleinen Kameraden und teilte ihm die Erlebnisse der Nacht mit.

„Was ist zu thun, wir fallen doch sicher in die Hände der Indianer und können ihnen nicht entgehen!" schloß Ben.

„Entgehen nicht", sagte Linna nicht ohne Stolz auf die Klugheit ihrer Stammesgenossen, „das unmöglich, Indianer immer finden alles, aber Linna wird hingehen, mit Kriegern reden."

„Wie, das wolltest du?“ riefen Frau Ripley und Ben verwundert aus.

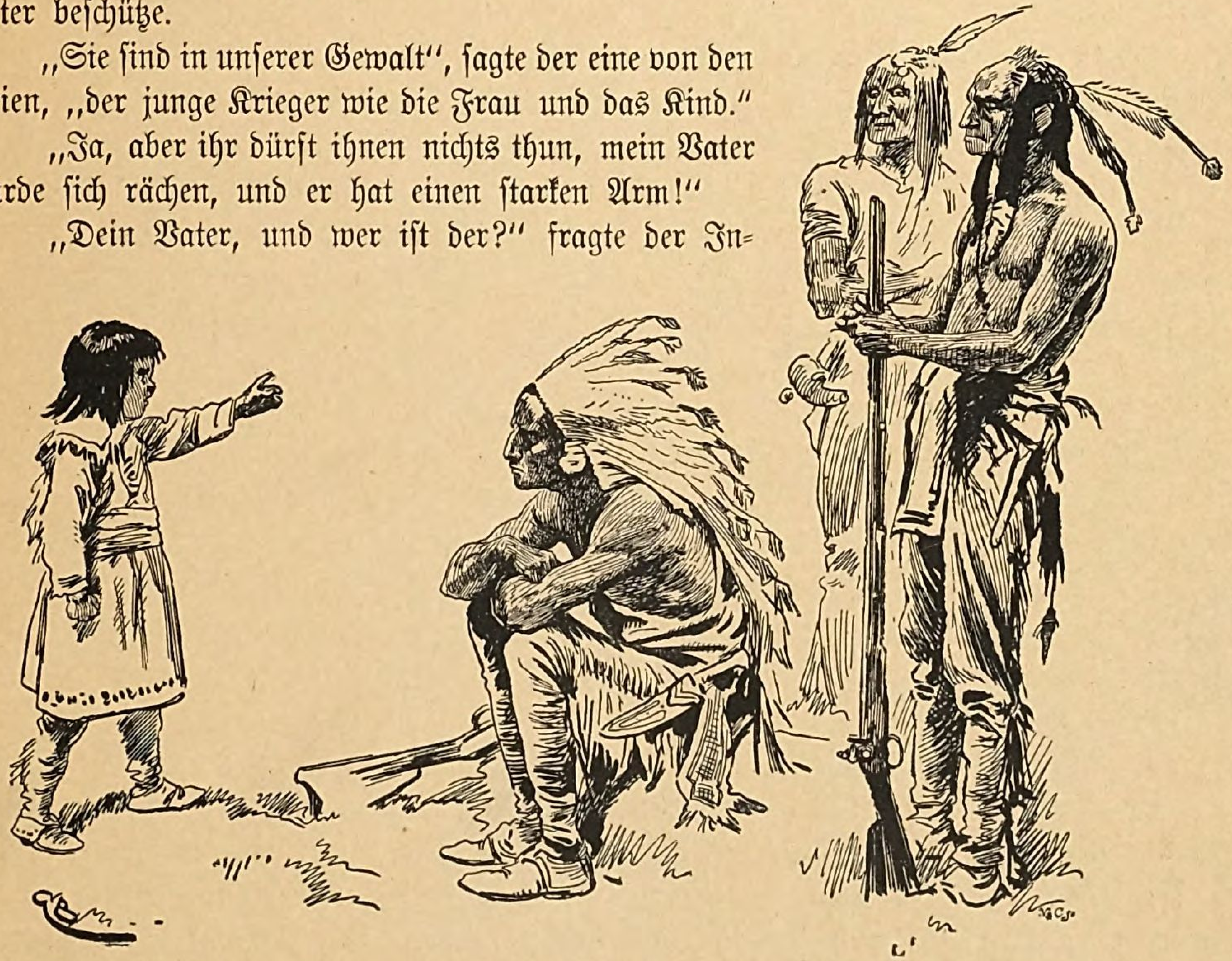
„Ja, Linna keine Furcht, ihr gut zu mir, ich gut zu euch“, und ehe die Beiden noch recht überlegen konnten, ob der Schritt wirklich geraten sei, war auch die Kleine schon in der Richtung, die Ben bezeichnet hatte, verschwunden. Mit zagendem Herzen schauten sie dem mutigen Kinde nach.

Wenige Minuten später fuhren die Krieger an ihrem Lagerfeuer auf; ihr scharfes Ohr hatte einen Tritt vernommen. Mit Verwunderung sahen sie ein Kind ihres Stammes vor sich stehen, das nun furchtlos näher trat und ohne lange Umschweife in mutigen Worten Schutz verlangte für die Bleichgesichter, die ihre Freunde seien, und die ihr Vater beschütze.

„Sie sind in unserer Gewalt“, sagte der eine von den dreien, „der junge Krieger wie die Frau und das Kind.“

„Ja, aber ihr dürft ihnen nichts thun, mein Vater würde sich rächen, und er hat einen starken Arm!“

„Dein Vater, und wer ist der?“ fragte der Indianer wieder trotzig. „Omas, der Häuptling!“ erwiderte Linna stolz; man sah ihr an wie hoch sie sich deshalb hielt. Der Name machte auch offenbar Eindruck auf die Krieger, denn sie verhandelten leise miteinander, und zwei von ihnen schienen nicht abgeneigt, dem Kinde zu Willen zu sein. Der dritte aber, derselbe, der am eifrigsten die Spuren der Flüchtlinge verfolgt hatte und sich die Beute nicht entgehen lassen wollte, redete dagegen und sagte plötzlich: „Und wer sagt, daß dies wahr ist, daß Omas dein Vater ist?“



„Ich sage es, und wehe dem, der die Bleichgesichter anrührt“, sagte da plötzlich eine Stimme, und Omas, der Häuptling, trat in den Kreis. Mit einem Blick der Freude und des Stolzes schaute Linna zu ihm empor; die zwei milder gesinnten Krieger schienen auch erfreut, nur der dritte schaute grimmiger und wilder darein als je vorher. Doch

Omas sprach mit seinen Augen solche deutliche Sprache, daß er keinen Widerspruch mehr wagte und sich still ans Feuer setzte.

Omas winkte Linna, ihm zu den Flüchtlingen voranzugehen, und ohne ein weiteres Wort verließ er die Krieger und trat gleich darauf mit Linna zu Ben und Frau Ripley, die sorgenvoll auf die Rückkehr des kleinen Indianermädchens warteten, und nun mit unverkennbarer Freude Omas, ihren Vater, mit auf sich zukommen sahen. Mit hoffnungsvollem Herzen begrüßten sie ihn.

„Omas hier, dann sind wir gerettet!“ dachte Ben und Frau Ripley.

„Omas, o wie gut, daß du da bist. Es war gar nicht so hübsch ohne dich. Nicht wahr, nun gehst du nicht wieder fort und bringst uns zum lieben Vater in die Stadt“, bat die kleine Alice und schaute schmeichelnd zu ihm empor.

„Zum Vater ja, aber nicht dahin“, sagte Omas, nach der Richtung, die sie jetzt verfolgt hatten, zeigend.

„Was soll das bedeuten? O Omas sprecht, habt ihr meinen Mann gefunden?“

„Ja, gefunden, ist daheim in eurem Wigwam, verwundet im Kampf — aber nicht zum Tode“, fügte er mitleidig hinzu, als er Frau Ripleys erschrockenes Gesicht sah. „Omas Frau dort ihn pflegen, Wunde verbinden. Früher er ihr helfen, nun sie ihm!“

„Gott sei Dank“, sagte Frau Ripley mit Inbrunst, „o, wie gut Ihr seid. Schnell laßt uns umkehren, heim zu ihm. Jetzt gilt es gleich, ob Feinde uns drohen.“

„Keine mehr da!“ sagte Omas, „alle fürchten großen Krieger Omas, der euch schützen. Kommt!“

Es bedurfte keiner weiteren Aufforderung; schnell waren sie bereit zur Rückkehr, und der Wunsch, bald bei dem kranken Vater zu sein, sowie die freudige Hoffnung, das glückliche Heim unversehrt zu finden und da in Frieden weiterleben zu können, ließ alle Beschwerden des Weges vergessen. Omas führte sie jetzt auf dem kürzesten Weg heim, und noch am Abend desselben Tages langten sie in ihrem Häuschen an, wo sie ein glückliches Wiedersehen mit dem lieben Vater feierten, der wohl noch sehr schwach, aber doch außer Gefahr war. Wie innig dankte Frau Ripley der Indianerin, die in ihrer Dankbarkeit ihnen so große Dienste geleistet hatte. Diese aber war mit Linna und Omas verschwunden, ehe die andern recht Zeit gefunden hatten, ihnen zu danken.

Linna kam jedoch in der Folge zuweilen wieder, und sie und die kleine Alice blieben Freunde. Auch Omas kehrte hie und da in ihrem Häuschen ein; immer schaute er dabei liebevoll nach dem kleinen Mädchen, das furchtlos mit dem Krieger scherzte wie mit einem lieben Freund.

Ben wuchs zu einem tüchtigen Mann heran; oft sagte seine Mutter zu ihm: „Mein Sohn, immer schütze die Schwachen! Hilf, wo du kannst, auch dem geringsten deiner Mitmenschen, du weißt, welchen Segen uns die Barmherzigkeit deines Vaters gebracht hat, und je weniger du auf die Vergeltung rechnest, desto unerwarteter sendet sie dir einst der Herr, wie wir es damals bei der traurigen Flucht erfahren durften!“



Kleine Fischersleute.



Mütterlein, schau doch zum Fenster heraus!
Es kommen drei Fischersleut' gerade nach Haus.
Kommen nach Hause nach fröhlichem Fang,
Lachenden Aug's und mit hellem Gesang,
Wollen besuchen die gnädige Frau:
Schau, schau!

Mütterlein, schau doch zum Fenster heraus,
Sehn dir die Leutchen nicht heimatlich aus?
Ob auch dein Mund im Scherze wohl spricht:
„Barfüß'ge Leutchen, die kenne ich nicht!"
Diese die gleichen doch Freundchen genau.
Schau, schau!

Mütterlein, schau doch zum Fenster heraus,
Fischersleut' bieten die Ware jetzt aus:
Fingen zwar gar nichts, — Geräte sind leer, —
Doch frischrote Bäckchen, und die kosten mehr;
Kosten 'nen Kuß von der gnädigen Frau.
Schau, schau! —

Schaute das Mütterlein endlich heraus,
Lief sie zu grüßen und zahlte sie aus.
Küßte voll Liebe die Wangen so rot,
Lud sie als Gäste zu Milch und zu Brot,
That doch, als kenn' sie die Fischer genau.
Schau, schau!



Die Hausgeisterchen.

Eine Kinderaufführung mit Gesang.

Personen:

Die Mutter.
Emmi, ihre zwölfjährige Tochter.
Fränzchen, deren Freundin.
Sechs Hausgeisterchen, doch genügen auch drei.

Die Bühne stellt ein einfaches Zimmer, eine Art Kochstube, dar. Petroleumkochherd an der Seite. Eßtisch. Bücherschränkchen. Durch spanische oder Rollschutzwände muß das Kochstübchen abgeschlossen werden können, so daß ein kleiner Vorsaal entsteht, auf dem ein mit Decke und Blumenvase versehener Tisch, zwei Stühle und einige Bilder zu sehen sind. Zwischen dem ersten und zweiten Teil können, um den Verlauf der dazwischen liegenden Stunden natürlicher erscheinen zu lassen, einige Musikstücke zum Vortrag gebracht werden.

1. Scene.

Mutter (am Frühstückstisch sitzend, einen Brief lesend; Emmi, am Bücherschränkchen kramend, alles durcheinander werfend, nicht auf die Mutter hörend):
Welch' liebe Nachricht! (lesend) Morgen (das ist heut')
Reis' ich durch L. Dort hab' ich Zeit
Vier bis sechs Stunden sicherlich,
Wie herzensgerne säh' ich dich!
Wir haben uns so viel zu sagen,
Sah'n uns nicht seit den Jugendtagen.
O mach' es möglich, komm' nach L. —
(aufsehend) Natürlich! — Emmi, mach' doch schnell!
Ich hab' dir Wicht'ges zu verkünden —

Emmi: Ich kann ja meinen Hut nicht finden.
Die Bücher packt' ich noch nicht ein.
Wo mag denn nur mein Atlas sein?
Und 's Rechenbuch, ich brauch's heut' morgen.

Mutter (die näher getreten ist): Ach, Kind, was
machst du mir für Sorgen,
Dir selbst auch Mühen und Beschwerden!
Will das denn niemals anders werden?
Welch Wirrsal hier in deinem Fach!
Und gestern räumt' ich dir erst nach.
Nur Unordnung, wohin man blickt,
Hier (unter Büchern vorziehend) ist dein Hut und
ganz zerdrückt,
Dein Atlas (unter dem Schrank vorbringend) schreck-
lich! — steckt hier unten!
Sieh her, noch andres giebt's da drunten.
Emmi: Das Rechenbuch —
Mutter: Und ganz zerfetzt!
Emmi (fröhlich): Dank, Mutter, alles hab'
ich jetzt!
Mutter: Doch wie! — Ach, Kind, mir
wird ganz bang,
Bleibst du denn so dein Lebenlang?
Wie sorge ich mich doch um dich!
Emmi: Ach, Mütterchen, ich bess're mich!
Mutter (aufräumend): Ja, das versprachst du
oft und doch
Bliebst du dieselbe immer noch.
Sieh hier! (auf die Unordnung zeigend)
Emmi: Ich räume alles auf
Sogleich nach Tisch, verlaß dich drauf!
Mutter: Ist's wahr? — Ach, alles hast
du krumm
Und schief, die Schürze links gar um,
Die Schleife hängt ganz los am Zopf,
Und an dem Schuh da fehlt ein Knopf.
O Emmi, was sind das für Sachen!
Emmi: Ich will's jetzt wirklich anders
machen!
Mutter: Ja, wär' es wahr! Komm schnell
nun her
Und trinke deine Tasse leer.
Bald wird es schon dreiviertel schlagen,
Ich habe dir etwas zu sagen.
Sieh', Tante Lina hat geschrieben
Emmi: Wie hübsch!
Mutter: Du weißt, wie wir uns lieben.
Sie reist durch L. und bittet mich,
Sie dort zu treffen,
Emmi (freudig): Freue dich!
Du thust's natürlich, Mütterlein?
Mutter: Ich thät' es ja so gern; allein
Wie wird's mit dir? Im Haus, du weißt
Sind alle anderen verreist.
Kathrine holt' ich gerne her —
Emmi (entrüstet): Die Kinderfrau brauch' ich
nicht mehr!
Mutter: Mir würde sie ein Trost doch sein,
Sie wohnt zu weit.
Emmi: Bin doch nicht klein,
Ich fürchte mich auch keine Spur,
Lieb Mütterlein, verreise nur,
Ich werde alles gut besorgen.
Mutter: Ich komme aber nicht vor morgen.
Emmi: Was thut's? Geh ruhig, Mütterlein.
Mutter: Doch du mußt sehr, sehr sorgsam
sein
Und darfst auch wirklich nichts vergessen.
Emmi: Gewiß nicht.
Mutter: Weißt, mit deinem Essen,
Da werde ich nach allem sehn.
Der Schnellzug geht erst gegen zehn.
Merk auf, sonst hab' ich keine Ruh,
Sieh (am Kochherd) hier stellt ich schon alles zu.
Hier wirst du deine Mahlzeit finden,
Brauchst nur die Flammen zu entzünden,
Sieh so! — Dann löschst du's wieder aus.
Bleibst nach der Schule hübsch zu Haus.
Die Milch zum Vesperbrot um vier
Findst du in diesem Töpfchen hier.
Das ist nicht schwer; doch höre, du,
Schließ mir ja stets die Thüre zu.
Bedenk', es könnten Diebe kommen,
Und alles würd' uns weggenommen.
Schau Kind, so (zeigend) schnappt man zu
die Thür,

Den Schlüssel (mit ihr nach vorn gehend, ihn unter die Tischdecke schiebend) findest du dann hier.
Du schließest auf und legest wieder
Ihn an derselben Stelle nieder.
Weißt du's? (nach der Uhr sehend) Nun geh, gleich schlägt es acht.
Ade, mein Kind, sei recht bedacht,
Und mache deine Sache gut.
Emmi: Ja, Mütterchen, hab' frohen Mut,
Grüß auch die Tante schön von mir,
Mutter: 's geht, hoff' ich, alles gut bei dir,
Leb' wohl!
Emmi: Leb' wohl! (Emmi ab).
Mutter: Da eilt sie hin,
Gut ist das Herz, doch leicht der Sinn,
Wer kann die Folgen da ermessen!
(zu Emmi, die wieder kommt)
Was ist's?
Emmi (die Mappe nehmend): Die hatt' ich nur vergessen!
Mutter: Ach Kind!
Emmi: Mir fiel's zur Zeit noch ein,
Sei nur nicht traurig, Mütterlein,
Ich mache dir bald nie mehr Not.
Ade!
Mutter (ihr nacheilend):
Hier ist noch's Butterbrot. —
Sie ist doch gar zu unbedacht,
Und stets zerstreut. Da schlägt es acht.
So geht es immer Tag für Tag,
Ob sie sich einmal bessern mag?
Das Beste wär', ich bliebe da.
Doch nein, vielleicht ist's gut. — Ja, ja!
Ich reise, lasse sie allein,
Vielleicht wird es ihr heilsam sein.
Jetzt mach' ich immer wieder gut,
Was Emmi irgend Dummes thut.
Heut machen's ihr die Folgen klar,
Wenn sie zerstreut, vergessen war.
Hausgeisterlein, Hausgeisterlein,
Schützt freundlich ihr mein Töchterlein,
Laßt nicht zu viel des Unheils nah'n!
Die Zeit ist um, ich muß zur Bahn.
(Bei ihrer Rede hat sie für Emmi den Tisch gedeckt, allerlei weggeräumt, sich zum Ausgehen fertig gemacht.)
Vielleicht treff' ich den Frühzug noch
Und komm' auch eher heim, was doch
Am Ende wirklich besser wär'.
Ade, das Herz ist mir recht schwer.
So! ob sie ihn wohl finden kann!
(schnappt die Thür zu und legt den Schlüssel an die bezeichnete Stelle)
Ich wette, sie denkt nicht daran.
Das arme Kind! (schwankt, ob sie bleiben soll)
Nein, 's ist ihr gut!
Hausgeisterlein, nehmt sie in Hut.
(ab.)

2. Scene.

(Spielt auf dem Vorsaal.)

Erstes Hausgeistchen (kommt aus einer Ecke):
Hausgeisterlein, spitzt all' das Ohr!
Kommt aus eurem Eckchen vor!
Habt ihr's alle denn vernommen?
Sollen hier zum Helfen kommen.
Emmi hüten, 's Töchterlein,
Weil die Mutter fern wird sein.
Zweites Hausgeistchen (sich hinter dem Ohr kratzend):
Den unachtsamen Irrwisch, ach!
Das ist 'ne äußerst schwere Sach'!
Mir graut es!
Drittes Hausgeistchen: Die zerstreute Liese,
Na, keine treibt's so weit wie diese.
Viertes Hausgeistchen: Seit dieses Haus hier ist gebaut,
Ward auf sein Glück von uns geschaut.
Stets konnten wir's in Segen thun,
Doch anders steht die Sache nun,
Wo dieses Mädchen Tag und Nacht
Der Mutter nichts als Sorge macht.

'S ist schlimm!

(Die Männchen setzen sich alle im Kreis herum, den Kopf gedankenvoll auf die Ellbogen gestützt).

Erst die drei rechts: Ja, ja! (ernst den Kopf schüttelnd)

Die drei links: Schlimm ist's, ja, ja!

Drittes: Was fängt man an?

Sechstes: Was macht man da?

Viertes: Ein ganz untüchtig Mädchen ist sie,

Fünftes: Und alle Pflichten, die vergißt sie.

Erstes: Von Ordnung hat sie keine Spur!

Zweites: Bedachtsamkeit wünscht man ihr nur.

Die andern: Drum zieht auch Frohsinn nicht hier ein.

Erstes: Doch so soll's nimmer bleiben, nein,
Versucht mit mir vereint in Kraft,
Ob man nicht bess're Zeiten schafft.
Wir wollen probieren,
Die Maid zu kurieren!

Alle: Wir? — O, wie fängt man dieses an?

Erstes: Ich weiß; ich habe meinen Plan.
Wir müssen sie nur dahin führen,
Selbst schwer die Folgen zu verspüren
Von dem, was sie stets Dummes macht.

Alle andern: Doch wie, das sag' uns.

Erstes: Gebt nur acht!
Ich denke, wir erreichen's so,
Und machen's Mütterlein recht froh
Und machen auch dem Dirnlein Mut,
Denn, seht, im Grunde ist es gut.
Wir treiben ihr den Leichtsinn aus,
Und Frohsinn herrscht dann rings im Haus.

Fünftes: Der sich (drückt sich in die Ecke) jetzt in den Ecken
Muß immerdar verstecken.

Erstes: Paßt auf, bald ist sie wieder hier.
Singt jetzt zur Freud ein Lied mit mir.

(Sie schließen einen Kreis und tanzen, oder machen passende Schritte und Bewegungen)

Mel.: Der Bauer hat ein Taubenhaus.

Es hat ein Mägdlein krausen Sinn,
Steckt nichts als Flüchtigkeit darin!
Wie kann man die vertreiben?
Und sind's auch schwere Sachen,
Wir wollen es doch machen,
Wir Männchen im Vereine,
ha! ha! ha! ha! ha!

Drittes: Horch, horch, ich höre Tritte nah'n!

Alle: Paßt auf, da fängt die Arbeit an.

Erstes: Nun kommt ganz leis und kommt ganz sacht,
Ich sag' euch, was ich ausgedacht.
Ihr helft doch gern!

Alle: Ja, ja, ja, ja,
Hausgeister sind zum Guten da!

(ab).

3. Scene.

Emmi (kommt langsam näher): So — hm! Die Mutter ist ja fort!
(frischer): Ich denke aber an mein Wort,
Ich will für alles sorgen heut,
Daß sich die Mutter auch 'mal freut.
(Will gedankenlos öffnen.)
Ei freilich, ja, die Thür ist zu.
Kein Schlüssel dran! Wo steckst denn du?
Die Mutter sagt, sie legt ihn her.
Doch wohin? Ach, ich weiß nicht mehr.
(Sucht überall) Da ist er! Oh, wie froh ich bin,
Ich leg' ihn gleich auch wieder hin.
Er sollte doch nicht stecken bleiben,
Daß Diebe nicht ihr Wesen treiben.
(Schließt auf, zieht den Schlüssel ab, macht einen Schritt nach dem Tisch, steckt ihn aber in die Tasche)
So, hier bin ich nun ganz allein,
Ich will in allem achtsam sein.
Den Hut häng' ich ganz sorgsam auf,
Leg' auch die Mappe hier hinauf.

(Ein Buch fällt heraus). Auch für das Buch
wird gut gesorgt,
Die Lina hat es mir geborgt.
Gewiß ist es besonders schön,
Die Bilder möcht' ich gern beseh'n.
(Blättert darin.) Doch nein, das erste ist die
Pflicht,
Wie mein lieb Mütterlein stets spricht.
Drum zugeklappt! — Nicht les' ich nun,
Ich will — ja was will ich denn thun?
Hm! eigentlich müßt' ich wohl essen.
Ja freilich, fast hätt' ich's vergessen.
Ich muß es wärmen, daß es schmeckt,
Die gute Mutter hat gedeckt,
Hat alles schon zurechtgemacht,
Ja, wäre ich doch so bedacht.
Ich möcht' es ja, und 's ist so schwer!
Was wollt' ich denn? — Ich weiß nicht
mehr!
Ach so! (geht an den Herd, hebt jeden Deckel auf)
Das ist die Suppe wohl?
Nein, dieses nicht, das ist der Kohl.
Und das der Braten. — Alles kalt,
Natürlich, warm wird es ja bald.
Ich stehe hier und warte drauf
Und passe recht auf alles auf.
Ja, Mütterchen, dich freut' es sehr,
Sähst du ein Weilchen nur hierher.
(Faßt die Töpfe an.)
Wie wunderbar, 's ist noch nicht heiß,
Das dauert lang. — Thut nichts, ich weiß
Wie ich die Zeit verbring' indessen,
Ich lese, bis es gut mein Essen.
Das darf ich doch! Nur zehn Minuten
Ich wollt' das Essen thät sich sputen.
So! (setzt sich hin) Ei, wie schön ist dieses
Bild,
Wie ist der Ritter zornig, wild!
Der ist gewiß sehr bös gewesen,
Nein, die Geschichte muß ich lesen!
(Sie sitzt nun da und liest eifrig, auf nichts achtend, unterdes kommen die Männchen aus den Ecken hervor, zeigen mit allerlei komischen Geberden auf sie und auf den Kochherd, ahmen laut das Schlagen einer Uhr nach, ohne daß sie es merkt, drohen mit dem Finger u. s. w.)
Ei, das war schön! (die Töpfe anfassend) Noch
ist's nicht warm,
Da ist es weiter ja kein Harm,
Les' ich die andre noch dabei —

Fränzchen (erst von draußen): Emmi, komm schnell,
es ist halb zwei,
Wir müssen in die Schule gehn.

Emmi: Ist's möglich? — Hast du recht
gesehn?

Fränzchen: Du hast wohl lesend hier gesessen
Und noch zu Mittag nicht gegessen?
O Emmi!

Emmi: Ich kann nichts dafür,
Sieh doch, so lange steht's schon hier
Und wird nicht heiß.

Fränzchen (nachsehend): Welch Unverstand!
Hast ja kein Feuer angebrannt!
Nicht hier, nicht da!

Emmi: Ist's wirklich wahr?
Ach, das vergaß ich ganz und gar.
(weinerlich) Was thun?

Fränzchen: 's giebt wohl nun Hungersnot?
Ei, iß doch nur ein Butterbrot.
Das kannst du doch noch ganz geschwinde.

Emmi: Ich weiß nicht, wo das Brot
ich finde,
Die Mutter stellt stets alles fort,
Ich niemals.

Fränzchen: Sieh, es ist ja dort.

Emmi: Und's Messer?

Fränzchen: Vor dir liegt es ja. Schnell
hole nun auch noch die Butter.

Emmi: Wo ist sie nur?

Fränzchen (suchend): Hilfst du der Mutter
Denn gar nicht? (Bringt die Butter.)
So, nun kannst du schneiden.

Emmi (die sich sehr dumm anstellt): Ach, 's ist so
schwer!

Fränzchen (es ihr abnehmend): Ich kann nicht leiden,
Daß es dir in die Finger geht.
Emmi: Ja, wenn man so was nicht versteht.
Fränzchen: Da muß man jeden Tag probieren.
Die Tante würde dich kurieren,
Die ist so böse, zankt oft sehr —
Emmi: Die Mutter nicht.
Fränzchen: Um so mehr
Mußt du es ihr zu Liebe thun.
Emmi: Ach, ja, ich mach' es anders nun,
Hast recht, ich will nun hülfreich sein.
Fränzchen: Oh hätt' ich noch mein Mütterlein,
Wie wollte ich mir Mühe geben,
Wie wollt' ich ihr zu Liebe leben.
Emmi: Arm' Fränzchen!
Fränzchen: Du kannst sie noch pflegen!
Emmi: Ich ärg're sie nur allerwegen,
Ich mach' ihr Kummer spät und früh —
Fränzchen: So gieb von nun an dir recht Müh'.
Emmi: Ich möchte ja —
Fränzchen: Nun, dann ist's gut,
Komm nun und habe frohen Mut!
Wir müssen fort. Doch nicht versäumen,
Schnell gilt es, alles wegzuräumen.
So — 's ist gethan. Flink war's geschehn,
Nimm deine Mappe, laß uns gehn.
Emmi: Dank erst, lieb Fränzchen, Dank sei dir,
Gar vieles lernt' ich heut von dir
Wärm ich heut Abend mir das Essen
Werd ich —
Fränzchen (lachend): Das Feuer nicht vergessen,
Doch hoff' ich, du, mein hungrig Tröpfchen,
Vergißt vor allem nie dein Köpfchen.
(ab.)

4. Scene.

Erstes Hausgeistchen: Fort ist sie, fort, Hausgeistchen kommt,
Jetzt wird gethan, was ihr wohl frommt.
Zweites: Jetzt wird der Jungfer Unbedacht
Gehörig Sorg' und Angst gemacht.
Drittes: Jetzt räumen wir dem Leichtsinn keck
Hier von dem Vorsaal alles weg.
(Sie tragen Tischdecke, Vasen, Bilder in den Hintergrund.)
Alle: Ei, fröhlich helfen alle wir.
Erstes: Nun schiebt sie zu, ganz fest die Thür.
Ich rufe euch zu rechter Zeit.
Alle: Ja, thue es, wir sind bereit.
Emmi (kommt langsam): So, endlich, endlich schlug es vier.
'S ist recht, vor Hunger sterb' ich schier.
Ich konnte gar kein Wort mehr fassen, —
Vermochte nicht mehr aufzupassen.
Wie gut, daß nun die Schule aus:
Jetzt halte ich den Mittagsschmaus.
Die Thür ist zu! — Natürlich doch,
Das Schlüsselplätzchen weiß ich noch.
Ich will ihn holen — dort ist's ja,
Der Schlüssel aber — ist — nicht — da!
Hier lag er an der Ecke,
Verhüllt von einer Decke.
Die Decke — ob ich blind wohl bin!
Wo ist denn nur die Decke hin?
Und wo der Stuhl, der dort gestanden,
Die Bilder, die sich hier befanden?
O, es sind Diebe dagewesen.
Mir war so wirr von all' dem Lesen,
Da habe ich, so unbedacht,
Gar keine Thür hier zugemacht.
Ach, was wird nun die Mutter sagen,
Hier ward nun alles weggetragen
Und hier (versucht die Thür zu öffnen) 'S ist zu, wie klopft mein Herz!
Das macht der Mutter neuen Schmerz! —

Hier räumten sie wohl alles aus,
Sie waren ja allein im Haus.
(weinend) Was hab' ich Dummes nun gethan,
Welch Unheil richtete ich an!
Ach, mich bekümmert's bitterlich,
Wer hilft mir wohl, wer bessert mich?
(setzt sich auf die Schwelle.)
Wie konnt' so achtlos ich nur sein.
Nun sitz' ich hungernd hier allein —
O weh, wie ist das Herz mir schwer,
Wie sorg', wie bang' ich mich so sehr!
(weint, schläft ein.)

(Hinter der Bühne wird die Melodie des folgenden Gesanges erst einige Mal leise gespielt, vielleicht auch eine andere, dann ziehen die Männchen gleich einem Traumbild an ihr vorbei, jedes berührt sie mit seinem Stäbchen.)
Mel.: So leb' denn wohl ꝛc.

Alle (leise und langsam erst hinter der Bühne):
Ist Bess'rung wirklich dein Begehr?
Hausgeisterlein, die freut es sehr.
Sie kehren freundlich bei dir ein,
Und helfen dir beim Bessersein.

Erstes: Folg' mir, ich bin die Frömmigkeit,
Ich helf' zum Rechten jederzeit. —
Hab' stets den Blick zum Herrn gericht'
Und möglich scheint dir jede Pflicht.

Zweites: Die Ordnung, Mägdelein, bin ich,
Ich bitte sehr, beachte mich.
Du warst nicht hold mir, fandst nur Müh,
Nun lieb' mich, ich erspare sie.

Drittes: Bedachtsamkeit mein Name heißt,
Bin dir ein unbekannter Geist,
Doch möcht' ich gern ins Köpfchen dein,
Und bitte, laß mich fürder ein.

Viertes: Die Hilfsbereitschaft nennt man mich,
Des Hauses Glück bereite ich.
Das herrscht, wo jedes Liebe hegt,
Ein Glied das andre freundlich trägt.

Fünftes: Ob's Dirnlein meinen Namen weiß?
Ich bin die Thatkraft, bin der Fleiß.
Wer mich stets wählet zum Geleit,
Der hat für Thorheit niemals Zeit.

Sechstes: Und zogen all' die andern ein,
Muß auch der Frohsinn drinnen sein.
Der Frohsinn, der aus liebem Haus
Die bösen Geister treibet aus.

Alle (sprechend): Steht nun nach uns noch dein Begehr,
So ruf' uns Männlein alle her,
Wir treiben dann zu deinem Glück
Die bösen nach und nach zurück.

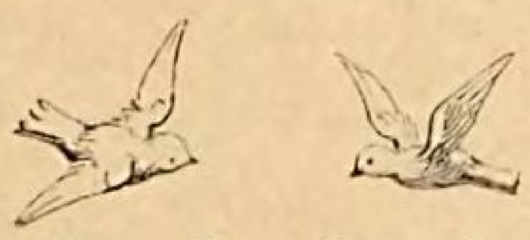
Erstes (mit dem Stäbchen berührend): Pfleg' Frömmigkeit!
Zweites: Und Ordnung auch!
Drittes: Bedachtsam werden sei dein Brauch.
Viertes: Sei allezeit — Gern hilfsbereit.
Fünftes: Meid' Faulheit, pflege stets den Fleiß —
Sechstes: Dann kommt der Frohsinn selbst ganz leis.
Alle: Und alle Hausgeistchen allhier
Die dienen gern und freudig dir. (ab.)

Emmi (erwachend): Bin ich denn wach? Ich glaub' es kaum!
Ja sieh! — Doch 's war ein lieber Traum.
Ich schlief so bang und traurig ein
Und bat, wer wird mir Helfer sein?
Da kamen die Hausgeister her —
Ob sie wohl helfen? Wünsch' es sehr.
Wer war's doch? Frömmigkeit fing an,
Und das ist wohl gar recht gethan.
Ja, frömmer, besser will ich sein,
Dann stellt auch andres sich mit ein.
Ach, Fleiß und Thatkraft, Ordnungssinn,
Was jetzt noch nicht im Köpfchen drin.
Ich bin so frisch! — Ich will nicht ruh'n,
Will auf mich raffen und was thun.
Nicht träumen. Alles besser machen,
(geht nach der Seite, glücklich)
Welch' Glück, hier stehen ja die Sachen,
Ganz unversehrt, sieh' einer an —

Ob das die Hausgeistchen gethan?
Rasch will ich alles wiederbringen (thut es)
Schwer ist's — und doch, es wird gelingen.
Die Bilder häng' ich auf! Es geht!
Wie froh bin ich, daß alles steht
Und gar nichts fehlt. Heiß ist mir sehr,
(holt das Taschentuch, da fällt der Schlüssel heraus)
Wo kommt denn da der Schlüssel her?
Aus meiner Tasche. O wie schön!
Nun kann ich in das Zimmer gehn.
(schließt auf)
Ist's leer? — Nein, alles hier! Wie gut!
Gleich hab' ich frischen, frohen Mut.
Ach, ist schon meine Schuld gesühnt?
Ich hab' es wirklich nicht verdient.
So voller Dank bin ich dafür,
Nun mach' ich alles gut allhier.
Jetzt (an den Kochherd gehend) zünd' die Flamme ich darunter,
So, liebes Lämpchen, brenne munter.
Das wär' gethan. Was könnt' ich nun
Wohl für die liebe Mutter thun?
Was sie erfreut? — Am frühen Morgen
Kehrt sie schon heim, drum will ich sorgen.
Den Lehnstuhl rücke ich ihr her,
Die weichen Schuh, das freut sie sehr.
So, schön! Was könnt' das Mütterlein
Wohl sonst von mir noch recht erfreu'n?
Ich weiß es wohl, hier räum' ich auf,
Dann drüben, dort, ja paß' nur auf —
Dann näh' ich noch die Knöpfe da —
Ob sie sich freut?

Mutter (die schon vor einer Weile eingetreten ist): O, Emmi, ja!
Emmi: Du, Mutter hier, o welch ein Glück!
Mutter: Ich kam mit früh'rem Zug zurück.
Emmi: Weil — weil du so besorgt um mich —
Mutter: Ja, liebes Kind, doch froh bin ich.
Welch' Freude hast du mir gemacht
(setzt sich in den Lehnstuhl)
Seit wann ist Emmi so bedacht,
So ordentlich, so fleißig? Sprich!
Emmi: Die Hausgeistchen erzogen mich.
Viel Dummes that ich, will's nicht verhehlen.
Ich will es später dir erzählen.
Doch, Mütterchen, probier's mit mir,
Ich hoffe, jetzt gefall' ich dir —
Und geht es noch nicht immer gut —
Mutter: So helf' ich dir und stärk' den Mut.
Lieb Kind, wie bin ich doch so froh!
Emmi: Lieb Mütterchen, ich ebenso!
Mutter: So danken wir den Hausgeistlein!
Emmi: Dem Fränzchen auch. Sieh, Mütterlein,
Da steht sie draußen an der Thür;
Sie war so gut, so lieb zu mir.
(leise) Und schau, sie kommt so gern hieher
Die Mutter fehlt ihr ja so sehr.
Mutter: Dann komm', lieb Kind, komm jeden Tag,
So oft dein Herz es wünschen mag!
Fränzchen: Ich danke!
Emmi: O, wie wird das fein!
Du hilfst mir dann recht achtsam sein.
Hilfst mir die gute Mutter pflegen
Und alle Hausgeistchen zu hegen.
Wie schön!
Alle Hausgeistchen (aus den Ecken guckend): Ja, schön, aus diesem Haus
Zieh'n wir dann nimmermehr hinaus.
Wir schirmen es zu jeder Zeit —
Sechstes (sein Mützchen schwenkend): Und Frohsinn herrscht hier weit und breit.

— Ende. —



* * * *

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.

Plauderstündchen

ist in einem vollständigen, 352 Seiten starken Bande, erschienen, aber auch in zwei Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung beider Halbbände ist

der erste mit   der zweite mit

* * * *   * * * *

auf dem Titelblatte versehen.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten, war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von seinem reichen und gediegenen Inhalte überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen freundlich beitragen zu wollen.

Nürnberg: Theo. Stroefer's Kunstverlag.

Plauderstündchen

ist in einem vollständigen, 352 Seiten starken Bande, erschienen, aber auch in zwei Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung beider Halbbände ist

der erste mit   der zweite mit

* * * *   * * * *

auf dem Titelblatte versehen.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten, war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von seinem reichen und gediegenen Inhalte überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen freundlich beitragen zu wollen.

Nürnberg: Theo. Stroefer's Kunstverlag.

/ Brauer, Agnes / Binder, Helene

Plauderstündchen eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen von 8-12 Jahren

Bd.: 4,1

[1897]